40
379(4

F. I. Bertuch.

Memoiren

des Marschals

Herzogs von Richelieu,

Pairs von Frankreich und Ober-Kammerherrn des Königs;

als Enthüllung der Geschichte des Französischen Hofes unter Ludwig XIV, der Regentschaft des Herzogs von Orleans, Ludwig XV, und der vierzehn ersten Jahre der Regierung Ludwigs XVI, Königs der Franzosen, und des Wiederbringers der Freyheit; in der Bibliothek und unter den Augen des verstorbenen Herrn Marschals zusammengetragen, und der Französischen Nation gewidmet.

Vierter Theil.

Mit Churfürstl. Sächsisch. gnädigstem Privilegio.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1791.

G. n. 14428

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhaltsanzeige
des vierten Bandes,

Erste Abtheilung.
Ministerium des Herzogs von Bourbon.

Seite

I. Schilderung dieses Herrn und seiner Liebschaften, besonders der Frau von Prie; ingleichen der Minister, Sitten; Hofanekdoten. 3

II. Rivalität der Häuser Orleans und Condé. 7

III. Fortsetzung. — Vermählung des Herzogs von Orleans. 9

IV. Le Blanc. — Sitten der Zeit. 13

V. Beförderungen am Hofe. 22

Inhaltsanzeige.

Seite

VI. Zurücksendung der Infantin von Spanien, und Vermählung Ludwigs XV mit der Tochter des Königs Stanislaus. — Anekdote von der Reise der Frau von Prie nach Tours, in Bezug auf das Projekt die Schwester des Herzogs von Bourbon, Mademoiselle von Vermandois, dem König zur Gemahlin zu geben. 24

VII. Einrichtung des Hofstaats der Königin; Schilderung ihrer Damen; wie der König in den ehelichen Pflichten unterrichtet wurde. 32

VIII. Gesandtschaft des Herzogs von Richelieu zu Wien im J. 1725. Schilderung des Kaisers, seines Hofs und seiner Minister. 38

IX. Wirklicher Bestand der französischen Finanzen im J. 1726. Unrichtiges Compte-rendu. Auflage des Cinquantieme. Schilderung der vier Brüder Pâris. 47

X. Fortsetzung vom Cinquantieme; Lit-de-Justice; Widersprüche von Seiten des Parlements und der Geistlichkeit — Betrachtungen über die Erbliche- und Wahlrepräsentation in einer Monarchie — Erniedrigung der Parlemente. Vorstellungen von denen zu Toulouse, Bourdeaux, Metz und von Bretagne; sonderbare Anekdote von der Frau von Prie beym Empfang der letztern — Traurige Lage des Staats. 57

XI. Fruchtlose Versuche den Bischof von Frejus zu stürzen, von der Königin und dem Herzog von Bourbon unternommen. Charakter des Herzogs von Mortemart, der dem König angiebt, wie er seinen Lehrer zurückrufen soll — Hofdetails — Betrachtungen über Ludwig XV. 75

XII.

Inhaltsanzeige.

Seite

XII. Lage des Hofs und der Frau von Prie vor der Verweisung des Herzogs von Bourbon — Briefe von ihr an den Herzog von Richelieu. 86

XIII. Verweisung des Herzogs von Bourbon und der Frau von Prie; ihre Schilderung des französischen Hofs und ihrer selbst, in einem Briefe von ihr an den Marschall von Richelieu — Vergleich zwischen dem König und Fleury. 94

XIV. Schilderung der Frau von Prie — wie sie, Dodun und Duverney den Herzog von Bourbon betrogen; sonderbare Anekdote von Vergebung des blauen Bandes. Aufenthalt des Herzogs von Bourbon zu Chantilly — Hofdetails, vom Marquis von Silly. 104

XV. Ueber die Gesetzgebung, insonderheit vom Code noir. 112

*** *** ***

Auswurf der Staatseinnahme und Ausgabe im J. 1726. (zum IX. Absch. S. 47.) 115

Zwote Abtheilung.

Ministerium des Cardinals Fleury.

I. Allgemeine Uebersicht seit dem Absterben Ludwigs XIV. 121

Inhaltsanzeige.

Seite

II. Schilderung des Hofs, des Königs und der Königin im J. 1726. 123

III. Fortsetzung — Schilderung der Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt — Rambouillet — Die verwittwete Königin von Spanien 130

IV. Fleury. 136

V. Seine ersten Operationen. 141

VI. Pollet, sein Beichtvater; Barjac, sein Kammerdiener, und die Religiosen von Saint-Sulpice, seine Rathgeber. 151

VII. Fortsetzung von des Herzogs von R. Gesandtschaft in Wien. 167

VIII. Frankreichs Verhältniß und Interesse gegen Oesterreich im J. 1726. 179

IX. Noch mehr die ausländischen Angelegenheiten betreffend. 194

X. Anekdoten von den Kardinälen Fleury und Polignac. 207

XI. Hof- und Ministerialanekdoten. 221

XII. Schilderung der Häupter der beyden Faktionen in Frankreich während Fleury's Ministerschaft, v. 1726 - 1743; der Spaltungen unter den Jesuiten selbst; der Sulpicianer; von Saint-Aubin und Couturier. 235

XIII.

Seite

XIII. Schilderung der Jansenistischen Partey — Pucelles — Menguy. 254

XIV. Ministerialkommission zu Embrun, durch eine Lettre = de = Cachet, um, in Form eines Conciliums, den Bischof von Senetz abzusetzen. Vergleichung zwischen diesem und dem Erzbischof Tenciu, als Präsidenten des Conciliums. Härte gegen Soanen und Verweisung. 257

XV. Projekt dem Parlement das Erkenntniß in Kirchensachen zu nehmen, und eine Inquisitionskommission einzuführen. Parlementsschluß über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Macht. Der König kassirt denselben, und verbietet dem Parlement sich mit dergleichen Angelegenheiten abzugeben. Das Parlement weigert sich das königliche Schreiben zu erbrechen. Pucelles muntert es auf, nach Marly zum König zu gehen; es wird aber nicht vorgelassen. Das Parlement weigert sich der Fortsetzung seiner Geschäfte, wenn ihm die Befugniß zu deliberiren versagt werde; Aufmunterung vom Abbe' Pucelles. Der erste Präsident hebt die Sitzungen auf, so oft von jener Befugniß die Rede ist. Die Sache schlummert ein. — Der König entbietet das Parlement nach Versailles, und droht. Mandement des Erzbischofs von Paris; herzhafter Widerstand des Parlements; nachdrucksvolle Erklärung von Pucelles. Irrungen des Parlements mit seinem ersten Präsidenten. Scene zu Versailles, wo der König zürnt, und Pucelles einen Parlementsschluß knieend zu den Füßen des Königs niederlegt, und Maurepas diesen Parlementsschluß zerreißt; Pucelles wird exilirt, und von Maurepas durch einen Gassenhauer lächerlich gemacht. Projekte der Kabale zu Issy. Sieben Kammern vom Parlemente danken ab; das Volk nennt sie deßwegen die Stützen des Staats: die Große Kammer setzt ihre Arbeiten fort, die Advocaten versagen deswegen ihren Dienst, und die

Große

Seite
Große Kammer wird ausgezischt. Varjac wird der Retter des Parlements, welches endlich doch nachgeben muß. — Neue Irrungen — Hundert und vierzig Parlementsglieder werden exilirt. 261

XVI. Stumme Parlementssitzungen. 282

XVII. Resultat der Religionsstreitigkeiten und ihr Einfluß auf die Sitten. — Zwischen den Jansenisten und Molinisten erhebt sich eine dritte Partey die über beyde lacht; die Partey der Montesquieu, Voltaire, Diderot und d'Argens. — Sonderbare Moden und Gebräuche — Fleury wird ausgesungen. 284

XVIII. Neue Art von geistlicher Inquisition, durch Coalition der Geistlichkeit und der Polizey. 286

Erste

Erste Abtheilung.

Ministerium des Herzogs von Bourbon.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Charakter des Herzogs von Bourbon. — Sitten der Zeit. — Hofanekdoten.

Der Herzog von Bourbon hatte bey seinem Eintritt in die große Welt gewisse Freuden von ungewöhnlicher Art geliebt. So wenig sonst mit einem solchen Hange kriegerischer Geist und Herzhaftigkeit verbunden sind, so muß ich doch von ihm das Gegentheil versichern. Von seiner ersten Jugend an hatte er Muth gezeigt, und mehr als einmal das feindliche Feuer mit einem kalten Blute ausgehalten, das in ihm einen Erben der militärischen Talente seiner Ahnen erwarten ließ. Vorstellungen und Bitten seiner Mutter brachten endlich den jungen Prinzen von seinen Verirrungen zurück; und die Frau von Nesl*, geübt in allen Künsten der Koketterie, gewöhnt an Prinzen, an die schönsten Männer ihrer Zeit, stimmte ihn bald auf den Geschmack an der schönen Natur.

Unglücklicher Weise für ihn und für Frankreich fügte es das Ohngefähr, daß er auf einem Opernball zwo maskirte Damen antraf. Die eine davon, die ihm, auch unter der Maske, vorzüglich gefiel, die ihn mit viel Witz

 und

und Laune anzulocken verstand, erregte in ihm den Wunsch nach näherer Bekanntschaft.

Den beyden Damen war es nicht entgangen, daß eine von ihnen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Gleich auf dem nächsten Ball erschienen sie wieder, an eben dem Orte, in eben der Maske, mit eben der Laune. Jetzt erkannte der Herzog eine von ihnen, die Frau von Aussy; unerkenntlich aber blieb ihm die andere, die sich auch nicht demaskiren wollte. Beyde machten sich ein Geschäffte daraus, gleichsam um die Wette, sich ihm interessant zu machen; bis sie ihm endlich versprachen, auf dem nächsten Ball, wenn er es noch so wünsche wie jetzt, das Geheimniß zu enthüllen.

Kaum war dieser dritte Ball eröfnet, so wurde auch seine Neugier noch höher als vorher gespannt. Endlich, nach dem mannichfaltigen Spiel des Witzes und der Laune einer geistreichen Dame, die sich auf Eroberungen versteht, entdeckte sich ihm die Unbekannte als Frau von Prie, Gemahlin des französischen Gesandten zu Turin.

Frau von Prie war damals sehr schön, sehr reizend, voll Geist; aber auch geneigt zur Intrigue und herrschsüchtig. Sie sprach mit Lebhaftigkeit, frey, verführerisch. Während ihres Aufenthals in Italien hatte sie von den Damen manches Mittel den Liebhabern oder Männern zu gefallen gelernt; Künste, die den Französinnen unbekannt waren. Der Herzog von Bourbon wurde so von ihr eingenommen, daß er die Frau von Nesl* aufgab, und nur für die Frau von Prie seufzte. Ihr Gemahl, der unterdessen von Turin zurückgekommen war, bezeigte sich weder aufgebracht, noch eifersüchtig. Er war so einfältig, oder gab sich vielmehr den Schein des Einfältigen so gut, daß er sich in allen Gesellschaften damit

damit berühmte, wie gütig der Herzog gegen ihn sey, wie ungezwungen er mit ihm umgehe, so daß er ohne Umstände die Soupe bey ihm esse, und ohne Umstände bey ihm über Nacht bleibe.

Frau von Prie, die geschickte Beherrscherin ihres Mannes, verstand eben so die Kunst, den Herzog, in der ganzen Stärke des Worts zu bezaubern. Während der Regentschaft vermogte sie ihn, sich mit den Staatsangelegenheiten zu befassen. Zu ihren Vertrauten wählte sie die Brüder Päris, deren Geschicklichkeit im Fache der Finanzen allgemein anerkannt war. Schon längst hatte sie geahndet, daß der Regent nicht lange mehr leben, und der Herzog von Bourbon in seine Stelle würde einrücken können. Kaum war also der Herzog von Orleans tod, so hatte sie auch das Heft der Staatsverwaltung in den Händen. Die damaligen Minister, sämtlich von Dubois gewählt und also Männer von sehr geschmeidigem Charakter, waren völlig so, wie sie seyn mußten, um der Favoritin zu gefallen. La Brilliere, dessen ganzes Talent darin bestand, daß er sich an die herrschende Parten anzuschmiegen wußte, war vollkommen geschickt die Winke eines herrschsüchtigen Weibes zu vollziehen. Armenonville, der die Siegel führte, ein Mensch ohne Grundsätze, ein wetterwendischer Hofmann, fähig — andere sagten gar, lüstern — Geld zu unterschlagen, beständig an den Wagen eines Dubois gefesselt, in Verbindung mit allen Jesuiten in der ganzen Welt, war ihr ebenfalls ganz ergeben. Morville, der mehr Talente, aber denselben Charakter hatte, der sogar in englischem Solde stand, erleichterte ihr die geheimen Korrespondenzen und Mittel die Pension zu ziehen, die bisher Dubois gezogen hatte. Breteuil, der Kriegsminister, hatte einen andern Weg ihr zu gefallen gefunden: für ihn war sie sogar dem Herzog untreu geworden. Daher bekam er auch mehr

Einfluß als die übrigen Minister zusammengenommen: diese besaßen ihr Vertrauen in dem Mechanischen und in der Ausführung, er hingegen bey der allgemeinen Uebersicht und Anordnung der Geschäffte. Genie hatte Breteuil nicht; aber er war ein ehrlicher Mann, den kein anderer Vorwurf traf, als seine große Gefälligkeit gegen Dubois. Sein Glück war ein Werk des Hauses Orleans; und doch betrug er sich, als er Minister geworden war, in dieser schlüpfrigen Lage, ohne Verletzung der Redlichkeit. Wichtiger noch als alle diese war ihr Dodun; denn unter ihm standen die Finanzen. Abgerechnet, daß sie ohnehin auf ihn rechnen durfte, brauchte sie noch die Feinheit, daß sie den berufenen Duverney unterstützte, um diesen noch höher heben, Dodun hingegen, wofern er je das gute Verständniß mit ihr unterbräche, stürzen zu können. Daher war auch Dodun so ganz ohne Beyspiel ihr demüthiger Verehrer, so ganz ohne Selbstwillen, der erste Mäkler, ja sogar der erste Diener der Dame Berthelot de Prie, und von ihr zu den Verrichtungen eines „Valet de chambre" gewöhnt.

Dieß waren denn die Männer, die im Jahr 1724 Frankreich regierten. Dubois hatte sein Ministerium aus dergleichen mittelmäßigen Köpfen zusammengesetzt; der Regent hatte sie öffentlich lächerlich gemacht: jetzt brauchte sie die Frau von Prie zu ihren Kommis. Wir werden bald sehen, was diese großen Staatsmänner unter dem Ministerium des Herzogs von Bourbon für eine erbärmliche Rolle gespielt haben.

II. Ri-

II.

Rivalität der Häuser Orleans und Conde. — Sitten der Zeit.

Nur die Rivalität der beyden genannten Häuser unterbrach die Einförmigkeit eines solchen Ministeriums. Dem Sohne des Regenten, dem man seit einigen Monaten einigen Antheil an den Geschäfften ließ, war es unleidlich, sich von dem Herzog von Bourbon beherrscht zu sehen, der ihm sowohl in Ansehung des Rangs, als auch in Absicht auf Geist und Talente unter ihm zu stehen schien. So war sein Wahn, ohnerachtet sein Vater, ein guter Menschenkenner, ihm geradezu gesagt hatte, er würde niemals ein Mann von Bedeutung werden; ohnerachtet er einstmal, bey voller Assemblee im Palais-Royal, mit dürren Worten zu ihm gesagt hatte: „Du mußt wissen, daß niemals etwas anders aus dir werden wird, als ein ehrlicher Mann." Allen diesen deutlichen Aeusserungen zum Trotz, fuhr der junge Herzog von Orleans dennoch fort, sich öffentlich als eifersüchtigen Gegner des Herzogs von Bourbon zu zeigen. Er weigerte sich schlechterdings, ihm mehr Ehre zu beweisen, als er ihm während der Regentschaft gegeben hatte. Hatte auch der Herzog von Bourbon die wirkliche Macht in Geschäfften, so erhielt er ihn doch beständig in dem Rang eines bloßen Prinzen; er hingegen behauptete, selbst in Kleinigkeiten, seinen Vorzug als erster Prinz vom Geblüt und vermuthlicher Thronerbe: der Herzog von Bourbon mußte zuerst kommen, und ihm seine Erhöhung zum Premierminister melden.

Klein war alles am Hofe; verschwunden das Gepränge, der hohe Ton der Zeiten Ludwigs XIV; verschwunden waren die großen Charaktere, oder ausser Thätigkeit gesetzt. Junge Prinzen ohne Talent; Prinzessinnen, die Schönheit, Geist und Anmuth verbanden, aber im höchsten Grade verdorben waren; Ludwigs XIV legitimirte Kinder, über die raschen Schritte der Regentschaft noch bestürzt; ein junger, vierzehnjähriger, schwacher König, noch ohne Willen und Kraft, von einem alten Frömmling beherrscht — siehe da das traurige Bild des französischen Hofs!

Noch hatten sich zwar der gute Ton und die allgemeinen Regeln des Wohlstandes und der Lebensart aus den Zeiten Ludwigs XIV nicht verloren; allein diese schönen Dinge waren nur noch das Antheil weniger gewählten Zirkel. Ganz rein, ohne fremden Zusatz von dem falschen Tone, der während der Regentschaft geherrscht hatte, fanden sie sich z. B. zu Rambouillet. Hier lernte der junge König die Grundsätze des guten Geschmacks und der ächten Galanterie, die man nachher an seinem Hofe, unter Fleury, mit Recht bewundert hat. Eben so erhielt sich noch der natürliche, feine, decente Ton aus dem Zeitalter Ludwigs XIV, in einigen der ersten Häuser, z. B. Luynes, la Rochefoucault, Mortemart, Sully, la Valliere, la Feuillade. Alle diese Häuser standen unter Häuptern, die ihre Grundsätze noch aus den Sitten der vorigen Zeiten geschöpft, die ohne Nachtheil für ihre Sittlichkeit die Verderbniß der Regentschaft gesehen hatten, und sich noch unverderbt der folgenden Generation darstellen konnten. Umgekehrt blieb der schlechte Ton der vormaligen Höflinge des Palais-Royal in solchen Familien, die sich durch Gunst oder durch das System bereichert und emporgeschwungen hatten.

III.

Fortsetzung des Vorhergehenden. — Vermählung des Herzogs von Orleans.

Bey dieser schwankenden Beschaffenheit der Sitten und Gebräuche kam es zwischen dem präsumtiven Kronerben und dem ersten Minister, als Häuptern von Zweigen ebendesselben Hauses, bald genug von Rivalität zum förmlichen Bruch; von diesem zu übeln Nachreden, die von Höflingen oder Dienern noch mehr entstellt zugetragen wurden; von solchen Reden zu Haß; vom Haß zur Verläumdung. Der Regent hatte seinem Sohne das Dekret eines „Colonel géneral de l'infanterie françoise & étrangère,“ gegeben. Es gehörte zu den Vorrechten dieser Stelle, daß ihre Besitzer persönlich mit dem König arbeiten durften: der Herzog von Bourbon aber, der bey seinem Projekte die Orleans, wie er sagte, zu demüthigen, unbeweglich blieb, fand hierin eine enorme, exorbitante Anmaßung.

Ausserdem verlangte die Herzogin von Orleans noch, daß ihr Sohn zwey Regimenter behalten sollte. Auch unterstützte sie Le Blanc, und suchte ihn gegen die Verfolgung des Herzogs von Bourbon an seiner Stelle zu erhalten. Alles wollte sie unmittelbar vom König erlangen; durch Vermittelung des Herzogs von Bourbon mogte sie nichts. So zum Beyspiel, als im Jahr 1724 die Zimmer zu Versailles angewiesen wurden, schlug sie diejenigen, die ihr Sohn gewünscht hatte, deswegen aus, weil die Vertheilung vom Herzog gemacht worden war;

statt dessen mußte ihr Sohn sich vom König selbst die Zimmer nach seiner Bequemlichkeit ausbitten.

Auf der andern Seite suchte der Herzog von Bourbon sich wegen der stolzen Begegnung von Seiten des Herzogs und der Herzogin von Orleans auf alle Art zu rächen. Bloß um beyde zu ärgern entsetzte er ihren Günstling, d'Argenson, seiner Stelle bey der Polizey. D'Argenson versah diese Stelle mit ungleich wenigerm Talent, als sein Vater, aber auch mit mehr Vorsicht, und etwas mehr Menschenschonung. Sie war jetzt sehr schwer, sehr wichtig geworden, und gab einen solchen Einfluß, daß der erste Minister ihren Besitzer nothwendig in sein Interesse zu verflechten suchen mußte. Madame von Prie und der Herzog von Bourbon, jene vollkommen so neugierig wie ein Weib nur immer seyn kann, dieser so argwöhnisch wie jeder beschränkte Kopf und deswegen in beständiger Aengstlichkeit, zogen daher an diese Stelle einen sichern Mann, einen Liebling der Frau von Prie, den berüchtigten Ombreval. Dieser war schon wegen seines Kornwuchers verschrien; und kaum hatte er diese Stelle, so machte er sich schon, nicht ohne Grund, neuer Aufkaufereyen verdächtig.

Die Herzogin von Orleans war äusserst aufgebracht; denn auch aus den Zimmern zu Versailles mußten diejenigen Herren weichen, die der Regent dahin aufgenommen hatte, und die jetzt die Stützen ihrer Partey am Hofe waren, zum Beyspiel Belleisle, Clermont Simiane. Der Verfall der Partey ihres verstorbenen Gemahls auf der einen, die Erhebung ihrer Gegner auf der andern Seite, veranlaßten heimliche Zusammenkünfte im Palais-Royal gegen den Herzog von Bourbon. Dieser hatte öffentlich gesagt, er wolle das Haus Orleans demüthigen. Die Häupter dieses erfuhren es wieder, und be-

schlossen

schlossen dagegen seinen Fall. Allein die ganze Partey bestand aus Herren von schwachem Charakter und sehr gewöhnlichen Fähigkeiten, die, an nächtliche Schwärmereyen gewöhnt, nichts weniger als fähig waren, einen Premierminister von seiner Höhe herabzustürzen.

Bey dem Plane ihren Sohn zu verheyrathen, hatte die Herzogin von Orleans im verwichenen Jahre die Augen auf Mademoiselle von Vermandois geworfen. Mademoiselle de la Roche-sur-thon, die er sehr liebte, gefiel ihr nicht; sie war ihr zu stolz, und in ihrer Aufführung zu frey. Der Antrag wurde also der Herzogin von Bourbon gemacht. Diese hatte schon den geheimen Plan, Mademoiselle von Vermandois in einiger Zeit zur Gemahlin des jungen Königs zu erheben; sie bot daher an ihrer Stelle Mademoiselle von Sens an. Die Herzogin von Orleans fand sich beleidigt über diese Weigerung, deren geheimes Motiv sie wahrscheinlich errieth. Inzwischen starb ihr Gemahl; sie suchte nun eine andere Prinzessinn, die sich in Rücksicht auf das Alter für ihren Sohn schicken mögte, und fand sie in der Prinzessin von Baden-Baden. Ohne Verzug wurde Cangés, ein Kammerdiener des verstorbenen Herzogs, der ihr Vertrauen hatte, nach Deutschland abgeschickt, um sich als ein Reisender ganz im Stillen nach dem Persönlichen der Prinzessin zu erkundigen. Cangés beobachtete genau, und stattete einen sehr günstigen Bericht ab. Auf diesen Bericht mußte d'Argenson vorläufig um die Prinzessin anhalten, wie es an den Höfen vor der feyerlichen Anwerbung gebräuchlich ist.

Inzwischen blieb des Herzogs von Orleans unüberwindliche Abneigung gegen die Person des Herzogs von Bourbon, den man im Palais-Royal gar nicht anders mehr, als den Einäugigen (le borgne) nannte. Man wollte

wollte nicht einmal mit ihm wegen der Einwilligung communiciren, welche die Prinzen vom Geblüt, wenn sie sich vermählen wollen, beym König suchen müssen. Die Herzogin von Orleans bestand darauf, ihr Sohn sollte sich, ohne irgend einem Minister von den Bedingungen der Vermählung das Mindeste zu eröffnen, unmittelbar an den König wenden. Der Herzog von Bourbon hingegen wollte schlechterdings darüber befragt seyn, und nahm es sehr übel auf, daß man es unterließ. Er sagte öffentlich: die Vermählung des jungen Herzogs mit der Prinzessin von Baden würde nie zu Stande kommen, oder käme sie auch zu Stande, doch mit nicht mehr Ceremoniel, als die Heyrath eines Partikuliers; lieber wolle er seine Stelle niederlegen. Wirklich verhinderte er mehrere Wochen lang, daß der König nicht, dem Herkommen gemäß, auch in seinem Namen um die Prinzessin anwerben ließ. Hiervon nahm das Haus Orleans neue Veranlassung, sich noch lauter zu beschweren. Es behauptete nämlich, der präsumtive Kronerbe habe unbestreitbare Ansprüche auf das hergebrachte Ceremoniel, und kein Minister sey befugt, es eigenmächtig abzuändern. Ceremoniel war von jeher in Frankreich die Veranlassung zu langwierigen Streitigkeiten; auch jetzt währte der lebhafte Streit über diesen Etikettepunkt so lange, bis sich der König ins Mittel schlug. Der Herzog von Bourbon mußte nachgeben, und die Instruktion zu der Anwerbung um die Prinzessin von Baden aufsetzen lassen. Er that es, jedoch nicht anders, als mit geheimen Unwillen; suchte auch, indem er es that, noch einen Ausweg. Er wählte nemlich dazu einen Mann, der eben kein Freund des Hauses Orleans war, den Marquis von Matignon, der ganz von ihm abhing; und in der Sache selbst trug er dem Gesandten nicht, wie sonst, eine förmliche Anwerbung, sondern nur ein Kompliment von Seiten des Königs auf.

IV.

Angelegenheit des Ministers Leblanc. — Sitten der Nation.

Um hier bis auf die ersten Quellen der ebengenannten Angelegenheit zurückzugehn, muß ich folgende Bemerkungen vorausschicken.

Die Frau von Prie und ihre Mutter, Madam von Pleneuf, lebten in einer offenbaren Feindschaft, die jedermann anstößig war. Frau von Pleneuf war erklärte Maitresse des Ministers, die Erstere war es von dem Herzog von Bourbon. Mutter und Tochter hegten gegen einander die gewöhnliche weibliche Eifersucht. Schon längst waren sie gespannt, weil die Mutter bey der Tochter befehlen wollte, die Tochter aber, die selbst herrschsüchtig, eigensinnig, launisch, und eine Freundin der Unabhängigkeit war, keine Hofmeisterin ihres Betragens zu leiden Lust hatte. Zuletzt kam es zwischen ihnen zum öffentlichen Bruch; wobey denn beyde sich wechselsweise, vor den Augen des Publikums, ihre Lebensart vorwarfen.

Zu den vorigen Ursachen ihres Bruchs war inzwischen noch eine neue hinzugekommen. Der Marquis von Angennes, ein schöner, ehrgeiziger, junger Mann, hatte beyden gefallen, und sich ein Vergnügen daraus gemacht, ihre Leidenschaft für ihn, als sie ihn gleichsam um die Wette an sich zu ziehen suchten, immer mehr anzufachen. Nach langem Streite über diese Eroberung war endlich der schöne Angennes das Antheil der Frau von Prie geblieben.

blieben. Weil er aber bald darauf aus der Gesellschaft verschwand, so behaupteten einige, die es nicht glauben wollten, daß er an den Blattern gestorben wäre, er mögte wohl erstochen worden seyn.

Mit jedem Tage vermehrte sich der Haß der beyden Damen, und stieg endlich bis zu dem Grade, daß Jede von ihnen den Untergang der andern schwur. Verschiedene angesehene Männer, die sich bey ihnen einzufinden pflegten, nahmen Antheil an ihrem Streite. Die vier Brüder Paris, von welchen Leblanc, als er noch Intendant zu Dünkirchen war, den ältesten Bruder wegen Schulden hatte festsetzen lassen, diese besonders vereinigten sich ganz genau mit der Frau von Prie wider den Minister. Vorzüglich untersuchten sie die Operation der ausserordentlichen Kriegskasse, wo die Auszahlungen nicht in Banknoten, sondern in baarem Gelde hatten geschehen sollen. Für die Frau von Prie war es eine große Freude, ihrer Mutter einen Liebhaber entreissen zu können, der, mit so freygebiger Hand, Papiergeld ohne Werth für klingende Münze gab, und zu dem Aufwand eines ihr verhaßten Hauses ungeheure Summen herschoß. Sie entdeckte also die ganze Sache dem Kardinal Dubois, dem Regenten, und dem Herzog von Bourbon. Die Folge davon war, daß Leblanc, den das Publikum verachtete, so sehr er auch dem Regenten ergeben, und zu gewissen geheimen Absichten unentbehrlich seyn mogte, dennoch seinen Abschied erhielt.

Wegen des erwähnten Deficits in der Kriegskasse wurde auch der erste Kriegszahlmeister (trésorier-général) la Jamhere, eingezogen, weil man von ihm verlangte, er sollte für seinen ersten Commis einstehn, der vor einem Jahre flüchtig geworden war. Die Feinde des Herzogs von Orleans sprengten dabey aus, er habe,

nach-

nachdem er aus jener Kasse sechs Millionen zur Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Modena genommen, den einzigen Zeugen, der es hätte verrathen können, auf die Seite schaffen lassen. Ja, man nennte sogar Chevran, den Prevot von der Connetablie und seinen Lieutenant, la Barre, als Vollzieher jener That.

In diesem Umstande nun glaubten die Feinde des Hauses Orleans, vorzüglich aber die Urheberin der ganzen Kabale, die Frau von Prie, ein Mittel und eine günstige Gelegenheit zu finden, sich noch nach seinem Tode an ihm zu rächen, und überhaupt der ganzen orleanistischen Parten zu schaden. Sie rächte sich dadurch zugleich an der Frau von Pleneuf, indem sie ihren guten Freund Leblanc, der erst nach der Normandie verwiesen war, in die Bastille setzen ließ. Hier wurde er, wie Maurepas in seinen Memoiren versichert, so hart gehalten, daß man seinen Untergang für beschlossen hielt. Mit ihm wurden noch Mehrere eingezogen: Conches und Sechelles, sein erster Commis Levasseur, der schon erwähnte la Barre und die beyden Belleisle. Es wurde eine Kommission niedergesetzt, die ihre Sitzungen im Arsenal hielt. Frau von Prie hatte dabey die Dreistigkeit, zum Referenten in der Sache ihren nahen Verwandten Ombreval, und zum Verhör den Requetenmeister, Armand de Boe, ernennen zu lassen. Es half nichts, daß ihr die Freunde des Herzogs von Bourbon vorstellten, es sey unter der Würde eines Prinzen von Geblüt, die Richter seiner Feinde selbst zu wählen. „Meine Ehre, erwiederte sie, macht es „nothwendig, dem Publikum zu zeigen, daß ich Recht „gehabt habe, als ich sie festsetzen ließ.“ So weit gieng damals in Frankreich die willkührliche Macht des Weßirats! Erst erlaubt' es sich, vermöge seiner Machtvollkommenheit, willkührliche Strafen; und dann, um der Sache einen Schein von Recht zu geben, bezieht es sich

wegen der Rechtmäßigkeit dieser Bestrafung auf Urtheilssprüche, die man Requetenmeistern, Intendanten und dergleichen Leuten in die Feder dictirt hatte. Das gute Volk beobachtete bloß ohne zu klagen diese Werkzeuge der französischen Staatsinquisition; diese Intendanten, Polizeybeamten, Kommissaire, Requetenmeister und Spione; kurz, alle diese niedrigen Seelen, die sich durch Demüthigung, Sklavensinn, Auskundschafterey und alle mögliche Niederträchtigkeiten von einer Stelle zur andern bis ins Ministerium hinaufschwangen, wo nun die Reihe an ihnen war, im Namen des Königs unumschränkt über Frankreich zu herrschen. Indessen ein Ziel muß doch allen diesen Schändlichkeiten bestimmt seyn; und sollten die Franzosen jemals in der Staatsverwaltung heller sehen lernen, so müßten sie einst dieses Unkraut, das an den Staffeln des Throns aufschießt, mit gewafneter Hand ausrotten.

Leblanc sah nur zu gut, wem er in die Hände gefallen war; er wußte, daß dergleichen Kommissaire nach den Absichten des Ministers, der sie gebraucht, nachsichtsvoll oder blutdürstig sind. Er protestirte daher wider die Kommission, und warf sich lieber in die Arme des Parlements, welches er vorher selbst so sehr verfolgt hatte. Durch die Erfahrung kennte er die schlechte Seite der Kommissionen so vollkommen, daß er sein Schicksal lieber einem Gerichtshof überlassen wollte, der wider die Minister aufgebracht war, als Requetenmeistern, Polizeylieutenants und Staatsräthen. Eben so wollte das Haus Orleans diese Sache, in welche der Regent eingeflochten war, lieber dem Parlement als einer Kommission übergeben sehen; es sprach vielmehr, unterstützt von seiner ganzen Partey, laut und heftig gegen die Kommission. Die gewählten Richter waren ohnedem nicht im besten Ruf, hatten sich schon manche unwürdige Hand-

lungen

lungen zu Schulden kommen lassen; diese wurden nun vollends aufgedeckt. Eben dieses geschah auch in Ansehung der heimlichen Ränke und Schliche der Frau von Prie, so daß sie öffentlich beschimpft wurde. Ferner stimmte das ganze Publikum einhellig dahin, daß Leblanc als maitre des requetes honoraire von dem Parlement gerichtet werden müßte. Auch sah sich der Herzog von Bourbon, in diesem Gedränge zwischen der Frau von Prie und der Stimme des Publikums, zuletzt genöthigt, die Sache doch dem Parlement zu überlassen; bloß auf die Ernennung des Kommissairs zum Verhör behielt er Einfluß.

Nicht wenig Mühe gaben sich nunmehr die Frau von Prie, ihre Anhänger und die Minister, das Parlement auf ihre Seite zu ziehen. Für dieses war es indessen schon genug, daß ein Mann, der ganz am Interesse des Hofs hieng, um seinen Beystand bat: es nahm ihn daher ganz ohne Zurückhaltung in Schutz. Umsonst legte ihm der Kommissair, der von dem Herzog von Bourbon gestimmt war, kitzliche und verfängliche Fragen vor: das Parlement that keinen Schritt im rechtlichen Verfahren; und das Publikum, das diese ganze Sache mit Aufmerksamkeit beobachtete, gab ihm Beyfall. In dem ganzen Betragen der Dame Bertelot de Prie fand man so viel Kleines, Schändliches, Schwarzes, daß Leblanc, Belleisle und ihre Genossen, so vieler Veruntreuungen sie auch schuldig waren, dennoch der Verzeihung würdig zu seyn schienen. Ja, man lobte sogar das Parlement, weil es ihnen gegen dieses Weib, das von den Orleanisten der öffentlichen Verachtung Preis gegeben worden war, so nachdrücklich beystand.

Um nun seiner wankenden Partey mehr Stütze zu geben, schickte der Herzog von Bourbon uns, den Mar-

schall de la Feuillade und mich, zur Verstärkung ins Parlement, wo auch der Herzog von Orleans in der entgegengesetzten Absicht erschien. Ihm wurde Beyfall zugeklascht, wir aber wurden ausgezischt und nachher durch die ganze Stadt mit Gassenhauern verfolgt. Dieses gieng so weit, daß wir nachher nicht mehr als zweymal im Parlement wieder erscheinen durften. Durchgängig ward es gemißbilligt, daß wir uns zu Werkzeugen der Erbitterung der Frau von Prie und der Brüder Paris gegen Leblanc gebrauchen ließen.

Von den Chansons, die auf uns gemacht wurden, will ich doch ein Paar Strophen hersetzen:

Margot la chiffoniere
A dit à feuilladin:
Prends ta vieille rapiere,
Et retourne à Tourin;
Enfuis-t'en de la ville,
Et de la cour aussi,
Ou tu es trop honni.

Brancas la pauvre haire
Toujours si bien vêtu,
N'a jamais su rien faire
Que de tourner . . . .
Au régent, à du Maine,
Aux laquais favoris,
Et à nos ennemis.

Auch ich bekam einen guten Antheil. Das Publikum, das nicht wußte, wie hämisch Leblanc bey meinen Verhören mich gefragt, wie er mich ohne Mitleiden auf dem Stroh hatte liegen sehen, dieses Publikum mißbilligte es sehr, daß ich nun einer von seinen Richtern wäre. Ehedem hatten die Feinde des Kardinals von Richelieu meinen Großvater in einen Geiger verwandelt; dieses

ses Mährchen wurde jezt wieder aufgewärmt. Auch warf man mir in diesem Liedchen vor, ich gäbe mich mit tiefsinnigen Untersuchungen über das Interesse der verschiedenen Höfe ab, weil ich mich nemlich damals auf eine Gesandschaft nach Wien vorbereitete. Zulezt spottete man noch meinen Galanterien und meiner Verbindung mit Voltaire:

Vignerot le grand-pere
Etoit méneſtrier;
Celui-ci dégénere,
Etant de tout métier;
Etourdi, politique,
Galant, ambaſſadeur,
Et d'Arouet protecteur.

Noch viel schlimmer ergieng es der Frau von Prie und dem Herzog von Bourbon. Jene war darüber äusserst aufgebracht, und hörte nicht auf, das Parlement durch ihre Emissarien gegen Leblanc anzureizen. Seine vormaligen geheimen Unterhandlungen mit Law und Dubois, um das Parlement nach Pontoise zu verweisen und wo möglich ganz zu zerstreuen, wurden jezt vom Neuen aufgedeckt. Sie ließ sogar verschiedene Siegelbriefe, (Lettres de Cachet) die von ihm zwar unterzeichnet, aber noch nicht ausgefertigt worden waren und wodurch verschiedene Magistratspersonen hätten exilirt werden sollen, öffentlich bekannt machen. Kurz, sie sparte kein Geld, keine Versprechungen, und überhaupt kein Mittel, sein Urtheil zu beschleunigen.

Allein das Parlement, das die Anklage gegen verschiedene Gefangene wegen beleidigter Majestät für ein Unding erklärte, eben dieses Parlement erklärte auch ihn für straflos. Durch diesen Ausspruch fand sich der Herzog von Bourbon im höchsten Grade beleidigt: Madame

von Prie aber, die auf diese Art ihren Prozeß verlor, die sich vor den Augen des ganzen Publikums entehrt hatte, deren Ränke gegen Leblanc jetzt völlig enthüllt waren, schwur mit ihrer gewöhnlichen Wildheit, Leblanc und sein ganzer Anhang sollten in der Bastille vermodern. Der Herzog von Bourbon war auch schwach genug, in diese Abscheulichkeiten einzuwilligen. Und so mußte Leblanc, nach einem Urtheile, das ihn frey gesprochen hatte, noch acht Monate in der Bastille aushalten. Das Publikum und die Orleanisten nennten jetzt den Herzog gar nicht anders, als den einäugigen Mörder, und doppelt giftig wurden die Chansons gegen ihn und die Frau von Prie. Man sagte laut: Nach ihren Grundsätzen sey es nicht anders; würde Leblanc unschuldig gefunden, so treffe ihn die Ahndung des Hofs; sey er schuldig, so verdiene er die Bestrafung des Parlements; also, schuldig oder nicht, sey er als der Liebhaber ihrer Mutter von einer Bertelot zum Tode oder zu ewiger Gefangenschaft bestimmt. „In der That, setzte man hinzu, „die Franzosen sind doch sehr gute Leute, daß sie sich „von einem solchen Weibe beherrschen lassen?“

Mit den Orleanisten vereinigten sich alle übrigen Mißvergnügten und so mancher Mann von Verdienst oder Talent, der sich zurückgesetzt sah: ein Sturm schien sich zusammen zu ziehn. Die Frau von Prie beobachtete ihn von fern, und lachte darüber: Leblanc mußte doch in der Bastille bleiben. Es währte lange, bis der Herzog von Bourbon endlich einsah, daß ihn dieses Weib bloß zum Werkzeug ihrer Rache brauchte, und er eine Rolle spielte, die eines Prinzen aus dem Hause Conde schlechterdings unwürdig war. Leblanc wurde also, nach einer langwierigen Gefangenschaft, und mancherley Mißhandlungen, wieder freygelassen. Nur die Frau von Prie blieb unversöhnlich, und nützte ihre Gewalt

noch

noch dazu, daß er (im May 1725) nach Lisieux verwiesen wurde. Auch Cangés und Sechelles bekamen ihre Freyheit wieder; doch wurde Letzterer auf eine Entfernung von 10 Lieues von Paris verwiesen; die beyden Belleisle aber mußten sich nach Carcasson verfügen. Sonderbar war doch das Schicksal dieses Leblanc! Zuerst machte er sich durch gewisse Gefälligkeiten gegen den Regenten bekannt; dann erhob er sich bis ins Ministerium; aus diesem verdrängte ihn Dubois, der eifersüchtig auf ihn war; der Herzog von Bourbon, der ihn strafbar fand, ließ ihn in die Bastille setzen; er wurde unschuldig befunden, und doch noch immer als Gefangener behandelt und verwiesen; zuletzt rief ihn der Kardinal Fleury in das Ministerium zurück, weil er Leute brauchte, die seine Vorgänger, deren Sturz sein Werk war, als ihre erbittersten Feinde haßten. Ist ein Gewirre dieser Art keine vollkommene Tyranney, so weiß ich nicht, welche Regierungen diesen Namen verdienen. Die Unterthanen fühlten das wohl, und klagten; aber sie klagten auch nur, und machten Chansons.

Möglich wär es jedoch gewesen, daß das Volk, anstatt Gassenhauer zu singen, den Degen gezogen hätte. Revolutionen dieser Art sind ein Erwachen des Volks. Die Schweiz hat in diesem Stücke dem Hause Oestreich, Holland dem spanischen Monarchen und England dem Hause Stuart höchst wichtige Lehren gegeben. In Frankreich war diese große Epoche noch nicht gehörig vorbereitet; denn noch sang die Nation. *)

*) An eben dem Tage, da ich den gegenwärtigen Bogen in die Druckerey schickte, las ich in einem öffentlichen Blatte folgenden Artikel:

„Bey

V.

Von den sieben und funfzig Beförderungen zum blauen Bande und den sieben Marschällen von Frankreich.

Sowohl dem Herzog von Bourbon, als auch der Frau von Prie wurde es immer bedenklicher, eine so starke Faktion, die noch dazu mit jedem Tage zunahm, gegen sich zu haben. Sie wollten es doch versuchen, ob sie ihr nicht eine andere noch mächtigere Faktion entgegen setzen könnten, die ganz aus Kreaturen von ihnen bestünden. In dieser Absicht fielen sie darauf, Marschälle von Frankreich und Ordensritter zu machen. Der Sturm näherte sich: sie glaubten ihn durch Wohlthaten beschwören zu können. Sie dachten nicht an die Maxime: daß die Menschen weit mehr durch Erwartung, als durch Dankbarkeit festgehalten werden; sie dachten nicht an die große Wahrheit, die Ludwig XIV zu sagen pflegte: so oft er eine Stelle vergebe, mache er einen Undankbaren und

„Bey einer Vorstellung von Mariage de Figaro waren „beym Rundgesang die Worte gesungen worden:

„Tout finit par des chansons.“

„Ein Aristokrat in den ersten Logen rief: „noch einmal! noch einmal!“ als ob es Spott über den Flattersinn der Nation seyn sollte.

„Allein im Parterre erhob sich ein Patriot, und rief dagegen den Schauspielern mit lauter, männlicher Stimme zu:

„Tout finit par des Canons.

und mehrere Mißvergnügte. Indessen sie machten Ordensritter und Marschälle von Frankreich aus Leuten, die meistens halb verkrüppelt, oder dieser Ehre nicht sehr würdig waren. Zudem wurden der Ordensritter so viele gemacht, daß der gemeine Mann die Sache äusserst anstößig fand. Die meisten der neuen Ordensglieder fanden sich kaum zur Hälfte belohnt; diejenigen hingegen, die ihn nicht erhielten, erhoben darüber ein lautes Geschrey. Und so diente die ganze Promotion nur dazu, den Herzog, und noch mehr die Frau von Prie, den Spöttereyen des Publikums noch mehr bloß zu stellen. Am bittersten aber spotteten die Orleanisten, ohnerachtet der Herzog von Orleans, mit welchem der Herzog von Bourbon sich auszusöhnen suchte, auf die Wahl verschiedener Ritter, vorzüglich auf die von Camillac, Brancas, Simiane, als Anhängern vom Palais-Royal, Einfluß gehabt hatte.

Unter allen denen, die zu Rittern ernennt wurden, zeichneten sich in der Folge nur wenig im Dienste des Königs aus. Theils waren es mißvergnügte Köpfe, die nur noch ärger schrien; theils eifrige Orleanisten, die ihre Beförderung gar nicht als Belohnung anerkennen wollten; theils Witzlinge, deren satyrische Laune sich dadurch nicht unterdrücken ließ; theils auch solche Herren, die schon Ansprüche gemacht hatten, und nun noch größere machten. Diejenigen, die wirklich diese Gunstbezeugung nicht vergaßen, bestanden fast bloß in den Matignons, Livry, Prie, Nesle, Lassay, Silly, Clermont-Tonnerre, Clermont-Gallerande. Verschiedene andere sagten bey jeder Veranlassung: sie hätten sie Fleury zu danken, der immer, wenn der Herzog von Bourbon mit dem König arbeite, zugegen sey, der schon manche Gunstbezeugung vergeben habe, der den Willen des jungen Königs nach dem seinigen lenke.

In der That formirte sich schon jetzt eine Partey für den Prälaten. Schon konnte der Herzog von Bourbon die Vereinigung derselben mit dem Parlement und den Orleanisten voraussehen. Frau von Prie pflegte inzwischen jeden Widerspruch gegen ihre Willkühr eine Störung der öffentlichen Ruhe zu nennen; denn, sagte sie, so macht es der Franzos, wenn es ihm zu wohl geht!

VI.

Die Infantin von Spanien wird zurückgeschickt; der König vermählt sich mit der Tochter des Königs Stanislaus.

Je weniger die Frau von Prie ihre Feindschaft gegen das Haus Orleans auslassen durfte, desto bitterer wurde der in sich selbst verschlossene Groll. Da kein zuvorkommender freundschaftlicher Schritt auf den Herzog von Orleans einigen Eindruck machte, so beschlossen sie und der Herzog ihn auf der Seite anzugreifen, wo es ihm am empfindlichsten seyn mußte. Noch immer war die Gesundheit des jungen Königs äusserst hinfällig: starb er, so hatte der Herzog von Bourbon für seine Ruhe und für sein Ansehen alles zu befürchten. Auf einer andern Seite trieb ihn seine eigene Eifersucht auf das Haus Orleans, das Zureden seiner Mutter, das Zuflüstern der Frau von Prie. Alles dieses bestimmte ihn, einen Versuch zu machen, ob er seine Schwester dem jungen König, der eben funfzehn Jahr alt war, zur Gemahlin geben könnte. War die Vermählung mit der Infantin

tin eigentlich das Werk des Regenten und der Königin von Spanien, nach den Rücksichten der feinsten Staatskunst und ihrem Interesse, so suchte nun der Herzog von Bourbon, der in jenen Plan vollkommen eingedrungen war, seinem Interesse gemäß, sie wieder zu trennen.

Mademoiselle von Vermandois, seine Schwester, war schön, liebenswürdig, geistreich, eine Freundin der Wahrheit. Ihre Schönheit wurde noch durch jene Sanftheit der Züge, durch jene Frischheit erhöht, die nur die Unschuld des jugendlichen Alters begleitet. Ihre Sittsamkeit war unverdorbene Natur; denn noch hatte sie in der großen Welt nichts von dem herrschenden Ton der Regentschaft annehmen können. Dabey war sie stolz; sie hatte, während ihres Aufenthalts im Kloster, den Abstand zwischen ihr und den übrigen Kostgängerinnen, die sich alle ihr gefällig zu seyn bemühten, fühlen gelernt. Daher ein gewisser Ton, der vielleicht etwas Auffallendes hatte, aber auch eine Freymüthigkeit, die ein Beweis von dem Gefühl ihrer Unabhängigkeit war.

Madame von Prie sah eine Verbindung der Schwester ihres Liebhabers mit dem König sehr gern: nur wollte sie, ehe die Sache zu Stande käme, sie vorher vollkommen kennen lernen. Würde sie Spuren von Herrschsucht verrathen, dann sollte sie nie Königin werden. In diesem Fall wollte sie für den jungen König eine andere Prinzessin wählen, die sich leichter von ihr würde lenken lassen. Voll von ihrem Plane nahm sie eine andere Tracht und einen andern Namen an, um als Dame von Stande desto ungezwungener mit der jungen Prinzessin, die sich in einem Kloster zu Tours befand, reden zu können. Unter dieser Verkleidung ließ sie sich bey ihr als eine reisende Dame melden, die einen Auftrag und einen Brief von dem Herzog von Bourbon an sie hätte. Hof-

neuigkeiten machten den Eingang des Gesprächs, das sie mit lebhaftem Interesse für die Prinzessin fortzusetzen wußte. So kamen sie, von einem Gegenstand zum andern, zu der Frage: ob die Prinzessin wohl die Frau von Prie kenne? Die Antwort der Prinzessin war eine lange Reihe von allen möglichen Abscheulichkeiten über die Frau von Prie. Nur zu gut, sagte sie, sey ihr das böse Weib bekannt; im Kloster sage man alles mögliche Häßliche von ihr; es sey doch äusserst unangenehm, daß ihr Bruder eine Person bey sich habe, die ihn zu lauter Thorheiten verleite, und ihn bey jedermann verächtlich mache; man habe sehr Ursache zu wünschen, daß seine Freunde ihm den Rath geben mögten, sie von sich zu entfernen. Auf diese Art vernahm die Frau von Prie, ohne sich zu verrathen, ihr Urtheil selbst aus dem Munde der Prinzessin, die ihr ganz treuherzig die allgemeine Meynung der Nation von ihr wiedersagte. Sie verließ sie voll Aerger und Verdruß; und sagte noch im Hinausgehn, daß es die Prinzessin hören konnte: „nur Geduld! „du wirst nicht Königin von Frankreich!“

Bey ihrer Zurückkunft nach Versailles legte sie dem Herzog von Bourbon Rechenschaft von ihrer Reise ab. Seine Schwester, versicherte sie ihm, besitze alle Eigenschaften zu einer Königin von Frankreich; und sie bitte ihn sehr, ihre Vermählung so bald als möglich zu Stande zu bringen. Allein eine ganz andere Sprache führte sie zu gleicher Zeit gegen Pâris Duverney, der das Vertrauen des Prinzen auch in sehr wichtigen Staatsangelegenheiten besaß. Sie stellte ihm vor, daß er durch diese Vermählung statt eines Herrn ihrer fünf bekommen würde: den König, die Königin, die Herzogin von Orleans, Laffay, der bekanntlich unumschränkt über sie herrsche, und den Herzog von Bourbon. Ihre Vorstellungen machten Eindruck auf Duverney; und Duverney wußte

wieder

wieder den Herzog völlig umzustimmen. Der ganze Vermählungsplan wurde aufgegeben; bey dem Hofe aber, für den die Wanderung der Frau von Prie kein Geheimniß mehr war, die Bescheidenheit und Andacht der jungen Prinzessin vorgeschützt.

Statt dessen wurde beschlossen, ohne Zeitverlust eine andere Gemahlin für den König zu wählen. Ihm eine Prinzessin vom Geblüt zu geben, war unmöglich. Man suchte in allen souverainen Häusern: in keinem fand man eine Königin für Frankreich. Zwar gab es eine Prinzessin von Lothringen, aber diese wollte der Herzog von Bourbon nicht, weil sie mit dem Hause Orleans zu nahe verwandt war. Bey einer Prinzessin von Portugal scheute man theils die Verwandschaft, theils bey ihr selbst einen Anschein von Blödsinnigkeit. An den deutschen Höfen fand man bey einigen die Abstammung nicht rein genug, bey andern ihr Haus zu unbedeutend. In Modena waren drey mannbare Prinzessinnen: auch diese wurden verworfen, weil die Prinzessin von Valois, des Regenten Tochter, mit dem dortigen Erbprinzen vermählt war. Die Kaiserin von Rußland hatte ihre Tochter, die Prinzessin Elisabeth, antragen lassen: allein man hatte ihre Geburt zweydeutig, ihre Aufführung verdächtig zu finden geglaubt. Sonderbar war auch noch die Vorstellung, die man sich von der czaarischen Familie machte; man hielt jenes Fürstenblut für viel zu unrein, viel zu unedel, als daß es sich mit französischem Blute vermischen dürfte. Gegen den König von England hatte man sich zwar so weit herausgelassen, daß man sehr gern eine von seinen Enkelinnen als Königin von Frankreich sehen würde; aber seine Minister hatten ihn dagegen vorgestellt, daß er durch diese Verbindung die Grundgesetze überschreiten, und die Nation argwöhnisch machen würde.

Es fehlte also noch immer eine Prinzessin, die von sanftem, lenksamen Charakter wäre, von Niemanden abhienge, keine andere Stütze hätte, als den Herzog von Bourbon und die Frau von Prie. Man befragte darüber den Almanach Royal; der Almanach Royal gab keine Auskunft. Erst jetzt schlug Duverney die Tochter eines großen Herren vor, den er sonst genauer gekannt, und mit Geldvorschüssen unterstützt hatte. Man verlangte eine Prinzessin ohne Ansehen, eine Tochter eines Regenten ohne Macht: beyde Eigenschaften fand man in der Person der Prinzessin von Pohlen vereinigt. Ihr Vater war ein abgesetzter König, und sie, wie Duverney versicherte, ein gutes, schüchternes Mädchen, das nie einen andern Willen haben würde, als den Willen des Herzogs von Bourbon. Es lag ihrem Vater viel daran, sie bald zu vermählen, um sie nur bald von ihrer Mutter zu entfernen, die sie nicht leiden konnte. Schon vor einiger Zeit hatte er einem gewissen Kapitaine, Vauchoux, aufgetragen, eine Vermählung mit ihr und dem Herzog von Bourbon zu negociiren; könnte er es nicht zu Stande bringen, so sollte er es bey dem Grafen von Charolois versuchen; und so von einem Herrn zum andern, bis herunter zum Herrn von Courlanvaux. Dieser Auftrag war noch bey Lebzeiten der Prinzessin Mutter vollzogen worden; aber sie hatte sich förmlich dagegen gesetzt. Auch noch bey ihrem Tode hatte sie dem Abbe Mongin, dem Lehrer des Herzogs von Bourbon, sorgfältig anempfohlen, diese Vermählung zu hindern, indem es ja Prinzessinnen genug für ihren Enkel gebe, ausser dieser Tochter eines abgesetzten Königs.

Schon entsagte Stanislaus aller Hoffnung seine Tochter je vermählt zu sehen, als Vauchaux ihm die Nachricht brachte, sie sey zur Gemahlin des Königs gewählt. Diese unerwartete frohe Botschaft, die er auf der Jagd

erhielt,

erhielt, machte einen so ausserordentlichen Eindruck auf ihn, daß er in seinem Wagen in Ohnmacht sank. Erst in Weissenburg bekam er Bewußtseyn und Sprache wieder. „Ich habe, sagte er, mich nie wieder auf den „Thron gesehnt, oder wenn ich es that, so war es bloß „deswegen, damit meine Tochter Königin werden mögte. „Nun denke ich nicht mehr daran; denn durch diese Vermählung ist mein Wunsch erfüllt.“

Inzwischen waren doch die Meynungen der Hofleute, die der Herzog von Bourbon über die Zurückschickung der Infantin und der Wahl einer andern Gemahlin für den König befragt hatte, getheilt gewesen. Der Herzog von Bourbon selbst, der Kardinal von Bissy, der Marschall von Villars, der Graf von Marville und la Mark hatten für die Zurückschickung gestimmt, der Bischof von Frejus hingegen und einige andere sich sehr nachdrücklich widersprochen. Umsonst hatte man ihm die stärksten Gründe dafür angeführt: er hatte nicht einmal darauf geantwortet; und wiewohl er überstimmt wurde, sein System unverändert zu verfechten gesucht. Indessen war man doch in Ansehung der schicklichsten und ausführbarsten Mittel in Verlegenheit. Einige verlangten, man solle sich mit dem spanischen Hof in Güte zu setzen suchen; andere, an deren Spitze der Herzog von Bourbon stand, drangen mit Heftigkeit darauf, die Infantin sollte auf der Stelle zurückgeschickt werden. Wollte man, sagten die Vertheidiger dieser Meynung, sich vorher in Unterhandlungen einlassen, so würde man dadurch die Sache nur verzögern, sie weniger ausführbar, zu bedenklich, und noch gefährlicher für die Mittelspersonen machen; man würde nemlich die Letztern der Empfindlichkeit der Königin von Spanien aussetzen, die, wo nicht sich selbst, doch ihre Tochter zur Königin von Frankreich machen wolle.

Noch immer unterhielt die Königin von Spanien geheime Verbindungen in Frankreich. Auf ihrer Seite hatte sie eine beträchtliche Anzahl alter Höflinge aus den Zeiten des vorigen Königs, die den vorigen Grundsätzen anhiengen, die sich nicht in die Veränderlichkeit der Maximen, in die rasche Folge der unvermutheten Begebenheiten nach dem öftern Ministerwechsel finden konnten. Durch ihre geheimen Verbindungen erfuhr sie zum voraus das Vorhaben des Herzogs von Bourbon. Da auch der französische Gesandte, der Marschall von Tessé zurückberufen wurde, weil man ihm den Verdruß eines solchen Auftrags ersparen wollte, so schickte sie, um von der Sache gewiß zu werden, eine Auffoderung nach der andern, die Vermählung des Königs mit ihrer Tochter zu beschleunigen.

Eben um diese Zeit wurde dem Abbé von Livry, dem französischen Minister zu Lissabon, aufgetragen, der Königin zu eröfnen, daß die ganze Vermählungsangelegenheit als abgebrochen anzusehen seyn solle. In dieser Absicht sollte er sich Audienz von beyden Majestäten ausbitten, und ihnen das Schreiben vom König überreichen, ohne sich vom Inhalt desselben etwas merken zu lassen. Auf solche Art hätten doch der König und die Königin einige Antwort gegeben. Allein anstatt seine Instruktion buchstäblich zu befolgen, fieng Livry gleich bey der Eröfnung der Audienz damit an, daß er sich dem König und der Königin zu Füßen warf, und zweydeutige, abgebrochene Worte von der bevorstehenden Zurücksendung der Infantin fallen ließ. Hierdurch wurden beyde königliche Personen erst so verlegen, und dann in einem solchen Grade aufgebracht, daß sie das königliche Schreiben nicht einmal erbrechen wollten. Dem Gesandten wurde angedeutet, auf der Stelle das Schloß, und, in kurzer Zeit, das ganze Königreich zu verlassen. Ihr Unwillen

willen erstreckte sich auch bis auf Mademoiselle von Beaujaulois, die sich in Spanien bis zur Vermählung mit dem Prinzen Karl aufhielt. Auf das Volk aber machte diese Ankündigung von der Zurücksendung der Infantin einen solchen Eindruck, daß die Franzosen auf öffentlicher Straße von dem Pöbel angefallen und beschimpft wurden. Der Hof selbst schien dazu aufzumuntern, indem er den französischen Consuls andeuten ließ, Spanien zu räumen und die spanischen Minister aus Frankreich zurückrief. Zugleich wurde den Truppen, die an den Grenzen, in der Nachbarschaft der Pyreneen, lagen, die Erlaubniß gegeben, Streifereyen in das französische Gebiete zu thun. Dabey wurde dem Baron Riperda, dem spanischen Gesandten in Wien, Befehl ertheilt, mit dem kaiserlichen Hof, auf welche Bedingung es auch seyn möchte, ein Bündniß zu schließen. Niemand sollte der Königin von einem Vergleich mit dem französischen Hofe sagen, niemand sollte es wagen dürfen, die „enorme Beleidigung," die ihrer Person wiederfahren sey, geringer darzustellen; sie wolle deswegen, nach ihrem Ausdruck, eclatante Satisfaktion suchen.

Am französischen Hof, wo man wohl einsah, daß man wenigstens in Ansehung der Form einen wesentlichen Fehler gemacht, nahm man die Mine an, als wisse man gar nicht, wie sehr die Königin drüber aufgebracht sey. Auch glaubte man sicher, im Beichtstuhl würde sich der König von Spanien schon wieder besänftigen lassen. In dieser Voraussetzung mußte der Pater Linieres an d'Aubentons Nachfolger, Bermandes, schreiben. Allein dieser neue Beichtvater lebte am Hofe äusserst zurückgezogen; und so thätig, so unternehmend d'Aubenton gewesen war, so wenig hatte er Muth und Geist genug, sich in Geschäffte zu mischen. Zudem war es keine leichte Sache, die Königin sobald wieder zu beruhigen. Ganz

Europa

Europa sollte Antheil an ihrer Beschimpfung nehmen; sie sprach öffentlich von einem neuen Krieg mit Frankreich; ehe sie nur Gründe vom französischen Hof anhörte, sollte erst der Herzog von Bourbon das Ministerium räumen. Ganz gleichgültig aber war dabey der junge König, an dem sich schon jetzt seine nachherige Gleichgültigkeit verrieth. Ohne alle Zuneigung für die Infantin, deren schwächliche Gesundheit zu seinen erwachenden Wünschen so wenig paßte, schied er sich von ihr, nach dem damaligen Ausdruck, wie von einem unnützen Möbel.

VII.

Einrichtung und Schilderung des Hofstaats der Königin.

Es kam mehr darauf an, den Hofstaat der Königinn einzurichten. Natürlich eröfnete sich hier ein weites Feld für die Wünsche, Intriguen und Kabalen der schönen und artigen Weiber von Stande. Jede von ihnen machte sich Hofnung, an einer Stelle, die nun zehn Jahr offen gewesen war, an einem Hofe, der nach Wahrscheinlichkeit glänzend werden würde, ihre Rolle zu spielen. Jede von ihnen versprach sich die Wiederkehr der schönen Zeiten des galanten, verliebten, freygebigen Ludwigs XIV. Es war eine Zeit des Schwindels für alle artigen Weiber, die Ansprüche machen zu können glaubten.

Auf einer andern Seite besorgte Fleury, bey seinen Entwürfen, man mögte der Königin solche Damen geben, die

die am Regentschaftshofe den damals herrschenden freyen Ton und die Modesitten angenommen hätten. Um dieß zu hindern, bat er den Herzog von Bourbon auf das dringendste, bloß auf Tugend und Verdienst zu sehen. Die Tochter des Königs Stanislaus, setzte er hinzu, sey eine Prinzessin von einfachen, frommen, schüchternen Charakter; zuverlässig würde sie an dem Anblicke jener Schaamlosen (dévergondeés) aus den Zeiten der Regentschaft einen Anstoß nehmen, und zuletzt von ihnen selbst verführt werden. Hieraus bewies er ihm die Nothwendigkeit der äussersten Vorsicht bey der Wahl der ersten Hofdame (dame d'honneur).

Bey dieser Wahl zeigten sich jedoch gegen jede Dame, die man in Vorschlag brachte, andere Gründe zur Ausschliessung. Nur eine befand sich darunter, bey welcher diese Gründe nicht von ihrer Person hergenommen waren; und dieses war die Herzogin von Saint-Simon. Allein der Herzog, ihr Gemahl, hatte sich viele Feinde gemacht; sein Witz und sein Charakter waren dem Kardinal furchtbar; er war dem Hause Orleans ergeben, welches natürlich dem Herzog von Bourbon unangenehm seyn mußte; er haßte und neckte, bey jeder Veranlassung, die Anhänger des alten Hofs, deren Grundsätze Fleury zu den seinigen gemacht hatte; auch sagte man noch, man müsse von ihm, als einem erklärten Vertheidiger der Jansenisten, eine zu große Einmischung in die Geschäffte, durch den Einfluß seiner Gemahlin besorgen. Aus allen diesen Gründen wurde die Frau von Saint-Simon, ihrer seltenen Verdienste, ihrer Grundsätze und ihrer tadellosen Aufführung ohnerachtet, nicht gewählt.

Nach langem Suchen glaubte man endlich die Person von den Eigenschaften, die eine Dame d'Honneur haben sollte, in der Marschallin von Boufflers zu finden.

Man sieht hieraus, wie sehr die Sitten unter der Regentschaft verdorben, und die bessern Zeiten Ludwigs XIV vergessen waren.

Nicht minder schwierig war die Wahl der ersten Kammerdame (dame d'atours), bis sie endlich auf die Gräfin von Mailly fiel. Diese Dame war nicht eigensinnig, nicht ehrsüchtig, nicht intriguant. Es ließ sich erwarten, daß ihr Charakter zu dem Charakter der Königin sehr gut passen würde, denn zwischen beyden schien Uebereinstimmung und Sympathie zu seyn. Ueberdieß vereinigte sie viele gute und schätzbare Eigenschaften; sie war zuverlässig in der Freundschaft, sich immer gleich, von jedermann für rechtschaffen anerkannt, und dabey sehr bescheiden.

Nicht so genau nahm man es mit den zwölf Hofdamen. Es würde, sagt Massillon in seinen Memoiren mit Recht, gar zu schwer geworden seyn, wenn man zu bedenklich gewesen wäre, alle diese Stellen mit Personen von unbescholtenen Sitten zu besetzen. Der Herzog von Bourbon war so gar genöthigt, sie gewissen Damen, deren Galanterien bekannt genug waren, z. B. der Frau von Prie, der Gräfin Egmont, und verschiedenen andern, gleichsam zur Belohnung zu geben. Unter diesen Andern verstehe ich solche, die sich gleichsam nur in einer Art von Zerstreuung, von Vergessenheit, eben nicht grausam gegen ihn zeigten, weil er, bey dem Verlust eines Auges, doch übrigens ein sehr schöner wohlgewachsener Mann, und dabey vorzüglich gegen seine Liebschaften freygebig war. Zu jenen Andern gehörten auch die Damen von Nesle und Gontaut, die beyde gegen mich gewiß uneigennütziger dachten, aber lebhafter, natürlicher empfanden, als die Frau von Prie gegen den Herzog. Jene besaß Verstand, Muth, Lebhaftigkeit, starke Leidenschaften; die

Frau von Gontaut hingegen mehr Ueberlegung und Gefühl. Die übrigen Damen du Palais waren die Marschallin von Villars, die Herzoginnen von Tallard, Bethüne und Epernon, die Frauen von Chalois, Rupelmonde, Merode und Matignon.

Bey der Hauskapelle der Königin nahm Fleury selbst die Stelle des Großaumoniers; erster Aumonier wurde Tavennes, damals Bischof von Chalons-für-Marne, dann Erzbischof von Rouen und endlich Kardinal. Dieser Tavannes war unter dem Schein von Treuherzigkeit dennoch ein feiner Hofmann, der, um zu seinen Absichten zu gelangen, ein gewisses schmeichelhaftes Wesen, Nachgiebigkeit, Liebkosung und List zu gebrauchen wußte.

Kanzler der Königin wurde der Marquis von Breteuil; Bernard, der schon viel Dienste geleistet hatte, ihr Oberhofmeister Surintendant des affaires; und Pâris Düvernay ihr erster Kabinetssekretair.

Die wichtige Stelle einer Oberhofmeisterin war anfangs für die junge Prinzessin von Conti bestimmt. Allein theils die unvorsichtigen Aeusserungen ihres Gemahls, theils die Ansprüche der Herzogin von Bourbon wurden zum Vorwand gebraucht, der Prinzessin von Clermont, der Schwester des Herzogs von Bourbon, den Vorzug zu geben, obgleich die Prinzessin von Conti schon in Versailles war, um von der Stelle Besitz zu nehmen. Diese öffentliche Beschimpfung kränkte sie und ihren Gemahl dergestalt, daß beyden seitdem der Herzog von Bourbon unerträglich blieb.

Inzwischen war die Prinzessin von Pohlen auf dem Wege; man mußte nun den jungen König den nöthigen Unterricht geben. Fleury hatte ihm, von Kindheit an,

eine so tiefe Ehrfurcht gegen die Sitten eingeprägt, daß der elfjährige Knabe an dem Tage, da die Infantin ankam, Thränen vergoß, weil er besorgte, schon jetzt Mann bey ihr seyn zu müssen. Von jeher war er ausserordentlich sittsam gewesen; die ganze Nacht belauschte ihn sein Kammerdiener, Bachelier; den Tag über hatten ihn bejahrte Personen, von welchen er gewiß nichts Böses lernte, unter den Augen gehabt. Nur so viel wußte man, daß die jungen Herren ihm beym Ankleiden aufzuwarten pflegten. Daß ihm Mademoiselle von Charolois gefiel, schien bloß Kinderspiel zu seyn; und eben so wenig glaubte man, daß ihm die Gräfin von Toulouse zu Rambouillet mehr erlaubt haben möchte. Fleury, der ihn von jeher beobachtet hatte, fand es nicht wahrscheinlich, daß der funfzehnjährige Prinz jetzt bey seiner Vermählung die Pflichten des Ehestandes kennen sollte: noch hatte kein Frauenzimmer den mindesten Eindruck auf ihn gemacht; im Gegentheil, er war vor ihnen geflohen. Fleury wählte daher, zur Belehrung in jenen Geheimnissen, eine Folge von zwölf Gemählden, von der Hand der Demoiselle R**, deren Talent für schöne Nuditäten bekannt war. Diesen Gemählden gab man ihre Stellen in einem Zimmer, wo sie den jungen Prinzen, in seinen einsamen Stunden, am meisten an sich ziehen mußten. N. 1. zeigte einen Schäfer und eine Schäferin im unbefangenen Gespräche; auf N. 2. war schon Leidenschaft in dem Schäfer erwacht, er sprach schon durch Blicke; auf N. 3. wurde seine Hand dreister; noch mehr wagte der Schäfer auf N. 4; und so immer weiter, bis zur endlichen Entwickelung des Schauspiels.

Ausserdem rückte man dem jungen König auch Werke der Sculptur in eben demselben Geschmacke vor die Augen, damit er sie von allen Seiten sehen, nach allen Richtungen betrachten und berühren mögte, um nicht

verlegen

verlegen zu seyn, wenn nun seine Verlobte, eben so neu und schüchtern, wie er, zu ihm käme.

Die Frau von Prie nahm es auf sich, der Königin bis Strasburg entgegen zu reisen, um auch ihr den nöthigen Unterricht zu geben. Vorzüglich aber wollte sie ihr die Verfassung des Hofs bekannt machen, und ihr einprägen, wie viel Verbindlichkeit sie dem ersten Minister, wie viel Behutsamkeit sie gegen ihre Feinde nöthig habe, welches denn, wie man leicht denken kann, keine andere waren, als die Feinde des Herzogs von Bourbon und der Frau von Prie.

So belehrte man den jungen König durch schlüpfrige Bilder! und so die Königin durch ein schaamloses Weib, durch eine Verführerin zu Grillen und Vorurtheilen.

Von dieser nur noch einen Zug! Da sie im Namen des Herzogs von Bourbon eine Menge Geschenke zu überbringen hatte, und die Prinzessin, bekanntlich, sich eben nicht in der günstigsten Lage befand, so trug sie kein Bedenken, die künftige Königin von Frankreich sogar mit Hemden zu versorgen. Sie that es aber mit einer solchen Affektation, und so wenig Delikatesse, daß man öffentlich sagte, sie habe geglaubt, sich dadurch die bestimmte Gemahlin des Monarchen zur Schuldnerin zu machen, sie habe das Ansehen von Wichtigkeit auf eine Sorgfalt gelegt, die an sich unbedeutend, und für die Prinzessin ohnfehlbar demüthigend war. Dieser soll auch, beym Anblick der ersten Geschenke aus Frankreich, der Ausruf entfahren seyn: „Hatte ich doch noch nie so viele Kostbarkeiten beysammen gesehen!"

VIII.

Meine Gesandtschaft zu Wien, 1725. — Schilderung dieses Hofs.

Während der bisher beschriebenen Unruhen war ich in Wien, um mit dem Hofe daselbst in Unterhandlungen zu treten.

Der Kaiser schien damals bey den Absichten der Königin von Spanien auf den französischen Thron sehr zu ihrem Vortheil gestimmt zu seyn. Indessen lag ihm doch ein eigenes Projekt von großer Wichtigkeit sehr am Herzen. Dieses bestand darin, daß er, in Ermangelung männlicher Nachkommenschaft, seinen beyden Töchtern die Erbfolge in seine Staaten unzertrennt zu erhalten sehnlich wünschte. Bey diesen Umständen machte ich den Herzog von Bourbon aufmerksam darauf, wie nöthig es sey, in dieser kritischen Lage des Hauses Oestreich mit der größten Behutsamkeit zu Werke zu gehen. Und an den Kardinal von Polignac, der sich über die allgemeinen Angelegenheiten von Europa gegen mich herauszulassen pflegte, schrieb ich (unterm 22 Decemb. 1725): „Der „Kaiser ist mit großen Gedanken und weitaussehenden „Projekten beschäfftigt; diesen müssen wir zuvorkommen. „Wir müssen eine Unterhandlung anzuknüpfen suchen, „die, wenn sie gut fortgeführt wird, nothwendig zu unserm Vortheil ausschlagen muß. Immer mag sich der „Kaiser bemühen, seiner ältesten Tochter die ganze Erbschaft zu verschaffen: wir werden dennoch die Unterhandlung mehr lenken können als er; und schwerlich

„läßt

„läßt es sich denken, daß nicht die andern Mächte uns „gewisse Besitzungen in Flandern oder Lothringen, ganz „nach unserer Bequemlichkeit, gleichsam aufdringen „sollten.“

Karl VI, der letzte Kaiser aus dem Hause Oestreich, hatte ganz den Ehrgeiz, die Ländersucht, die unfreundlichen Grundsätze seiner Familie geerbt. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des stolzen östreichischen Hauses, das durch Ueberspannung willkührlicher Herrschaft die Schweiz und die vereinigten Niederlande verlor. Es war dieß eben das Haus, dem es gelang, die Kaiserwürde, die nach der Reichsverfassung von freyer Wahl abhängt, dreyhundert Jahre nach einander beynahe erblich zu behaupten. Theils durch Eroberung, theils durch freywillige Unterwerfung hatte es den Umfang seiner Besitzungen dergestalt erweitert, daß sein Einfluß auf die Reichshöfe nicht nur für Deutschland, sondern auch seine Macht für ganz Europa gefährlich geworden war. Es hatte gezeigt, wie die Fürsten durch immer gleichförmige Befolgung gewisser Grundsätze nach und nach alle Volksversammlungen vernichten; wie sie unmerklich über den größern Haufen zu siegen wissen, der in jene Versammlungen zuletzt nur noch die veränderlichen Meynungen mitbringt, welche die Kunst des Regenten von Zeit zu Zeit selbst zu erschaffen versteht. So hatte das Haus Oestreich in Spanien die Cortes und Grandes in Nichts verwandelt; in Ungarn war es mit einer ähnlichen Operation beschäfftigt; in Flandern machte es Versuche, durch kleine, aber oft wiederholte Angriffe die Privilegien des Volks zu untergraben. Man schließe hieraus auf den Geist seiner Regierungskunst.

Der letzte Fürst, der den Mannsstamm dieses Hauses beschloß, Karl VI, war ein Herr von düsterer, schwer-

schwermüthiger Gemüthsart; hart gegen seine Generale und Hofleute; unbekannt mit den Gefühlen der Wohlthätigkeit und des Mitleids für fremde Noth. Und doch ließ er in Rücksicht auf Grundsätze und Charakter die meisten seiner Vorgänger hinter sich zurück: seine Härte war mehr Folge von Politik, als Seelenstimmung.

Sein Hof hatte wenig Galanterie, nichts von gefälliger Leichtigkeit: wohl aber viel Repräsentation, und, mit aller nur möglichen Strenge, die steife Etikette, das geschraubte Ceremoniel einer despotischen Regierung. Dabey herrschte, mit ihrem ganzen Gepränge, die Frömmeley; weil der Kaiser fromm war, wollte jedermann fromm zu seyn scheinen. Ueber diesen Gegenstand schrieb ich an den Kardinal von Polignac:

„Ich habe die Fasten über ein sehr andächtiges Leben geführt, welches mir den ganzen Tag kein Viertelstündchen freygelassen hat. Aufrichtig zu sagen: hätte ich gewußt, wie ein Gesandter hier leben muß, nichts auf der Welt würde mich bewogen haben, die hiesige Gesandtschaft anzunehmen. Unter dem Schein von Einladung in die kaiserliche Kapelle und von Aufwartung, läßt sich der Kaiser die Gesandten nachtreten, wie Kammerdiener. Gesund und stammhaft müßte man seyn, wie ein vollsaftiger Kapuziner, wenn man diese Lebensart die ganze Fasten durch aushalten wollte. Damit Ew. Eminenz sich eine Vorstellung davon machen können, so will ich bloß dieses sagen, daß ich vom Palmsonntag an bis Mittwoch nach Ostern, hundert Stunden, richtig gerechnet, in der Kirche mit dem Kaiser zugebracht habe.“

„Mein Vorgänger, der Graf du Lüc, hatte mir nichts von diesem Schatze von Andacht gesagt, den ich nun auf meine Kosten entdeckt habe. Ich kann es

„nicht

„nicht läugnen, daß ich mir vorstelle, zur Devotion ge„höre doch etwas mehr Freyheit. Dieser unerhörte „Zwang, dem man hier unterworfen ist, und den man „sonst an keinem Hofe findet, ist mir unerträglich. Ew. „Eminenz werden es mir verzeihen, wenn er meine Lau„ne verstimmt hat.“

Der Kardinal von Polignac antwortete mir von Rom aus:

„Nach der Schilderung, wie Sie Ihre Fasten, „Ihre Charwoche und Ihre Ostern gehalten haben, glau„be ich freylich nichts bessers thun zu können, als Ihnen „Glück zu wünschen, daß es überstanden ist: so weit „hatten Sie's vielleicht vorher in Ihrem Leben nicht ge„bracht. Trösten Sie sich indessen damit, daß es einem „Kardinal in Rom nicht besser geht. Freylich ist es „auch wahr: wir werden dafür bezahlt.“

So war damals das Innere des kaiserlichen Hofs, dessen Aehnlichkeit mit dem zu Rom nicht zu verkennen ist.

Vor meiner Abreise nach Wien war ich schon unterrichtet, welche Methode die deutschen Minister, im Durchschnitt genommen, bey den Unterhandlungen zu beobachten pflegen, und welche man wieder gegen sie beobachten müsse. Es ist ihnen schon zur Gewohnheit geworden, Thatsachen zu behaupten, von welchen sie öfters selbst wissen, daß sie ungegründet sind. Sie erröthen nicht, wenn ihnen gezeigt wird, daß sie ächte Urkunden und sogar Artikel von feyerlichen Verträgen verfälscht haben; wie z. B. der Graf von Königseck mit einem Artikel der Rastadter und Badenschen Friedensschlüsse, die Zurückgabe von Mortagne an Frankreich betreffend; wie z. B. die kaiserlichen Minister in Wien, durch Vorzeigung einer Erklärung von Obrecht und ei-

ner andern von Chamois, in Betreff des Elsasses, aus welcher sie, ohne Zweifel um den Grafen du Luc irre zu machen, etwas ausgelassen hatten. Ueberführt man sie, daß sie etwas ohne Grund behauptet haben, und nöthigt man sie davon abzugehen, so kommen sie doch gleich durch eine andere Wendung darauf zurück, als ob es etwas ganz Neues wäre, als ob man noch gar nicht daran gedacht hätte. Es bleibt also, wenn man mit ihnen zu thun hat, nichts anders übrig als Geduld; man muß, so oft sie auf dieselbe Sache zurückkommen, eben dieselben Gründe wiederholen. Vorzüglich aber darf man ihnen keinen ihrer gewöhnlichen Ausbrüche von Stolz ungeahndet hingehen lassen: sonst ziehen sie Vortheil davon, und geben rauhe, oder wohl gar beschimpfende Antworten, statt Gegengründe, zurück.

So pflegen die deutschen Minister, selbst die in Wien, die Unterhandlungen zu führen. Aeusserst schwer ist es dabey, die verschiedenen Intriguen und Kabalen unter ihnen selbst, da sie zumal so oft abwechseln, kennen zu lernen. Eben hierauf war meine Instruction vorzüglich gerichtet.

Ich will nun die wichtigsten Männer am damaligen Hofe zu Wien, in beständiger Rücksicht auf das französische Interesse und ihre Lage bekannt zu machen suchen.

Der Prinz Eugen von Savoyen war der Mann, den man mit vollem Rechte als den verdientesten von allen ansehen konnte. Aber eben dieses hatte ihn auch zum vorzüglichsten Gegenstande des Neides der übrigen Großen gemacht. Indessen, da sein Ansehen schon zu fest gegründet war, so fand man es äusserst schwer, ihn unmittelbar anzugreifen. Sicherer schien es dem Grafen von Sinzendorf, der sich zu den Gegnern des Prinzen, dem Marquis von Perlas und dem Grafen von Savaglia,

vaglia, geschlagen hatte, den Marquis von Prie, den der Prinz unterstützte, durch wiederholte Beschwerden verdächtig zu machen. Die letzte Reise des Kaisers nach Prag ohne den Prinzen war für den Grafen eine erwünschte Gelegenheit gewesen. Der nachherige Vorfall zwischen dem Grafen von Bonneval und dem Marquis von Prie bot den Feinden des Prinzen noch mehr Mittel zur Erreichung ihrer Absichten an die Hand. Auf der einen Seite gaben sie dem Kaiser den Entwurf an, eine von den Erzherzoginnen nach den Niederlanden zu schicken; auf der andern ließen sie dem Prinzen geheime Winke geben, daß er keinen ärgern Feind habe, als den Grafen von Bonneval. Durch den Schein getäuscht, glaubte der Prinz, wenn er dem Kaiser das Gouvernement über die Niederlande zurückgäbe, der Kaiser würde es nicht annehmen; er würde also noch mehr Kredit als jemals erlangen und die Kabalen seiner Feinde ohne Mühe niederschlagen können. Allein der Kaiser nahm die Resignation an; und so wurde eben der Schritt, durch welchen der Prinz geglaubt hatte, sich gegen allen Glückswechsel zu decken, das Mittel zu seinem Fall. Er war nun nichts weiter als ein General, der bey seinem Herrn keine Stütze mehr hatte, als das Andenken geleisteter Dienste. So wahrscheinlich es auch blieb, daß bey wichtigen Berathschlagungen seine Stimme die Meynungen der andern Minister überwiegen würde, so war er doch nicht mehr, wie sonst, der Kanal, durch welchen man etwas bey dem Kaiser ausrichten konnte; denn er hatte das Vertrauen und die Freundschaft des Monarchen verloren. Nur dazu konnte man ihn gebrauchen, daß er kriegerische Absichten gegen Frankreich vereiteln half, weil er für seine Person nichts weniger als feindlich gegen Frankreich dachte. Fehler war es bey ihm, daß er sich leicht vorgefaßten Meynungen überließ, und nur mit Mühe davon wieder abzubringen war. Ueberdieß hatte er ein

ein unbegränztes Zutrauen zu der Gräfin Bathiany: da nun diese höchst eigennützig war, so mußte man, um sie bey ihm thätig zu machen, mehr aufwenden, als der Vortheil, den man sich davon versprechen konnte, betrug.

Der Graf von Sinzendorf, zweyter Konferenzminister, war angenehm im Umgang, geistreich, nicht ohne Talent für die Geschäffte. Uebrigens galt er für einen Mann voll Eigenliebe und Schwächen, niemals sich gleich, falsch, voll Vorurtheile und Mißgunst gegen Frankreich, für einen eifrigen Anhänger des Herzogs von Hollstein, von dem er, wie man sagte, eine Pension zog, und einen Vertrauten des Herzogs von Lothringen.

Der dritte Konferenzminister, Graf von Stahremberg, war mit dem Prinzen Eugen gespannt, und voll Verachtung gegen seine Kollegen, die er ohne Schonung tadelte. Er bekümmerte sich um wenig mehr, als um die Finanzgeschäffte, die ihm eigentlich aufgetragen waren. Man hielt ihn für einen stolzen Frömmling; bey den Berathschlagungen hatte seine Stimme wenig Gewicht.

Der vierte Konferenzminister, der Marquis von Perlas, ein vertrauter Freund von Sinzendorf, taugte wenig zu den Geschäfften: er war eifrig im Dienst, ein ehrlicher Mann, aber es fehlte ihm Festigkeit in seinen Entwürfen. Ueber alles scheute er den Krieg, und that doch aus Unfähigkeit jeden Schritt, auf welchen Krieg folgen mußte. Zudem war er ein Feind von Frankreich, und hatte es von jeher darauf angelegt, jede Unterhandlung zum Vortheil dieser Krone zu hintertreiben.

Dieses waren die vier Konferenzminister. Ausser ihnen wurden keine andern in das Conseil zugelassen, wofern es nicht innere Reichsangelegenheiten betraf; in diesem Falle wurden noch der Reichshofraths-Präsident,

Graf

Graf von Windischgräz, und der Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, zugezogen.

Jener war ein gerader, rechtschaffener, gerechtigkeitsliebender Mann. Seine schwache Seite bestand bloß darin, daß er zuweilen in der Meynung von der Größe seines Herrn zu weit gieng. Diese schwache Seite wußte der Graf von Schönborn, sein größter Gegner, sehr gut zu nutzen, so daß er ihn zu Allem, was er durchsetzen wollte, beyzustimmen bewog. Schönborn war ein geistvoller, angenehmer Mann, mit dem es sich recht gut unterhandeln ließ. Nur sein Betragen in der Investiturangelegenheit hatte die Lauterkeit seiner Gesinnungen wenigstens sehr zweifelhaft gemacht. So sehr seine Familie sonst der Krone Frankreich ergeben gewesen war, so wenig schien er eben so gesinnt zu seyn. Daß er sich, als er sah, wie die Investitursache eine Wendung gegen seine Wünsche nahm, von Wien entfernte, galt sogleich für einen Beweis, daß sein Kredit eben nicht der größte seyn müßte. Ueberdieß hatte er dazu beygetragen, die Gährung in den Religionsangelegenheiten bis auf den Grad zu treiben, den sie nach und nach erreichten. Auch glaubte man fast allgemein, das französische Geld habe einen unwiderstehlichen Reiz für ihn. Mit allen Ministern war er gespannt, nur nicht mit dem Prinzen Eugen. Alles opferte er auf, um nur den Grafen von Sinzendorf Beweise seiner Freundschaft zu geben. Er war ein eifriger Anhänger des pfälzischen Hauses und dem Czaar, dem er lange gedient hatte, noch immer ergeben.

Auch der kaiserliche geheime Sekretär, Insen, schien damals ziemlich gut zu stehen; doch hielt man ihn durchgängig für einen Menschen von sehr mittelmäßigen Talenten.

Ferner

Ferner war in Wien ein besonderes Conseil für die spanischen Angelegenheiten; aber der Einfluß dieses Conseils auf die Geschäffte war jetzt eben so unbedeutend, als er vormals beträchtlich gewesen war. Der Marquis von Perlas, der es jetzt allein vorstellte, war der einzige Minister, der in diesem Fache bey seinem Herrn etwas sagen durfte und Gehör fand; seine Grundsätze galten, das Conseil selbst hatte keinen Kredit.

Die französische Regierung verlangte damals von allen Gesandten, nach ihrer Zurückkunft, umständliche Relationen von ihren Verhandlungen, von der Verfassung des Landes, wo sie gewesen waren, von den Ceremonien, die dort bey den Audienzen oder andern Gelegenheiten beobachtet zu werden pflegten, kurz von allem, was dazu dienen konnte, eine genauere Kenntniß von Ländern und Menschen zu geben. Eben so war auch ich verbunden, außer meiner täglichen Relation, eine ähnliche Sammlung zu machen. Ich habe diese Obliegenheit erfüllt, und alles, was sich auf meine Gesandschaft bezieht, in drey starken Foliobänden, zusammengetragen. Auch diese Sammlung habe ich dem Verfasser meiner Memoiren zum Gebrauch vorgelegt.

IX.

Zustand der Finanzen im J. 1726. Auflage des Cinquantieme.

Dem Ansehen nach hatte Dodun die Finanzen zu verwalten; im Grunde waren sie unter den Händen der Brüder Pâris, nach den Winken der Frau von Prie.

Der älteste von diesen Brüdern, den man bloß Pâris nennte, galt für einen erfinderischen Kopf; er hatte auch in der That ungleich mehr Fähigkeiten als seine Brüder. In seinem ganzen Betragen herrschte ein so guter Anstand, daß man darüber seine Herkunft und seine Erziehung vergaß.

Der zweyte, mit dem Zunamen la Montagne, besaß das Talent zur Ausführung eines schon angelegten Plans, einen gewissen Geist der Ordnung und Pünktlichkeit im Buchhalten; mit einem Wort, er war zum Mechanischen des Finanzwesens gemacht.

Der dritte Bruder, Montmartel zugenannt, verstand sich sehr gut auf auswärtige Wechselgeschäffte und auf den französischen Handel mit den verschiedenen europäischen Mächten.

Der vierte Bruder, Pâris Duverney, vereinigte alle Talente eines vollkommenen Hofmanns. Er war sehr fleißig bey den Ministern, Prinzen und Herren vom Hofe, vorzüglich aber bey gewissen Damen, und machte sich bey ihnen, zuweilen auf Kosten des Staats, beliebt.

Mini-

Ministerstellen hatten die vier Brüder nie annehmen wollen, sondern sich damit begnügt, so mächtig wie Minister zu seyn, zuweilen Minister zu machen, und, wenn sie Widerstand bey ihnen fanden, sie wieder verdrängen zu helfen. Ihnen verdankt das Fach der Finanzen die erste Anlage förmlicher Bücher über die Hauptteinnahme und Ausgabe. An der Einrichtung der Kassenverfassung, welche Desmarrest unter dem verstorbenen König einführte, hatten sie Antheil. Eben so wurden sie unter der Administration des Herzogs von Noailles und d'Argenson zu Rathe gezogen und gebraucht. Mit vieler Mühe entzog ihnen Law das Vertrauen des Regenten und sie wurden verwiesen: sie hielten aber fest zusammen und trugen durch ihre Vereinigung nicht wenig bey, das System zu stürzen, worauf dann ihre Zurückberufung erfolgte. Der älteste Bruder erfand sodann das sogenannte „Visa" und der Jüngste brachte es zur Ausführung. Unter dem Namen von la Houssaye und Dodun fuhren sie fort die Finanzen mit Auszeichnung zu verwalten. In der Folge entstand zwischen dem jüngern Bruder und der Frau von Prie eine genauere Verbindung, die sich auf wechselseitiges Bedürfniß von Mittheilung ihrer Einsichten und ihres Kredits gründete.

Ich liefere hier eine Darstellung von dem damaligen Zustand der Finanzen aus den Original-Handschriften der Brüder Pâris, und zwar aus dem ersten Theile des Traité des administrations des recettes & depenses de l'etat S. 329.

„Die Einrichtungen, die man getroffen hatte, um „in das Fach der Finanzen mehr Bestimmtheit zu brin„gen, machten insonderheit alle unbilligen Foderungen „der Hofleute unmöglich. Sie setzten gewisse Termine „für die Zahlungen fest, sicherten die Minister gegen Zu-

„dring-

„dringlichkeiten, verstopften die an den Höfen so gewöhn„lichen Schleichwege, wodurch so manche ungegründete „Foderung als richtig anerkannt, und sogar vorzugs„weise vor den wichtigsten Staatsbedürfnissen bezahlt „wird.“

„Vermöge dieser Einrichtungen waren die Finan„zen durchgängig in Ordnung, die Schulden gehörig li„quidirt, die Zahlung gewiß; kurz, alles hatte seinen „genauen und bestimmten Gang.“

„Wie hätten auch die ordentlichen Einkünfte nicht „zu dem jährlichen Aufwande hinreichen sollen? Bey „dem Auswurf der Einnahme und Ausgabe für das Jahr „1726 betrug der Ueberschuß der letztern über jene nicht „mehr als 2,854,202 Livres.“

„Ohne Zweifel wär' es möglich gewesen, dieses De„ficit durch neue Einschränkungen in der Ausgabe, vor„züglich aber durch Erhöhung der Einkünfte, zu decken. „Diese überstiegen in der That das Total der Ausgabe „um 13 Millionen, ohnerachtet sie nur nach dem wirkli„chen, reinen Ertrag des Jahrs 1725 angeschlagen wa„ren; einem Ertrag, der sich durch den Kornmangel und „den Nothstand der Unterthanen sehr vermindert hatte.“

„Welch ein Unterschied zwischen dieser Lage und der„jenigen, in welcher man sich befindet, wenn die Staats„einkünfte zum voraus erhoben und verzehrt werden, „wobey noch überdieß für den oder jenen Abzug und In„teressen soviel ausfällt!“

„Der König näherte sich also dem glücklichen Au„genblicke, den Ludwig XIV erst gegen das Ende der Fi„nanzverwaltung des großen Colberts und keiner seiner „Vorgänger seit langer Zeit gesehen hatte. Ausseror„dentliche Auflagen waren nicht mehr nöthig; die Unter-

„thanen hatten sich von der bisherigen Erschöpfung er„holt, und Kräfte genug zu künftigen Beyträgen gesam„melt. Sind einmal dergleichen Augenblicke entwischt, „so ist es äusserst schwer, ähnliche wieder zu finden!"

Diese Sprache führten die Brüder Pâris in ihren besondern Memoiren! — Ich glaube hier den erwähnten Finanzbestand vom J. 1726, der den vorhergehenden Behauptungen zum Belege dienen soll, beyfügen zu müssen. *) Es erhellt daraus, daß man selbst zu einer Zeit des Ueberflusses ein beträchtliches Deficit angab. Eine neue Abgabe sollte aufgelegt werden; man schützte also die Nothwendigkeit eines Kriegs vor. Der Herzog von Bourbon, ein guter ehrlicher Mann, wurde getäuscht, und stimmte zu allem bey. Um auch dem Volke den Ertrag der neuen Auflage zu verbergen, nennte man sie bloß „Cinquantieme", weil diese Benennung weniger auffiel. Der Herzog von Bourbon hielt deswegen in seinem eigenen Zimmer eine geheime Session, die aus Villars, Noailles, d'Antin, Fleury, den Generalkontroleur und vier Staatsräthen bestand. In dieser Session zeigte der Finanzminister an, es sey noch eine Schuld von 57 Millionen rückständiger Renten von den drey letzten Jahren zurück. Im Conseil aber setzte er es durch, daß ein Drittheil davon zu Kapitalien auf Leibrenten gemacht, und, zum Abtrag des Uebrigen, der Kasse durch neue Chargen ein Zufluß verschaft werden sollte. Er versicherte dabey, die neue Auflage würde nicht mehr als 25 Millionen einbringen, die zum Abtrag alter Staatsschulden zu verwenden wären. Sein Antrag gieng auch im Conseil durch die Mehrheit der Stimmen durch. Damals brauchte es, um das ganze Conseil völlig gleich zu stimmen, weiter nichts als die Versicherung eines Ministers;

*) S. dens. am Schluß dieser ersten Abtheilung.

sters; und so wurde der französischen Nation eine Last nach der andern aufgebürdet, ohne daß der größere Theil des Conseils von den mannichfaltigen Bedrückungen oder von den wahren Bedürfnissen des Staats genau unterrichtet gewesen wäre.

Die Favoritin befand sich einmal in der Lage, daß sie sich nicht anders behaupten konnte, als durch reichliche Spenden unter der Gestalt von Gratificationen, unter der Benennung von kleinen Gefälligkeiten. Sie sah schon einen Sturm gegen sie herannahn; es wurde schon merklich, daß Fleury den Herzog von Bourbon zu verdrängen suchte: man mußte sich also bemühn, die Hofleute auf seiner Seite zu erhalten. Bisher war nicht wenig gestohlen worden; während des Systems hatte jedermann dieses saubere Gewerbe gelernt, und an den Finanzstellen ungestraft getrieben: nothwendig mußte nun dieses räuberische System durchgeführt werden, oder man mußte vor den Augen des ganzen Hofs gestehn, man verstehe nicht als Minister die Finanzen zu verwalten, man wisse nicht, als Favoritin, über alles zu gebieten, und folglich aufhören zu seyn was man war. Die Brüder Pâris versteckten sich hinter Dodun, den sie überall vorschoben; und der arme Dodun, der nicht Kraft genug selbst zu handeln und zu wollen hatte, ließ sich geduldig fortschieben. So viel Reiz hatte die Stelle eines Ministers! Bloß der Name war schon hinreichend über die gänzliche Unbedeutenheit, über die Verdorbenheit, oder gar über die Schandthaten ihrer Besitzer einen Schleyer zu werfen.

Unter diesen Umständen, wo das Geldbedürfniß, bey den täglichen Verschwendungen gieriger Hofleute und der grillenhaften de Prie, mit jedem Tage dringender wurde, blieb freylich nichts anders übrig, als gewaltsa-

mes Erpressen von den Unterthanen, mit Hülfe der königlichen Machtvollkommenheit gegen den vermuthlichen Widerstand der Parlementer, der Geistlichkeit und der Stände. Man ersann eine Art von Compte-rendu, worin man dem Volke vorspiegelte, der Regent habe bey seinem Tode 1900,500,000 Livres an Leibrenten-Kapitalien hinterlassen, die noch nicht getilgt wären. Ferner gab man die Schulden um 685 Millionen höher an, als im Jahr 1715; auch hätten in eben diesem Jahre die rückständigen Leibrenten 38,900,000 Livres, im J. 1723 aber 51,500,000 Livres betragen. Diese Anhäufung der Schulden und Rückstände wurde nicht der Administration des Herzogs von Bourbon, sondern den Operationen der Bank zugeschrieben, die freylich auf Tilgung der Staatsschulden gerichtet gewesen wären, aber einen ganz andern Erfolg gehabt hätten.

Hierauf war die Rede von der Einrichtung des Hofstaats der Königin; von dem Aufwand für die königliche Vermählung, und die Zurücksendung der Infantin; von den rückständigen Renten und Besoldungen; von den Hülfsmitteln, im Fall ganz unfruchtbarer Jahre, dem Mangel durch Magazine vorzubeugen; von der Nothwendigkeit für alle diese Bedürfnisse ausserordentliche Beyträge so bald als möglich herbeyzuschaffen. Für diese Bedürfnisse hielt der Minister die Erhebung des sogenannten „joyeux avénement", die Einführung neuer Maîtrises und die Erhebung stärkerer Vorschüsse von den Einnehmern der königlichen Domainen für hinreichend, um dadurch das bisherige Deficit in den Finanzen zu decken.

In Absicht auf ein künftiges Deficit versprach man sich ebendasselbe vermittelst gewisser Einschränkungen und einiger Verbesserungen in der Erhebung der Einkünfte, wodurch 12 Millionen sollten gewonnen werden können.

Endlich

Endlich schlug er, zur Tilgung der Staatsschulden und zur Verminderung aller übrigen Abgaben, eine „mäßige Auflage" (modique fardeau) vor, die nach einem richtigen Verhältniß auf die Unterthanen vertheilt werden sollte, damit alle zum Unterhalt des Staats beytrügen; mit einem Wort, er verlangte, unter ähnlichen Umständen, was Calonne jetzt verlangt, eine allgemeine Grundsteuer (impot territorial).

Für diesen Antrag wurden von Seiten des Ministeriums folgende Gründe angeführt:

„Die Auflage des Funfzigsten auf den Ertrag der Ländereyen, Häuser und anderer liegenden Gründe wurde uns durch das Beyspiel Hollands angerathen, wo doch ausserdem die Unterthanen sehr viel Abgaben zu entrichten haben. Bey uns wird der Landmann bey seiner Betriebsamkeit nur zu sehr durch die Steuern (tailles) gedrückt; an der Abzahlung der Renten aus den königlichen Kassen hat er wenig Interesse: die Grundbesitzer müssen ebenfalls zur Tilgung der Staatsschulden beygezogen werden. Hierdurch sieht sich das Ministerium bewogen, die Abgabe des Funfzigsten auf zwölf Jahre einzuführen. Nicht die Anzahl der beysteuernden Personen, sondern die Anzahl der Güter, wird die Quelle dieses neuen Beytrags seyn. Die ganze Last wird also nur auf diejenigen fallen, die dazu beyzutragen wirklich im Stande sind. Diese werden aber auch wieder allen Vortheil davon ziehen, weil der Ertrag zur Abstoßung der Leibrenten-Kapitalien angewendet wird. Vermittelst dieser Zahlungen, die nach und nach, von sechs Monaten zu sechs Monaten, pünktlich erfolgen sollen, wird ein reichlicher Geldumlauf hergestellt werden, der Zinsfuß wieder auf fünf Procent kommen, und dadurch der Umsatz der vom König abgetragenen Kapitalien erleichtert werden.

Die Unterthanen haben also ein augenscheinliches Interesse dabey, daß sich die Schuldenlast der Krone vermindere, weil sie dadurch ihre Leibrenten realisirt erhalten, und in den Stand gesetzt werden, ihre Kapitalien sowohl in der Handlung, als in ihrer häuslichen Einrichtung mit Vortheil gebrauchen zu können."

„Die Richtigkeit dieser Sätze ist zu einleuchtend, als daß sie nicht jedermann überzeugen sollten. Kann das Publikum sich nicht überreden, daß der Ertrag des Funfzigsten zur Abstoßung der Kapitalien getreulich werde verwendet werden, so liegt in der Schwierigkeit ihm diese Absicht glaubhaft zu machen, noch kein Grund, den Plan ganz aufzugeben. Jemehr Beweise von Mißtrauen bisher gegeben worden sind, desto sorgfältiger und pünktlicher muß das Ministerium in seinen Zusagen seyn, um dieses schätzbare Zutrauen wieder zu gewinnen, und selbst in dem Fall, wenn es auf die Erhaltung des Staats ankömmt, einen gemäßigten Gebrauch davon zum Vortheil des Ganzen zu machen."

„Augenscheinlich ist es indessen, daß man durch die Zahlungen selbst immer mehr in den Stand gesetzt werden wird, sie fortsetzen zu können. Ohnfehlbar wird der König alle Bedürfnisse, die etwa vorkommen könnten, von welcher Art sie auch seyn mögen, bestreiten können, ohne daß er den Ertrag des Funfzigsten anzugreifen nöthig hätte. Durch die regelmäßige Befolgung des Zahlungsplans werden jährlich diejenigen Summen gewonnen werden, die zur Tilgung der rückständigen Interessen auf die ordentlichen Einkünfte angewiesen sind; auch werden jährlich Leibrenten durch das Absterben der Besitzer erlöschen. Hierdurch entsteht natürlicher Weise ein gewisser schuldenfreyer Fond, der von Jahr zu Jahr

zunehmen

zunehmen und zu neuen Auszahlungen verwendet werden kann, die wieder einen ähnlichen Fond zur Folge haben werden. Sollten dringende Bedürfnisse eintreten, so würde der König in dem schuldenfreyen Theile seines Einkommens eine hinlängliche Hülfsquelle finden. Um nun auch diese von Zeit zu Zeit zu vermehren, würde es sein Vortheil seyn, die Bestimmung des Funfzigsten unverändert zu lassen, daß heißt, den Ertrag davon bloß zur allmäligen Tilgung der Schulden zu verwenden."

„Man sieht hieraus, daß bey dieser Operation das königliche Interesse mit dem Interesse der Unterthanen vollkommen zusammentrifft, welches denn für das Publikum ein Bewegungsgrund zu unbegränztem Vertrauen seyn muß."

Nach diesem vielversprechenden, schmeichelnden Tone hätte man glauben sollen, die Minister wären von den Leiden des Volks wirklich gerührt, man hätte die ernstlichste Absicht, die Staatsschulden völlig zu tilgen: und doch geschah das alles bloß für die Habsucht der Frau von Prie. Geld verlangte diese in Menge, um ihre Laune zu befriedigen, und ihren Kredit zu behaupten. Sie überlegte nicht, daß sie durch ihre Beschuldigung gegen den Regenten in dem Hause Orleans zwey heftige Gegner finden würde. Sie dachte nicht an die ehmaligen Widersprüche, die das Ministerium, selbst unter Ludwig XIV, gegen das Projekt einer durchaus gleichen Auflage auf alle Ländereyen erfahren hatte. Sie ahndete keinen Widerspruch von Seiten des Parlements, welchem daran liegen mußte, eine Auflage zu verhindern, die auch auf seine privilegirten Besitzungen fiel; noch von Seiten der Geistlichkeit, die sich seit dem Ursprunge der Monarchie im Besitz des Rechtes sich selbst zu besteuern befand. Es fiel ihr nicht ein, daß diese sowohl als jene sich der Einführung einer

neuen Auflage widersetzen würden, die wegen ihrer Form und wegen des Ungewöhnlichen, den verschiedenen Klassen im Staat in gleichem Grade verhaßt seyn mußte. Frau von Prie war schon bey der ganzen Nation verächtlich, verhaßt, verabscheut: und doch bot sie noch den einzelnen Klassen im Reiche gleichsam Trotz, um nur Geld zur Bereicherung ihrer Verwandten und Verehrer, zur Entfernung und Vernichtung der Gegenpartey aufzutreiben. In dieser Absicht drang sie mit Vorstellungen und Bitten und Schmeicheleyen so lange in den guten Herzog, bis er sich endlich bewegen ließ. Die neue Auflage wurde beschlossen, öffentlich bekannt gemacht, und der Notification in einem Lit de Justice durch Bajonette der gehörige Nachdruck gegeben. Ja, die Frau von Prie ließ sogar aussprengen: der König würde wohl, wenn es nöthig wäre, wie einstmal Ludwig XIV, dem Parlement seine Hetzpeitsche zeigen, oder es auch, wenn es auf seinem Widerstand beharrte, wieder nach Pontoise oder Blois verweisen; eine Drohung, die freylich ungegründet, aber doch fähig war, das Parlement schüchtern zu machen.

X. Fort-

X.

Fortsetzung. — Betrachtungen über die erblichen und gewählten Repräsentanten in einer Monarchie.

Bey einigem Nachdenken über die Grundsätze, welche die Geistlichkeit und das Parlement, seitdem die französische Nation ihre alten Vorrechte verlor, geltend zu machen gesucht haben, kann man nicht anders, als mit allen redlichen Bürgern sich darüber freuen, wenn man sieht, wie die Habsucht der Höflinge und Minister und die mancherley Schritte des Despotismus von einem wachsamen Auge unaufhörlich beobachtet werden, und beständig den Widerspruch der Geistlichkeit und der Parlemente gegen sich haben. Bey der gegenwärtigen Ausartung der Nation und der Verfassung sind diese beyden Korps die einzigen, die der Despotismus nicht vernichten konnte, die zum wenigsten im Wahne des Volks von jeher die erklärtesten Gegner der usurpirten Macht unserer Monarchen waren.

In unserer Geschichte finden wir zwo merkwürdige Erscheinungen, die eine genauere Untersuchung verdienen: auf der einen Seite Anhänglichkeit an unsere Beherrscher; auf der andern einen Geist von kraftvollem Patriotismus, vermöge dessen man es von jeher gebilligt hat, wenn die Geistlichkeit und die Parlemente unserm Monarchen mit Nachdruck widersprachen.

Daß Minister mit Ministern, Grundsätze mit Grundsätze, Staatsverwaltung mit Staatsverwaltung so oft

und vielfältig wechselte, war seit Jahrhunderten das Unglück von Frankreich. Bey allen diesen Veränderungen blieben allein die Grundsätze jener beyden Korps sich immer gleich: von jeher haben beyde der höchsten Gewalt, war sie gleich bewaffnet, unter die Augen gesagt: sie könne keine andere Verordnungen und Auflagen machen, als die gehörig bewilligt, und ohne allen Zwang eingezeichnet worden wären.

Freylich hat das Parlement mehr als einmal dem Despotismus nachgeben müssen: aber nie hat der Despotismus bey den Parlementen jene großen Grundsätze austilgen können, auf welchen der kleine Antheil von Freyheit beruht, der bey der gegenwärtigen Lage in Frankreich noch übrig ist. Eben jetzt (1725) da die Auflage des „cinquantieme" eingeführt werden solle, sagt der Klerus dem Monarchen, gerade wie vormals Injuriosus in einem ähnlichen Falle zu Chlotar: er habe nicht das Recht neue Abgaben aufzulegen; und so wie Chlotar sein eigenes Edikt wieder aufhob, eben so mußte Ludwig XV das seinige zurücknehmen. Durch ein Reichsgrundgesetz wird der Thron erblich gemacht: eine Macht, die immer bleibt, und immer mit den Waffen in der Hand, stürzt zuletzt unsere ganze Verfassung; die Vorrechte der Nation werden vernichtet, ihr ursprünglicher Einfluß auf die Geschäffte wird ihr entzogen; der Adel unterm Joche spricht nur noch die Sprache des Hofmanns; sogar die Pairie verläßt ihr Tribunal, und kriecht am Hofe: nur bey der Geistlichkeit und bey den Parlementen erhalten sich noch einige von den Fundamentalgrundsätzen unserer alten Verfassung in Absicht auf Gesetze und Auflagen. Die neueste Philosophie hätte also, anstatt beyde Korps mit Erbitterung anzugreifen, sie vielmehr respektiren und unterstützen sollen; aufmuntern mußte sie beyde, nicht ihnen die Achtung des Volks zu entziehen suchen, wie Vol-

taire

taire that, der sein Lob unwürdig verschwendete, der allen Ministern, sie mogten seyn, wie sie wollten, und allen Maitressen seiner Zeit, Weyhrauch streute.

Wahr ist es, beyde Korps haben in ihrer Verfassung einen Anstrich von Gothischem und Feudalmäßigem; ich verkenne auch keineswegs die Mängel, die mit dieser Verfassung unzertrennlich verbunden sind. Allein man betrachte auf der andern Seite ihr beständiges Ankämpfen gegen die Eingriffe des Ministeriums; man sehe ihren Muth, man sehe die Seelenstärke, den Adel so mancher Biedermänner unter ihnen, die eher Gefangenschaft und Verbannung erduldeten, ehe sie tyrannische Verordnungen unterschrieben: und glücklich wird man uns preisen, daß wir dergleichen edle Vertheidiger haben; Vertheidiger, die durch ihren Widerstand gegen die weitern Fortschritte der willkührlichen Macht, dem Monarchen selbst unschätzbare Dienste leisten. *)

Als

*) Dieses Kapitel wurde zu der Zeit geschrieben, als die Geistlichkeit und das Parlement mit dem Erzbischof von Sens zu streiten hatten.

Damals hätten Herr von Eprémenil im Parlemente und Herr von Thémines in der Versammlung der Geistlichkeit durch ihren Muth das ungerechte, schwankende Ministerium in seinem schleichenden und dennoch unsichern Gange, beynahe aus der Fassung gebracht. Damals verdienten beyde Korps, das Parlement und der Klerus, alle Arten von Lobsprüchen von Seiten des Volks. Dieses alles konnte damals weiter nichts thun, als bewundern und klatschen; denn noch war es von allen aktiven Stellen bey der Geistlichkeit, im Parlement und in den Ständeversammlungen ausgeschlossen.

Jetzt, da es kein Parlement, keine Geistlichkeit mehr giebt, und die Nation bloß durch selbstgewählte Bürger repräsentirt seyn will, jetzt ist es nöthig, einige Betrachtungen über ihre gegen-

Als das Ministerium sah, daß das Parlement, zumal jetzt in Friedenszeiten, zur Einzeichnung einer neuen Auf-

genwärtige Verfassung beyzufügen, um den Unterschied zwischen erblicher und Wahlrepräsentation zu bestimmen.

Hier sehe ich dann vorerst in einer Erbmonarchie eine Familie, die immer fortdauert, der, wie der Familie eines Privatmanns, immer daran gelegen bleibt, ihr Vermögen, ihr Ansehen, ihre Macht zu vergrößern, oder wenigstens wieder zu erlangen, was sie vormals besaß. Diese Familie lenkt die gesammten Nationalkräfte, gebietet über die Truppen, hat die vollziehende Macht in ihrer Hand.

Ich bemerke ferner in den Herzen der Franzosen eine Vorliebe für die königliche Würde, einen angebohrnen Hang sich von Einem beherrschen zu lassen, eine bekannte allgemeine Zuneigung für die Person und Familie dieses Einzigen.

Einer solchen Vorliebe bey den Unterthanen, einer solchen Vergrößerungssucht bey den regierenden Familien haben sich die Minister von jeher bedient, um die besten Verfassungen der Staaten zu untergraben. Hierin liegt auch bey uns der Grund des Verlustes unserer ursprünglichen Verfassung. Können wir nun der königlichen Macht weiter nichts entgegensetzen, als eine Versammlung von Stellvertretern, die zu bestimmten Zeiten neu gewählt wird, so ist die ganze Gewalt dieser Versammlung bloß ein Werk der Kunst. Und gewiß: in dem Kampfe zwischen einer Versammlung, deren Geist sich mit den Zeiten ändert, und dem Ansehen eines bewaffneten Monarchen, der bloß einigen Grundsätzen von Vergrößerung treu bleiben darf, wird die königliche Gewalt, die das Erbrecht und die Waffen für sich hat, zuletzt ohnfehlbar über jene die Oberhand gewinnen.

In England steht ein Theil der gesetzgebenden Macht, die wie der Thron erblich ist, der erblichen executiven Macht zur Seite. Jeder Peer sieht in seiner Familie einen gewissen Antheil der Souveranität; ein Vorrecht, das gleichsam ein Eigenthum ist. Dort kann der König vielleicht seine Peers zu

Werk-

lage gar nicht geneigt war, vermogte es den König ein Lit de Justice zu halten, um kraft seiner Machtvollkom-

Werkzeugen seiner Willkühr und seiner Leidenschaften mißbrauchen; aber die erblichen Vorrechte von Antheil an der Legislation aufheben, das vermag er nie, dafür kann er nie einen Ersatz von gleichem Werthe anbieten. England wird also seine Verfassung behalten, so lange die Peers ein Korps ausmachen werden; denn, wie das wechselseitige Interesse, bleibt auch der wechselseitige Widerstand.

Ganz anders verhält es sich mit der neuesten französischen Verfassung in ihrem gegenwärtigen Zustande (am 19 Januar 1790). Hier hat die vollziehende Macht keine andere Einschränkung, kein anderes Gegengewicht, als eine gesetzgebende Macht, die bloß gewählt wird, die also in die Nationalversammlungen bloß die eben herrschenden Meynungen und Wünsche mitbringt.

Schön ist es allerdings, zu sehen, wie in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts Freyheitsliebe und Haß gegen Bedrückung fast durchgängig erwachte: aber auf der andern Seite auch vieles bedenklich. Ich sehe nemlich, wie rasch die herrschenden Meynungen in Frankreich wechseln, die Macht unserer Könige hingegen fortdauert; ich sehe Frankreich, das sonst dem Adel zu Gebote stand, jetzt seinem König unterworfen; ich sehe es bald unwissend, bald aufgeklärt; bald unter dem Zwang des Lehrsystems, bald unter Ministerwillkühr; ich sehe die Nation, wie sie der thörichten Ruhmsucht Ludwigs XIV fröhnt, über theologische Materien streitet, wie er und seine Minister bald frömmelt, oder gar schwärmt, bald wieder, wenn jene gleichgültig werden, auch gleichgültig wird. Alle diese Erscheinungen lassen mich von der Veränderlichkeit der Meynungen und des Geistes der Nation alles befürchten.

Bey jedem Volke geht es mit der Liebe zur Freyheit wie mit den Wissenschaften und der Religion. Die Zeiten der Götterfurcht, der Freyheit, der Aufklärung folgten in Rom schnell auf einander; nur die Herrschsucht blieb unverändert, und im-

menheit in dem ganzen Gepränge der königlichen Würde diese Einzeichnung zu fodern und zu befehlen. Alle Prinzen

zen

mer herrschende Leidenschaften. In Frankreich sind wir von jeher von unsern Regenten gelenkt worden. Immer giengen wir, unserm geschmeidigen Charakter gemäß, nach dem Ziele, auf welches man uns hinwies. Wie unsere Monarchen waren wir Andächtler oder Spötter, Indifferentisten oder Fanatiker in der Religion, Krieger und Eroberer, oder auch nicht viel besser als Sklaven unter fremdes Joch gebeugt. Immer schmiegte sich unser Charakter an den Charakter unserer Monarchen an: was man allgemeine Volksmeynung, allgemeinen Volkswillen nennen kann, das haben sie von jeher geschaffen, abgeändert, von neuem bestimmt. Gleichwohl beruht die Erhaltung unserer Konstitution lediglich auf der allgemeinen Volksmeynung, auf dem Grade der Aufklärung, auf unveränderlichem Freyheitssinn und darauf, daß die Nation immer fortfahre, so zu wollen, wie sie gegenwärtig will. Niemals wird das Ansehen der Stellvertreter eine erbliche Macht werden. Selbst in dem Innern unserer Provinzen ist diese erbliche Repräsentation völlig vernichtet; es giebt nicht mehr ein solches Recht, das auf den Baronien, Lehngütern oder Bisthümern ruht. Es hängt also das Wohl des Staats bloß von Beharrlichkeit im Denken und Wollen ab; alles kömmt darauf an, daß die Franzosen ihren jetzigen Grundsätzen treu bleiben. Ausserdem wird keine Familie legislative Vorrechte behalten; und das königliche Haus wird keinen andern Widerstand finden, als die Legislaturen, die doch so sehr veränderlich sind.

Nun aber belehrt uns die Geschichte, daß die Fürsten die Kunst verstehn, die Unterthanen gleichsam zu berauschen; daß sie künstliche Leidenschaften zu erwecken wissen, die eben so stark sind, als Liebe zur Freyheit. Hat nicht zum Beyspiel der Geist von Sieg und Eroberung in den Monarchien allen Trieb nach bürgerlichen und patriotischen Tugenden beständig erstickt? Ein zweyter Ludwig XIV, ein Cäsar, ein Karl XII, sind diese nicht

versi=

zen vom Geblüt, sogar der Herzog von Orleans, dieser erklärte Gegner des Herzogs von Bourbon und der Frau
von

versichert, nach der Zurückkunft von ihren Feldzügen sich alle Herzen, selbst die der überwundenen Feinde, zu unterwerfen? Wenn ein kriegerischer König glücklich gewesen ist, legt er nicht zuletzt dem betäubten Volke, dem er Rettung von Tyranney und Freyheit versprach, zuletzt selbst Fesseln an? Wurden nicht auf solche Art die Römer, ein Volk, das Freyheit und patriotische Tugend so leidenschaftlich liebte, von einem bloßen General unterjocht? Eroberungen und Siege haben überhaupt einen so blendenden Schimmer, daß ganze Generationen dadurch getäuscht, das Ungerechte der Unterdrückung gar nicht gewahr werden.

Doch nicht genug, daß die gesetzgebende Macht alle Erblichkeit verloren hat: auch eine Menge adelicher Familien hat die neue Konstitution zu Gegnerinnen. Nie werden sich diese Familien mit Bürgerlichen vermischen wollen; beständig werden sie, vom Gefühl ihrer Größe aufgebläht, auch ihre besondern Grundsätze behalten; ihren spätesten Nachkommen wird noch eben das gesagt werden, was vormals die Protestanten, die Ludwig XIV verfolgte, zu den ihrigen sagten: vergesset eure vormalige Lage nicht! Kein Nationalvorrecht wird mehr an Familien gebunden seyn; die Geistlichkeit wird keine Zusammenkünfte mehr halten; die Stellvertreter des Volks werden bloß seinen Willen zur Richtschnur nehmen; die künftigen Generationen der königlichen Familie, die gegenwärtige und künftige Geistlichkeit, alle adliche Familien werden traurig darauf zurück sehen, was sie vormals waren; alle werden wünschen die neue Verfassung wieder aufgehoben zu sehn.

Man sollte daher, meines Erachtens, bey den Stellvertretern der Nation eine Einrichtung zu treffen suchen, wodurch die Grundsätze der neuen Verfassung befestigt, ihr Verderbniß verhindert, unsere gesellschaftliche Eigenschaften und Tugenden dauerhafter gemacht würden. Veränderlich sind die Meynungen des Volks, veränderlich die Religionsbegriffe; die erbliche
Dauer

von Prie, mußten dabey erscheinen. Ich selbst habe diesem Lit de Justice als Pair von Frankreich beygewohnt. So

Dauer der königlichen Macht und die angeborne, sich immer gleiche Vergrößerungssucht der Regenten sind der neuen Konstitution entgegen; daß Stellvertreter gewählt werden, scheint bey weitem nicht so natürlich, ist noch lange nicht durch den Gebrauch so fest gegründet, als die Erbfolge in der monarchischen Verfassung; erblich sind dagegen die Grundsätze der Gegner der Konstitution, vorzüglich bey dem Adel; denn beständig wird der Adel ein abgesondertes Korps ausmachen, welches die Verwandtschaft mit den Bürgerlichen unter seiner Würde halten wird; beständig wird er sein eigenes System behalten, und dadurch einen Staat im Staate bilden, welches nothwendig Einfluß auf den Nationalgeist haben muß.

Alle diese Unbequemlichkeiten hat die Nationalversammlung vorhergesehn, und daher ist sie unermüdet, die Hindernisse, welche die Feinde der Konstitution in den Weg legen, auf die Seite zu räumen. So gehört z. B. die durchgängige Gleichförmigkeit der Provinzialadministrationen in allen Fächern zu ihren erhabensten Entwürfen. Jeder Angriff auf eine Abtheilung wird sogleich, wie durch eine gemeinschaftliche Reizbarkeit, von allen bemerkt, und findet Widerstand bey allen. Indessen, auch bey dieser Einrichtung sehe ich nichts, was nicht in ähnlichen Fällen der Herrschsucht des Regenten hätte weichen müssen. So war es in Rom, in Griechenland, Frankreich, Spanien, England, in allen neuern europäischen Monarchien, die von Völkern gestiftet wurden, bey welchen auch ihr König anfangs nichts anders war, als der erste General. Das große politische Problem, dessen Auflösung jetzt zu suchen wäre, besteht also darin, daß eine gesetzgebende Macht gefunden werden soll, die ihren Grundsätzen immer treu bleibe, immer hell sehe, niemals wieder aufgehoben werde, deren Ansehen, deren Interesse eben so genau bestimmt, eben so dauerhaft sey, wie das Ansehen, wie das Interesse der erblichen, unbeschränkten Macht, die sich Jahrhunderte lang in Frankreich erhalten, und aller Macht der

So sehr nemlich das Ministerium die Pairs vom Parlement entfernt hielt, so sehr es zwischen dem Hof und dem obern Adel beständige Irrungen zu unterhalten suchte, so muß-

der Nation und ihrer Stellvertreter gespottet hat. Es lehrt uns nemlich die Geschichte, daß die höchste Gewalt erstlich unsere Nationalversammlungen auf dem Marsfelde aufgehoben hat; dann unsere erblichen Repräsentanten, die unter den Namen Pairs, Baronen, Grafen bekannt sind, eben so auch die Ständeversammlungen (états-généraux), die doch die Regierung selbst zuerst gebraucht hatte, um sie den Großen und erblichen Repräsentanten entgegen zu setzen; bekannt ist es ferner, daß unsere Könige auch die Parlemente bald durch Bitten, bald durch Drohungen, immer aber durch Unterhandlungen und Bestechungen nach ihrem Willen gelenkt haben, so wenig die Parlemente deswegen ihre Grundsätze gänzlich fallen ließen. Durch alles dieses belehrt, kann die Nationalversammlung nicht sorgfältig genug auf Verfügungen denken, wodurch diese Macht, die vormals in Frankreich alles an sich gezogen, aufgehoben, vernichtet hat, in gewissen Schranken gehalten werden kann; denn nichts bürgt ihr dafür, daß die Nation zu jeder Zeit einen vollkommen ehrlichen Mann zum Beherrscher haben werde. Ludwig XVI ist gewiß ein Freund der Konstitution; und ich bin überzeugt, daß ein Nationalconseil ihm lieber ist, als die ehmalige geheime Behandlungsart der Geschäffte, als die beschränkten Absichten und selbstsüchtigen Grundsätze des vormaligen Conseils. Da er sein Volk würklich liebt, da dieses Volk ihn wieder verehrt, so wird er lieber die Wünsche dieses biedern und edeln Volks würklich machen wollen. Aber wer steht uns dafür, daß unsere künftigen Beherrscher eben so denken werden? Daß nicht wieder ein Ludwig XI, Karl IX, Heinrich III, Ludwig XIV kommen werde, der wohl den Versuch machen dürfte, uns diese trefliche Konstitution wieder zu entreißen?

(Anmerk. geschr. am 20 Januar 1790.)

mußten sie doch im Parlement erscheinen, wenn eine neue Verfügung, besonders im Finanzdepartement, durchgesetzt werden sollte. Man machte sich lächerlich, wenn man Anhänglichkeit an das Parlement verrieth; und umgekehrt gehörte es zum guten Ton, seiner Beschlüsse, das heißt, seines patriotischen Widerstandes gegen die Thorheiten jedes neuen Ministeriums zu spotten: so tief waren wir gesunken!

In Absicht auf die königliche Gewalt hatten die Minister, die Kanzler von Frankreich und die Siegelbewahrer als Hauptmaximen angenommen: daß, wenn der König spricht, jedes Wort von ihm für Vollziehung des Gesetzes gelten müsse; daß, so oft der Monarch eine sogenannte königliche Sitzung hält, jede andere Macht vernichtet, jeder Ausspruch von ihm auf der Stelle Staatsgesetz werde. Der Siegelbewahrer, ein treuer Anhänger dieser Lehre, ermangelte nicht, im Lit de Justice von der Unzulänglichkeit der Staatseinkünfte, von der Abnahme des Ertrags der Pachtungen zu reden, und daraus die Nothwendigkeit des Funfzigsten zu zeigen. Der erste Präsident versicherte sogleich, das Parlement werde sich mit der größten Bereitwilligkeit in das Verlangen des Monarchen fügen. Ganz anders aber sprach der Generaladvokat. Lieber, sagte Gilbert, wolle er sein Vermögen, ja selbst sein Leben, zum Opfer bringen, als ein Wort von Einwilligung aussprechen. Der Siegelbewahrer erwiederte: der König erlaube allerdings Vorstellungen; nur sollten, vermöge eines Edikts, welches er jetzt ablesen wolle, diejenigen Räthe, die noch nicht zehn Jahre bey den höhern Gerichtshöfen gestanden hätten, weder Zutritt noch Sitz in den Kammern haben, wo Edikte eingezeichnet werden sollten. Eben diese Verordnung, sagte Gilbert, vollende die Erniedrigung und das Unglück des Parlements. Bevor er also auf die Einzeichnung förmlich

förmlich antrug, machte er noch eine Pause, und sagte dann zum König: das Parlement erwarte seine Befehle aus seinem eigenen Munde. Der König schwieg; und Gilbert machte nun den förmlichen Antrag auf die Einzeichnung. Allein als der Siegelbewahrer die Stimmen sammeln wollte, sagte man ihm geradezu, es würde gar keine Berathschlagung angestellt. Nichts destoweniger hatte der Siegelbewahrer die Dreistigkeit, oder vielmehr Unverschämtheit, den König zu versichern, alle Stimmen fielen einhellig für die Einzeichnung; und so wurden auch die königlichen Verordnungen sämtlich einregistrirt.

Das Ministerium fand indessen in jener Weigerung der Parlementsräthe und Gilberts dreister Erklärung, mitten unter dem glänzenden und furchtbaren Gepränge der königlichen Allgewalt, eine Geringschätzung seines Ansehens. Es ließ deswegen den Letztern mit einer nachdrücklichen Ahndung bedrohen. Gilbert hatte Muth, aber er erhielt sich nicht: in der Ungewißheit, ob er nicht vielleicht exilirt werden würde, schrieb er an Maurepas eine Entschuldigung in dem schüchternen Ton eines Reuenden. Seine Unterwerfung wurde dem Konseil angezeigt, und er blieb mit dem Exil verschont. Maurepas stellte nemlich dabey vor: wenn man weiter gegen ihn gienge, so würden die Mißvergnügten im Parlement noch mehr gereizt werden, das Volk aber vielleicht nicht bezahlen wollen; doch möchte wohl der Ertrag der neuen Auflage so viel werth seyn, als eine Begnadigung.

Allerdings verdiente die Erwartung des Ertrags von der Auflage des Cinquantieme einige Nachsicht von Seiten dieser Herren. Auf der einen Seite gab das Conseil jenen Ertrag nicht höher als auf die Totalsumme von 300 Millionen an; auf der andern behielt es die rückständigen Renten zurück, und verwandelte sie, der

 neuen

neuen Auflage ohnerachtet, wieder in Renten: mithin mußte der sogenannte Funfzigste der Regierung den dritte Theil des Ertrags der sämtlichen Staatsgüter einbringen. Die Nachgiebigkeit der Franzosen, die man schonen mußte, verdiente also wohl, daß Gilberts Patriotismus nicht strenger geahndet werden durfte.

Glücklicher weise gestatteten die Provinzialparlemente nicht, daß diese verderbliche, unzweckmäßige, bloß für die Verschwendung des Hofs ausgedachte Auflage, deren Ertrag vielleicht nicht einmal scharf zu berechnen war, ruhig aufgelegt werden durfte. Im Parlement zu Toulouse sprachen die wärmern Köpfe, dem Genius jener südlichen Provinzen gemäß, sehr laut und nachdrücklich. In ihren Vorstellungen führten sie unter andern dagegen an: Abnahme der Bevölkerung und Hagelschlag machten diese Abgabe in Languedoc unmöglich; auch würde sie nicht den funfzigsten, sondern mehr als den dritten Theil des reinen Ertrags ausmachen; und zwänge man das Volk dazu, so zwänge man es auch Haus und Hof zu verlassen. Es bezog sich auf die allgemeine Bestürzung, die überall herrsche; es beklagte sich auch, den Adel und die Geistlichkeit mit dem Volke vermengt zu sehn, da doch diese beyde höhern Stände so ansehnliche Vorrechte hätten.

Das Parlement von Bourdeaux zeigte die traurigen Wirkungen der Bankverfassung; die Schwierigkeiten von dem Landbau den verhältnißmäßigen Vortheil zu ziehn; die gänzliche Stockung des Weinhandels, als Folgen einer solchen verderblichen Auflage. Freylich enthielten diese Vorstellungen auch manches im Ton der Sklaverey, wie z. B. folgende Stelle: „wenn die Vollzieher der königlichen Befehle die Abgabe bey Bauern „oder andern Leuten von einer gewissen Niedrigkeit erheben, so werden sie ungestraft mehr als den funfzig-

„sten

„sten Theil nehmen; von ihrer Habsucht, von ihrer Un„gerechtigkeit läßt sich alles befürchten.“ Man hätte wohl das Parlement fragen mögen, auf welcher Seite die Niedrigkeit war? bey dem ehrlichen Landmann? oder bey den Werkzeugen des unbilligen Pachters?

Das Parlement von Metz drückte sich in seiner Vorstellung so aus: „Wir sind das Werkzeug, durch welches „Ew. Majestät die Wünsche des Volks zu Füßen gelegt „werden, und sagen in aller Unterthänigkeit, daß die „erwähnte Deklaration so gut als unmöglich ist.“ Es erinnerte an die vielen Kriege, die das Königreich arm gemacht, und setzte zum Schluß hinzu: wenn die Feinde in der letzten Anstrengung auch die letzte Hülfsquelle erschöpft, und die Unmöglichkeit den Staat ohne diese Auflage zu erhalten wahrnähmen, so würde auch ein feindlicher Anfall ohnfehlbar erfolgen.

Mehr bestimmten Charakter und mehr von jenem Originalgeist, der freyen Völkern eigen ist, zeigte das Parlement von Bretagne. Langwierige Kriege, sagte dieser Gerichtshof, hätten gemacht, daß man die vielen Auflagen mit Geduld ertragen; unter Ludwig dem Großen hätten sich die Franzosen mit dem Glanz seiner Siege, mit der glänzenden Erscheinung einen Zweig des Hauses Bourbon auf dem zweyten Throne der Welt zu sehn, getröstet; Belohnung für diese Ergebung, setzte es frey und launig hinzu, sey das System gewesen; Heinrich IV habe nach den innerlichen Unruhen Schätze gesammelt, und doch seinen Unterthanen Erleichterungen gemacht; eine ähnliche Erleichterung getraue sich das Parlement auch jetzt vom König zu erwarten. Es bezweifle keineswegs, fuhr es fort, die vollkommene Richtigkeit des Finanzetats, den der König vorlegen lassen; aber es erinnerte dabey, daß der Funfzigste just die unschicklichste und

drückendste Auflage sey. Es beklagte sich ebenfalls, den Adel und die Geistlichkeit vermengt zu sehn; diese privilegirte Ständen wären ohnehin mit Abgaben unter andern Namen belegt. Es machte die Bemerkung, daß man nicht den funfzigsten Theil von dem Ertrag der Ländereyen, sondern in der That den sechsten Theil würde entrichten müssen. Es versicherte: die Haiden von Bretagne, die ehedem angebaut und fruchtbar gewesen, würden durch die neue Auflage öde gemacht werden. Zuletzt führte das Parlement noch an: die Provinz sey durch Privilegien gegen neuen Auflagen gedeckt, und das sogenannte freywillige Geschenk müsse dafür gelten. Dann schloß sich die ganze Vorstellung mit folgenden Worten: „Geruhen Sie, Sire, einen mitleidsvollen Blick auf ihre „Provinz Bretagne zu werfen. Nicht leicht hat ein Volk „die Liebe seines Fürsten mehr verdient, als diese Pro„vinz durch ihre Liebe zu Ew. Majestät. Sie sind ihr „Vater: betrüben Sie sie nicht zu eben der Zeit, da sie „ihre Wünsche für die Beglückung ihrer Regierung ver„doppelt. Ersticken Sie nicht weder ihre Klagen, noch „die Merkmale ihrer Freude, die bey der Nachricht von „ihrer bevorstehenden Vermählung auszubrechen anfieng; „diese Freude der Unterthanen ist die untrüglichste, schön„ste Vorbedeutung. Machen Sie nun, Sire, ihr Maaß „dadurch voll, daß Sie ein Edikt, welches schon so man„che Thräne gekostet hat, zurücknehmen.“

So sprachen die Parlemente! eine Sprache, die freylich der Herzog von Bourbon und die Frau von Prie nicht gleichgültig anhören konnten. Die Favoritin las dem Herzog aus den angeführten Vorstellungen vor; aber weder sie noch er waren im Stande sie ganz auszulesen. Ihrem Bedünken nach war kein Geschmack darin, kein Menschenverstand; jede Zeile verrieth ihren Provinzialursprung am Ufer der Garonne u. s. w.

Frau von Prie wurde über diese unvermutheten Hindernisse immer aufgebrachter, ärgerlicher, eigensinniger, bitterer. In ihrer finstern Laune mußten es ihre Bedienten entgelten; die Worte Verweisung und Verhaftung wechselten immer in ihrem Munde ab. Einstmal bey ihrer Toilette, wo sie von einem Schwarm flachköpfiger Höflinge umgeben war, brachte ihr der Herzog von Bourbon eine Vorstellung vom Parlement von Bretagne, und fragte sie: was sie wohl auf diese Gründe zu antworten habe, welche das Conseil größtentheils erheblich und aller Aufmerksamkeit würdig gefunden habe? Frau von Prie nahm die Vorstellung, schlug sich damit auf den H...., und warf sie an einen gewissen Ort. So antwortete eine Maitresse auf eine Vorstellung von einem Parlemente!

Noch muthiger als das Parlement von Paris verfuhr die Geistlichkeit. Sie wollte weder einzeichnen, noch bezahlen; ja, sie weigerte sich sogar, das hergebrachte Dongratuit zu bewilligen. Die besten Köpfe jener Zeit, und alle Korps gaben ihr darinn vollkommen Beyfall. Aufmunterung bekam sie auch von Fleury, der sich freute der Verschwendung der Favoritin und ihrer Höflinge Einhalt thun zu können. Zu der Zeit als das Edikt wegen des Funfzigsten erschien, war die Geistlichkeit seit kurzem wegen einer andern Angelegenheit versammelt. Ihr damaliger Präsident, der Erzbischof von Toulouse, kommunicirte also darüber mit dem Finanzminister Dodun; und es kam eine Konferenz zur gütlichen Auseinandersetzung der Sache zu Stande. In den Verhandlungen dieser Konferenz gieng man bis 743 zurück, um zu beweisen, daß die Geistlichkeit von aller Besteuerung völlig frey, daß ihr „Dongratuit" jedesmal eine Sache besonderer Bewilligung, und die Vertheilung desselben ihr allein überlassen sey. Auf diese Konferenz

 folgte,

folgte, nach einem Sendschreiben an den Finanzminister, eine Vorstellung an den König, in welcher sich die Geistlichkeit unter andern so ausdrückt:

„Die Verordnung, welche Ew. Majestät wegen Erhebung des baaren Funfzigsten von dem sämtlichen Vermögen ihrer Unterthanen haben ergehen lassen, scheinen „die geistlichen Güter gar nicht zu betreffen. Namentlich „sind sie nicht angegeben; es scheint auch nicht, daß „Ew. Majestät sie darunter habe begreifen wollen, indem diese Auflage nur die wirklichen Eigenthümer trifft, „bey den Gütern der Geistlichkeit aber weiter nichts als „Nutznießung statt findet, so daß also jene Verordnung „nicht auf sie ausgedehnt werden kann."

Ferner berufte sich die Geistlichkeit auf ihre Immunitäten, die mit der Religion unzertrennlich verbunden wären. Sollte die Abgabe des Funfzigsten auf alle liegende Gründe in Frankreich erstreckt werden, so würden die Kirchengüter in weltliche Hände gerathen, indem die Beneficiaten nicht selbst darüber disponiren könnten. Sie stützte sich dabey auf den Vorgang des heydnischen Alterthums, wo die Priester ebenfalls frey gewesen wären. Sie bezog sich auf den König Karlmann, der sich, um von der Geistlichkeit unterstützt zu werden, an eine Kirchenversammlung gewandt habe; auf das Beyspiel Philipp Augusts, dem erst von den Bischöfen die Erhebung eines Zehnten verstattet worden sey; auf den öftern Widerspruch der Parlemente gegen Auflagen, invitis clericis, und auf den heiligen Ludwig; auf die Ständeversammlung zu Blois; so wie auch auf einen ältern Beschluß der Geistlichkeit, daß der König nie die geistlichen Güter sollte besteuern können, auch nicht einmal zu einem Kriege gegen die Ungläubigen, ohne vorhergehende Beystimmung der Kirche. Zuletzt führte sie noch an, König

Ludwig

Ludwig XIV habe den Klerus von der allgemeinen Grund- und Kopfsteuer, so wie auch vom Zehnten, freygesprochen.

Alles umsonst! denn Madame von Prie brauchte Geld. Bis zum achtzehnten Oktober wartete die Geistlichkeit auf Antwort vom Ministerium: allein es kam keine Antwort. Nunmehr erneuerte sie ihre Vorstellungen, mit dem nachdrücklichen Zusatze: dieses sey das erstemal, daß die Versammlung aus einander gehen werde, ohne sich in die Wünsche des Monarchen zu fügen. Maurepas ließ sich die Akten von dieser Zusammenkunft bringen; und auf königlichen Befehl wurde das Concept zu der zuletzt gedachten Vorstellung zerrissen. Die Geistlichkeit schrie über Gewalt; fand auch Mittel, eine Abschrift davon in die Hände des Königs zu bringen. Vergebens bemühte sich Duverney und selbst der Herzog von Bourbon von dem Parlement eine mißbilligende Erklärung gegen diese Vorstellung zu erlangen: das Parlement wollte sich nicht dazu verstehen; dießmal, sagten die Häupter des Gerichtshofs, habe die Geistlichkeit vollkommen Recht.

Als der Plan von Einführung des Funfzigsten gescheitert war, trat die immer unersättlich habsüchtige Frau von Prie in noch genauere Verbindung mit dem Prevôt des Marchands und ihrem Verwandten d'Ombreval, die sich beyde mit Kornaufkaufung beschäfftigten. Auch mich suchte man in dieses niedrige Geschäffte mit einzuflechten, weil man wußte, daß ich eben kein Verächter des Geldes war: allein ich weigerte mich alles Antheils an einem eben so ungerechten, als gefahrvollen Plane. In kurzer Zeit lehrte auch der Erfolg, wie klug ich gehandelt hatte. Bald hernach mußte man den wucherischen d'Ombreval von seiner Stelle entfernen, denn

er hatte Hungersnoth in der Hauptstadt bewirken helfen, um nur die Brodtaxe erhöhen zu können. Hierüber war das Volk dergestalt aufgebracht worden, daß, zur größten Beunruhigung des Conseils, jeden Augenblick der Ausbruch einer Empörung zu drohen schien. Bey dem Brodmangel (im August 1725) war d'Ombreval zu schwach, um Volksaufläufe zu verhindern. Laut gab man seine Auffauferey als die Ursache davon an, und drohte ihm mit dem Strange. Auch dem Prevôt des Marchands gab man ähnlichen Kornwucher schuld; das Volk lief nach dem Hôtel de Ville, und foderte mit großem Geschrey seine Auslieferung. Zuletzt wurde das Hohngelächter des Volks so laut, der Tumult so heftig, daß man endlich den Herrn vom Ombreval, ohnerachtet er ein Vetter der Frau von Prie war, entlassen mußte. Dodun, der sich ebenfalls verdächtig gemacht hatte, behielt mit Noth seine Stelle, die man schon bald Fagon, bald Desforts, bald d'Angervilliers zusprach.

Dabey schien eine zwote Hungersnoth zu drohen; der Geldumlauf stockte; der innere Handel verfiel; Dodun wurde als Urheber alles dieses Ungemachs genannt und verwünscht; alle Stände im Königreiche, vorzüglich die Geistlichkeit, setzten sich, wie billig, mit Nachdruck, gegen die Einführung des Funfzigsten; die Truppen waren mißvergnügt.

Unter diesen betrübten Umständen suchte der Herzog von Bourbon eine Hülfsquelle darin, daß er die Pensionen aus den Zeiten des verstorbenen Königs und der Regentschaft einzog, diejenigen aber, die seit der Volljährigkeit des Königs waren ertheilt worden, auf die Hälfte herabsetzte. Welches Aufsehen diese Einschränkungen in Versailles machten, kann man sich kaum denken. Ausserdem wurde noch eine Münzerniedrigung vorgenommen;

men; das wenige baare Geld, das etwa noch in Frankreich war, auf den vierten Theil heruntersetzen, war das einzige Mittel, das man gegen den Mangel des Geldumlaufs anzuwenden wußte.

XI.

Die Königin und der Herzog von Bourbon machen Versuche den Kardinal Fleury zu entfernen; dieser aber behält die Oberhand. Schilderung des Herzogs von Mortemar.

Frankreich zu beherrschen war Fleury's glühender Wunsch. Indessen muß man ihm, bey diesem geheimen Streben, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er zugleich wirklich dahin zielte, Frankreich, das durch so viele Revolutionen gelitten hatte, glücklich zu machen, und das Ministerium des Herzogs von Bourbon, der sich durch ein Weib, wie die Frau von Prie, beherrschen ließ, durch ein besseres zu ersetzen. Zwar hatte der Herzog dem Prälaten schon die geistlichen Angelegenheiten und den größern Theil der Gnaden- und Dienersachen abgegeben: allein das war dem Letztern nicht genug; er verlangte weit mehr als dieses, er wollte die ganze Staatsverwaltung in den Händen haben, und die zu mächtige Favoritin, deren Geschicklichkeit er scheute, ganz verdrängen.

Eine

Eine Schlinge, die sie ihm legte, diente ihm vielmehr zum Triumph, und zugleich zur Warnung für seine Feinde, für jeden Ehrsüchtigen, der es etwa versuchen würde, ihm das Zutrauen seines königlichen Zöglings entziehen zu wollen.

Frau von Prie, die sich wieder ganz von Duverney lenken ließ, gab dem Herzog von Bourbon eine List an, um den Kardinal, der mit dem König zu arbeiten pflegte, von diesen Arbeiten und überhaupt von allem Einfluß in die Geschäffte zu entfernen. In dieser Absicht sollte die Königin angestiftet werden, ihrem Gemahl während der Arbeitsstunden zu sich rufen zu lassen. Hier wollte man den König mit dem Herzog von Bourbon zu beschäfftigen suchen, und dadurch, daß man die Arbeit in das Zimmer der Königin verlegte, Fleury's Geduld ermüden.

Gleich am ersten Spteltage nach dem Entwurf dieses Plans wurde die Ausführung (am 17 Decemb. 1725) angefangen. Die Königin erschien nur wenig Augenblicke beym Spiele, und entfernte sich wieder in ihr Zimmer, wohin auch der Herzog von Bourbon kam. Sodann ließ sie den König, der sich in dem seinigen nebst dem Bischof von Frejus befand, zu sich einladen. Zugleich wurden alle Thüren verschlossen, und blieben es bis eilf Uhr.

Lange wartete der Bischof auf die Zurückkunft des Königs; bis er endlich, nach ungeduldiger Erwartung, zwischen acht und neun Uhr fortgieng. Indessen schien er gar nicht empfindlich darüber zu seyn; diejenigen, die den Abend mit ihm zubrachten, merkten nicht das Mindeste an ihm. Erst am Abend des folgenden Tags, bey der Zurückkunft von der Jagd, sagte man dem König, der Bischof sey verreist. Nur ein Billet von ihm, welches

ches er am Morgen dieses Tags geschrieben hatte, war zurückgeblieben; aber niemand hatte es überreichen wollen.

In diesem Billet sagte der Bischof: er habe sich nach Issy entfernt, und werde nie wieder am Hof erscheinen. Ein vollkommen ähnlicher Schritt hatte vormals, als der Marschall von Villeroy in Ungnade fiel, einen sehr lebhaften Eindruck auf den jungen König gemacht: auch dießmal wirkte Fleury's Entfernung nicht minder lebhaft. Der junge König verschloß sich, unwillig über den Herzog von Bourbon, in seiner Garderobe, weinte, foderte unaufhörlich seinen geliebten Lehrer und Erzieher zurück.

Zugleich erhoben Fleury's Anhang am Hof ein lautes Geschrey. Mancher, der, wenn der Fall des Bischofs ein Werk des Königs gewesen wäre, alles würde gebilligt haben, warf sich jetzt zu seinem Vertheidiger mit Wärme auf. Ein Hofmann von nicht gemeinem, muthvollem, entschlossenem Charakter, und nicht als Oberkammerherr, sondern aus Grundsätzen, dem König ergeben, der Herzog von Mortemar, hatte eben den Dienst. Dieser nahm sich vor, mit dem jungen Monarchen von Fleury's Entfernung zu sprechen; ein Schritt, durch den er sich an die Spitze der Mißvergnügten stellte; er nahm Fleury's Brief, und überreichte ihn dem König.

Diese männliche, edle Handlung fand am Hofe, und selbst bey dem Anhang des Herzogs von Bourbon, entschiedenen Beyfall. Mortemar kam dadurch in den Ruf eines biedern und entschlossenen Mannes, der gehandelt habe, während daß Fleury's übrige Anhänger die Zeit mit Berathschlagungen verdorben, oder doch weiter nichts gethan hätten, als schwankende kleinmüthige Schritte ohne bestimmten Zweck.

Morte=

Mortemar fand den König sehr gerührt. Dieses machte ihm Muth, daß er noch weiter gieng, als er hatte gehen wollen. „Aber, sagte er zu ihm, haben Ew. „Majestät nicht die Macht Ihren Lehrer zurückzurufen? „Ich wenigstens sag' es frey: würde es mir befohlen, so „würde ich ihn, in meinem eigenen Wagen, von Issy ab„holen. Ja, Sire, noch mehr! Ich erbiete mich sogar, „im Namen Ew. Majestät dem Herzog von Bourbon an„zukündigen, daß er auf der Stelle einen Kurier an den „Bischof von Frejus absenden solle, um ihn zur Rückkehr „einzuladen.“

In der Bewegung, in welcher sich der König befand, war ihm dieses Erbieten in der That eine Erleichterung, so daß er Mortemars Vorschlag vollkommen genehmigte. Bey dieser Gelegenheit verrieth der junge König die erste Spur von Gefühl und eigenem festen Willen; es entfuhr ihm nemlich von selbst der Ausdruck: „ich will es so (j'ordonne).“ Dieses schrieb mir der Marquis von Silly, der mir so manche Hofanekdote mitzutheilen pflegte. Dabey setzte der Marquis hinzu: der Herzog von Mortemar habe noch mit dem König sehr nachdrücklich über die Frau von Prie und Duverney gesprochen, habe ihm auch manchen Aufschluß über die wahren Ursachen vom Verfall des Reichs gegeben.

Noch in eben der Stunde gieng er selbst zum Herzog von Bourbon, und machte ihm bekannt: es sey des Königs ernstliche Meynung, daß er den Bischof von Frejus zurückrufen solle. Der Herzog von Bourbon, der seine Empfindlichkeit gegen ihn nicht unterdrücken konnte, erwiederte ihm: er habe einen schlimmen Auftrag übernommen; doch schickte er unverzüglich einen Kurier an den Prälaten mit der königlichen Einladung ab. Fleury kehrte also wieder an den Hof und in seine Stelle zurück.

An der bourbonischen Partey bemerkte man dabey die auffallendste Verwirrung. Selbst die Königin wurde durch seine Wiederkunft in Verlegenheit gesetzt; sie war zu nichts weniger als zu List und Verstellung gemacht; ihr Plan mit dem Herzog von Bourbon konnte kaum mittelmässig genennt werden.

Seit diesem Vorfall blieben die Frau von Prie und Duverney ganz Frankreich verhaßt. „Der Herzog (von „Bourbon) — schrieb mir der Marquis von Silly — „besteht steifsinniger als jemals darauf, diese beyden Leut„chen zu unterstützen; er meynt, seine Ehre beruhe dar„auf. Gleichwohl hat der leichtsinnige, schlecht über„dachte Schritt, zu welchen Pâris Duverney, die Frau „von Prie und der Herzog die Königin gegen den Bischof „von Frejus verleitet haben, ihnen allen, selbst bey ihren „Freunden so sehr geschadet, daß ihnen wohl der Zuna„me: Strohköpfe (têtes de papier) bleiben wird.

„Ich gebe Ihnen hier eine Schilderung von der ge„genwärtigen Lage des Hofs: die Schlüsse daraus auf „die künftigen möglichen Ereignisse mögen Sie selbst „ziehen.

„Das Ansehen und der Einfluß der Königin schei„nen zu sinken. Wenn der König noch einige Zunei„gung gegen sie verräth, so ist es doch wohl weiter nichts „als höchstens die Zuneigung des Ehemanns. Wird sie „nicht bald schwanger, so weiß ich nicht, wie es mit ihr „ablaufen wird.

„Seitdem der Hof zu Marly ist, spricht der König „weit mehr als gewöhnlich. Man sagt nunmehr, er zei„ge Verstand, und das war, wie Sie wissen, schon lan„ge meine Meynung. Mich dünkt, es ist eine Maschi„ne, die sich erst sehr spätzeitig entwickelt; sie ist schwer

„in

„in Bewegung zu setzen, aber dann ist auch die Bewe„gung heftig: der Vorfall mit dem Bischof von Frejus „mag zum Beweise dienen.

„Der Herzog von Bourbon ist noch immer gegen „den Herzog von Mortemar sehr aufgebracht. Allein „dieser Unwillen hat den König nicht abgehalten, den „Letztern beym Abgang vom Dienste zu fragen, ob er „nicht wieder nach Marly kommen wolle.

„Chabannes, der dem Herzog von Bourbon sehr „ergeben und als ein sehr rechtschaffener Mann bekannt „ist, hat seine Gunst bey ihm durch allzufreye Aeusserun„gen verscherzt.

„Indessen, nach allen diesen Vorfällen, sehe ich „doch nicht klar genug, um mich zu einer gewissen Mey„nung in Absicht auf die Zukunft bestimmen zu können. „Sollte sich der Bischof von Frejus noch einmal entfer„nen, so würde es mich gar nicht wundern; eben so we„nig als ein Sturz der Frau von Prie und Duverney's, „der mehrern Personen nicht unwahrscheinlich vorkömmt. „Ich, für meinen Theil, halte mein Urtheil noch zurück; „wenigstens scheint es mir, daß es wohl erst in einiger „Zeit mit beyden anders werden dürfte.

„Rath ist Ihnen nicht nöthig: ich finde bloß, daß „die gegenwärtige Gährung in Ihrem gewöhnlichen Gan„ge nichts ändern dürfe, daß Sie das alles ansehen müs„sen, als ob es gar nicht geschähe, ohne sich auch nur „in eine Erklärung mit den streitführenden Theilen einzu„lassen. Es ist, wie mich dünkt, der eigentlichste Fall „von Neutralität.

„Auf die Münzherabsetzung wird eine Münzerhö„hung folgen. Es ist weiter nichts als eine Finanzope-

ration,

„ration, die man nothwendig vornehmen muß, wenn „man sich erhalten will; freylich eine gewaltsame Ope„ration, ohngefähr wie ein Brechmittel im hitzigen Fie„ber. Den vier Brüdern Pâris muß man es zuschrei„ben, daß der Staat an den Abgrund des Verderbens „gerathen ist.

„Die Sage von der Verabschiedung der Frau von „Egmont ist ganz ungegründet. Zu der Zeit als der „Hof nach Marly gieng, liebte sie der Herzog mehr als „jemals; und seitdem mag wohl keine Veränderung vor„gegangen seyn. Frau von Prie hat sich fast gar nicht „in Marly aufgehalten; meistens ist sie in Paris, und „Oper, Bal, Komödie sind ihr Zeitvertreib gewesen.

„Die Aussöhnung zwischen Demoiselle von Charo„lois und dem Herzog von Bourbon hat nicht wenig „Aufsehen gemacht. Indessen geht es, wie ich aus si„chern Quellen weiß, nur dahin, daß der Schein geret„tet werden, daß kein Theil von dem andern in Rück„sicht auf ihre Freunde, Bekanntschaften u. s. w. etwas „fodern soll. Am meisten hat der Herzog von Antin an „diesem Werke gearbeitet. Er besitzt seit einiger Zeit ei„nen gewissen Antheil am Vertrauen des Herzogs, und „hat öfters geheime Unterredungen mit ihm. Nicht leicht „versteht es jemand besser, wie man auf zwey Achseln „tragen muß; welches freylich am Hofe weiter bringt. „Nun wundern Sie sich nicht, wenn Sie in einiger Zeit „mehr von ihm hören.

„Der Herzog von Noailles benimmt sich recht gut. „Schade nur, daß er dem Jansenismus zu sehr anhängt; „welches vielleicht ein Hinderniß werden könnte, das ihn „auf seinem Wege hemmt. Der König zeigt sich sehr „freundlich gegen ihn, spricht viel mit ihm, scheint ihm „gewogen zu werden.

„Ob Sie nicht Ihre Meynung in Absicht auf den „Herzog von Gvres zu weit ausdehnen, weiß ich nicht. „Leute, die gut unterrichtet sind, halten dafür, der Kö- „nig sey gegen ihn eben nicht vertraulicher, als gegen „viele andere; auch gründe sich sein Wohlgefallen an „ihm nicht sowohl auf Neigung und Achtung für seinen „Charakter, als vielmehr darauf, daß er ihn gern kleine „Geschichten und Neuigkeiten erzählen höre. Indessen „stimme ich doch Ihnen darin bey, daß er ein Mann ist, „den man schonen muß, weil er in den nächsten Jahren „allerdings Einfluß bekommen kann.“

Auch in Rücksicht auf die auswärtigen Staatssa- chen ließ sich der Marquis von Silly, ein guter und fei- ner Kopf, gegen mich heraus. So schrieb er mir in Ab- sicht auf die spanischen Angelegenheiten: „Der Ritter „Dubourg ist noch immer am Hofe der Königin von Spa- „nien zu Vincennes. Uebrigens spricht man kein Wort „mehr von ihm, entweder weil die neuesten Eräugnisse „die ganze Aufmerksamkeit des Publikums beschäfftigen, „oder weil er in der That mit Duverney und den Mini- „stern nichts unterhandelt. Dennoch bleibe ich der Mey- „nung, daß der spanische Hof bey seiner Versendung „hierher ganz andere Absichten gehabt habe, als bloß „die Etikette der verwittweten Königin einzurichten. Mir „ist er zum wenigsten ein Kundschafter des spanischen „Hofs, dem es besonders aufgetragen ist, die verschiede- „nen Gesinnungen auszuspähen. Was mich in diesem „Gedanken bestärkt, sind die Klauseln des Wiener Ver- „trags. Seitdem die Infantin zurückgeschickt worden „ist, habe ich den Bruch mit Spanien als ein wahres „Unglück betrachtet. Der Wiener Vertrag, der daher „entstand, hat ihn nur noch ärger gemacht, weil es nun „schwerer geworden ist, die Sache auf eine andere Art „auszugleichen. Durch jenen Schritt ist die Regierung

„zu

„zu Verträgen genöthigt worden, deren Folgen in Verle-
„genheit setzen, und deren man doch, selbst unter den ge-
„genwärtigen Umständen, hätte überhoben seyn können.
„Ich bin ein geborner Franzos, und fühle die Liebe zu
„meinem Vaterlande in ihrem ganzen Umfang. Mich
„beleidigen jene Verabredungen, die nichts weniger als
„ehrenvoll für uns sind. Sie scheinen eine vollkommene
„Gleichheit der Macht vorauszusetzen, oder wohl gar ei-
„ne Furcht, die für einen so mächtigen Staat wie Frank-
„reich höchst unanständig wäre; für einen Staat, den
„zwar die P ris so tief heruntergebracht haben, der aber
„durch eine gute Administration, auch nur von zween
„Monaten, wieder Kräfte sammeln kann."

In einem andern Briefe (v. 30 Apr. 1726) schil-
derte er mir das Innere des Hofs zu Versailles.

„Der Herzog von Bourbon ist seit drey Wochen
„fast beständig im Freyen, so daß er für die dringendsten
„Sachen beynahe keine Muße behält. Jagden, bald
„allein, bald mit dem König, den er öfters mitnimmt,
„eine viertägige Reise nach Chantilly, die Reisen, die der
„König wöchentlich zweymal nach Rambouillet vornimmt
„— alles dieses giebt Seiner Durchlaucht Beschäfftigung
„genug."

„Morville hat mir gesagt, Sie hätten Ihre baldige
„Zurückkunft und einen nahen Krieg angekündigt. Ich
„habe daher Anlaß genommen, diese Materie mit ihm zu
„besprechen; habe ihn auch, wie ich glaube, von dem,
„was er ohnehin schon meynte, hinlänglich überzeugt, d.
„h. daß Sie gewiß keinen unbedachtsamen Schritt ge-
„than haben. Er hat mich versichert, der Herzog habe
„nicht glauben wollen, daß Sie eine gegründete Nach-
„richt gegeben hätten. Nur sind beyden die Kriegsge-
„spräche in der Hauptstadt unangenehm gewesen. Du-

„verney hat nemlich den Herzog dieses Stadtgespräch „als die Ursache angegeben, daß jedermann mit seinem „Gelde an sich halte. Ich mögte nicht dafür stehen, daß „er nicht dem Herzog einen Wink von Ihrer angeblichen „Indiscretion sollte haben geben lassen, um sie als einen „Grund gegen Sie in der Führung der allgemeinen An„gelegenheiten zu gebrauchen.

„Die englische Flotte, die in der Ostsee agiren soll, „ist ausgelaufen, und kann, wenn sie guten Wind ge„habt hat, gegenwärtig im Sunde seyn, wo zwölf däni„sche Schiffe zu ihr stoßen sollen. Die Erscheinung die„ser drey und dreyßig Schiffe mögte wohl Rabutins Un„terhandlungen mit dem Hofe zu Petersburg hemmen, „und die russische Flotte in gewissen Schranken halten. „Hier werden die Kriegsrüstungen fortgesetzt, fast alle Re„gimenter verstärkt, die Magazine angefüllt. Und bis „hierher geht alles gut; aber nicht so geht es mit den „Finanzen. In mehrern Provinzen herrscht zum Theil „oder gänzliche Stockung des Geldumlaufs, auf allen „Seiten nimmt das Elend zu. Indessen giebt es doch „noch Mittel, die zu Tage liegen, und ziemlich leicht an„zuwenden sind. Nur die Brüder Päris, die von dem „Untergang des Volks unermeßliche Vortheile für sich „selbst, für Bernard und ihre Associirten ziehen, setzen „sich aus allen Kräften dagegen. Wenigstens sagt man „es öffentlich, und setzt hinzu, ihr Plan sey dieser, wenn „sie erst alles Geld und allen Kredit an sich gezogen hät„ten, die Regierung sowohl jetzt, als künftig, in einer „gewissen Abhängigkeit zu erhalten.

„Madame von Prie spricht noch immer von einer „Reise nach der Normandie; wenn, und wie lange, „weiß ich nicht. Des Königs Abneigung gegen sie ver„räth sich so auffallend als möglich. Nicht genug, daß

„er

„er kein Wort mit ihr spricht; er sieht sie nicht einmal „an; es ist sehr merklich, daß ihre Gegenwart ihm un„leidlich ist. Auch die Königin sieht sie weit seltener als „sonst. Nicht leicht bleibt sie länger hier als ihre Dienst„woche; fast die ganze übrige Zeit ist sie in Paris; da „zeigt sie sich in allen Schauspielen, auf allen Promena„den u. s. w. Indessen scheint doch das Zutrauen des „Herzogs gegen sie nicht abzunehmen. Freylich glaubt „man, er mögte sie wohl jetzt eher entbehren können, „als vor einem halben Jahre. Für die Frau von Egmont „ist seine Neigung noch sehr lebhaft. Was Duverney „betrifft, so glaube ich, daß er noch jetzt so gut bey dem „Herzog stehe als jemals, ohnerachtet er sich seit einiger „Zeit nicht öfter als zweymal die Woche sehen läßt, und „sich ganz auf sein Departement einzuschränken scheint.

„Der junge König wird dreymal, von vierzehn zu „vierzehn Tagen, nach Rambouillet gehen. Er wächst „zusehends; täglich wird seine Figur angenehmer, sein „Anstand gefälliger. Bis jetzt scheint er noch keinen an„dern Hang zu empfinden, als Jagdlust. Ich weiß „nicht einmal, ob nicht die Beschäfftigung und der Zeit„vertreib der Jagd ihm künftig für alles andere Vergnü„gen gelten werden. Noch immer bin und bleibe ich der „Meynung, daß er mehr Verstand besitzt, als er zu zei„gen für gut findet. Der Bischof von Frejus ist bestän„dig und in der größten Vertraulichkeit um ihn; beglei„tet ihn auch nach Rambouillet. Zwischen dem Bischof „und dem Herzog herrscht, dem Ansehn nach, die voll„kommenste Eintracht. Von der Königin sage ich Ih„nen nichts; sie ist völlig so wie in Ihrer Schilderung, „oder vielleicht noch etwas mehr. Die öftern Reisen „des Königs nach Rambouillet, wo er übernachtet, miß„fallen ihr höchlich: aber auf ihr Mißvergnügen wird „nicht geachtet. Muß sie doch jetzt dem Bischof von

„Frejus eben so freundlich begegnen, als sie sonst kalt ge„gen ihn that.

„Der König verräth eine Art von Vorliebe für „den Herzog von R... Diese Vorliebe zeigte sich an„fangs bey der ersten Reise nach Marly; und hat sich „während des Aufenthaltes zu Versailles erhalten: der „Herzog von Bourbon soll sie, wie man sagt, begünsti„gen und zu bestärken suchen. Wir wollen sehen, wie „weit das gehen wird; wo ich mich nicht irre, eben nicht „weit. Gewiß ist es indessen, daß dadurch, nach dem „Hofausdruck, die Aktien des Herzogs von Gèvres „gefallen sind."

XII.

Lage des Hofs und der Frau von Prie, vor der Verweisung des Herzogs von Bourbon.

Seit dem sonderbaren Vorfall, da Fleury zum zweytenmal verschwand, gaben sich die wahren Freunde des Herzogs von Bourbon alle nur mögliche Mühe, ihn dahin zu bewegen, daß er zwo Personen, die dem Publikum verhaßt waren, die ihn selbst augenscheinlich an den Rand des Verderbens hinzogen, die Herrschaft über ihn auffagen mögte. Frejus selbst hatte sich aller nur ersinnlichen Mittel von Vernunftgründen, sanften Vorstellungen und Bitten bedient. Es schien auch, als wollte der Herzog sich überzeugen lassen. Die Frau von

Prie war nach der Normandie verreist: Duverney ließ sich seltener zu Versailles sehen. Sowohl ihm, als seinen Brüdern, war aus der Münzerhöhung ein Geheimniß gemacht worden. Natürlich beunruhigte ihn dieser Mangel des Zutrauens von Seiten des Herzogs in einer Sache, wo er zu Rathe gezogen zu werden erwarten durfte. In dieser Verlegenheit schrieb er eilends an die Frau von Prie. Diese versäumte keinen Augenblick; sondern ehe man es sich versah, war sie wieder in Versailles; eine Erscheinung, die den Herzog selbst zuerst überraschte. Nach zwey Tagen erschien auch Duverney wieder, und sprach von neuem in seinem gewöhnlichen hohen Tone. Dieser Ton reizte die entgegengesetzte Partey, und beschleunigte nur eine Katastrophe, die bald hernach vorfiel. Dem Bischof von Frejus war als zuverläßig versichert worden, der Herzog selbst habe die Frau von Prie zurückrufen lassen. Sonderbar aber ist wohl der Umstand, daß, sogar nach ihrer Zurückkunft, der Bischof, in einer zwo Stunden langen Unterredung mit dem Herzog, diesen auffoderte, sie ganz von sich zu entfernen.

Wie die Frau von Prie damals dachte, davon zeugt folgende Stelle aus ihrer Schilderung des damaligen Hofs. In ihre Briefe an mich mischte sich immer ein Zusatz von Galanterie, öfters auch noch etwas mehr.

„Die Marquise von Villars, schrieb sie mir, führt „eine Lebensart, von der man Bücher schreiben könnte. „Vier Bände ließen sich anfüllen, wenn ich ihre Geschäffte und Vergnügungen, die jetzt aus vier Hauptsachen „bestehen, umständlich beschreiben wollte. Sie soll, der „öffentlichen Sage nach, ohne Verlust bey dem großen „Prinzen, mit welchem sie wieder ausgesöhnt ist, sich mit „dem Herrn Goesbriant recht gut stehen. Eine Wieder„eroberung wie der Prinz von Dombes schmeichelt ihrer

 „Eitel=

„Eitelkeit, zumal da er ihr zu gefallen Mademoiselle von „Charolois aufgegeben hat, die sich darüber die Haare „ausraufen will. Mit dem Grafen von Clermont hat „sie gebrochen, nachdem seinetwegen zwischen ihr und der „Duchesse von Boufflers im Salon eine heftige Zänkerey „vorgefallen war. Dabey fehlt es nicht an Schmetter„lingen, die ab und zu flattern; zu welchen denn auch „der Herzog von Orleans gehört. Reinen Mund über „das alles! und daß Sie mich nicht nennen; darum bit„te ich sehr.

„Sollte ich von mir selbst reden, so mögte die Un„terhaltung eben nicht heiter seyn. Also nur so viel! „Ich muß doch in der That nicht wenig Vorliebe für den „hiesigen Aufenthalt haben, weil ich mich entschließen „kann, in einem Lande zu bleiben, wo mir diejenigen, „denen ich am meisten gedient habe, mit dem schwärzesten „Undank lohnen. Mein einziger Trost ist dieser, daß „meine Feinde, um mir zu schaden, sich zu Lügen ernie„drigen müssen. Triumph ist dieses allerdings für mich; „doch wär' es mir lieber, wenn ich mich ganz zurück zie„hen könnte. So sehr die Königin, der Herzog von „Bourbon und meine Freunde diesen Entschluß zu be„streiten suchen, so glaube ich doch Ihnen als ganz ge„wiß sagen zu können, daß ich ihn noch ausführen wer„de. Schweigt nur erst der Neid, reden nur erst bloße „Thatsachen für mich, dann erlange ich bald die Achtung „der Rechtschaffenen, die Gerechtigkeit, die man mir „schuldig ist, und Ruhe. Man wird mir nicht mehr „Schuld geben, daß ich gewisse Leute beherrschte, die sich „nicht so leicht beherrschen lassen, deren Selbstständigkeit „bekannt ist. Den Ruhm dieser Leute zu heben, war „bisher mein liebster Wunsch: ich mögte mich daher nicht „gern zum Vorwand gebrauchen lassen, durch welchen „man diesen Ruhm zu verdunkeln sucht. Sie sehen, ich

„rede mit Ihnen, wie mit einem Freund. Ich hoffe, „Sie werden hievon keinen andern Gebrauch machen, „als den, daß Sie mein Zutrauen werden zu schätzen „wissen. In welcher Lage ich mich auch befinden mag, „werden Sie diejenige, die in der Entfernung vom Hof „edel denkt, nicht minder hochschätzen, als wenn sie die „Ungerechtigkeiten des Hofs mit Geduld zu ertragen fort„führe. Freylich verspricht Ihnen die Einladung zu ei„ner Einsiedlerin kein sonderliches Vergnügen: indessen „etwas Ungewöhnliches wird doch dabey seyn, und Sie „werden dieses Ungewöhnliche nur mit Wenigen theilen.

„Düverney ist nicht besser daran als ich, der Her„zog von Bourbon meynt, seine Ehre bestehe darauf, „daß er ihn bey sich behalte; und Düverney leidet dabey „nicht weniger als ich, oder wohl noch mehr. Er ist „ganz an den Herzog gebunden: ich hingegen bin in „meinem Stande völlig frey, so frey, als man bey den „Banden der Freundschaft und Liebe seyn kann. Sind „Sie zugleich neugierig und verschwiegen, Eigenschaften, „die freylich selten beysammen sind, so sage ich Ihnen „ein andermal mehr.“

Ich schrieb der Frau von Prie über die mancherley Sagen, die sich auch bis nach Wien verbreiteten. Da ich ihr und sie wieder mir Verbindlichkeit schuldig war, so äusserte ich ihr unverhohlen den Wunsch, daß sie nun aufhören mögte, sich in irgend eine Sache, die auch nur einen entfernten Bezug auf Regierungsangelegenheiten hätte, einzumischen: Sie antwortete mir hierauf:

„Nach Verlauf eines ganzen Jahres, welches ich „zu meiner Rechtfertigung brauchte, habe ich endlich den „erwünschten Punkt erreicht. Ich gebe meine Stelle als „erste Hofdame nicht auf; allein ich versehe bloß meinen „Dienst, und bin die ganze übrige Zeit in Paris. Mit

 einem

„einem Wort: ich befreye mich bloß von dem Lästigen „meines Standes, und behalte nur so viel davon, als „einer Dame von Stande natürlich ist, die sich in nichts „mischen will, aber sich auch zu gut fühlt, um sich zwey„mal Rechenschaft von einer Aufführung abfodern zu „lassen, bey welcher sie kein Vorwurf trifft, als eine un„begreifliche Sorglosigkeit gegen ihren eigenen Vortheil, „und die Vermuthung, manchen Rath gegeben zu haben, „den sie nicht gegeben hat, oder zu dessen Befolgung der „Herzog von Bourbon zu aufgeklärt, zu fest, oder auch, „gerade heraus zu sagen, zu eigensinnig ist. Alle mögli„che Hindernisse in der Welt setzen sich meinen Wünschen „entgegen, man wird es mir nicht verdenken, wenn ich „sie künftig ohne Einschränkung zu befriedigen suche. „Man will mich durch Fesseln täuschen, die das Ansehen „von Blumen haben; allein unter diesen Blumen können „wohl Schlangen verborgen liegen; es giebt ja der Schlan„gen am Hofe so viel!

„So schwarz, so falsch, so niedrig, so verächtlich „ist mir nirgends etwas vorgekommen, als jetzt der Hof. „Bloß den Herzog von Bourbon finde ich noch meiner „Achtung und Zuneigung werth. Daß er in Absicht auf „mich so fest, so freundschaftlich, so unbefangen handelt, „fühle ich so lebhaft, daß ich selbst mein Leben mit Freu„den für ihn hingeben würde. Nur sein Verlust hält „meiner freudigen Erwartung nun bald für den Hof tod „zu seyn das Gleichgewicht; nur die Bedenklichkeiten, „die Er meinem Entwurf entgegen setzt, kommen bey mir „in Anschlag. Indessen seine Achtung folgt mir überall „als ein Schatz, den ich nicht verlieren kann; diese Ge„wißheit stärkt mich zum Widerstande gegen ihn selbst.

„Was Sie mir über die Wahl meiner Freunde sa„gen, lasse ich unbeantwortet. Ich möchte Sie nicht gern

„für so kurzsichtig halten, als ob Sie sich vorstellen könn„ten, Besuche bey mir und von meiner Seite Bemühun„gen jedermann zu dienen müßten auch freundschaftliche „Verbindungen seyn. Ich sage wie Herkelin im Timon: „ich wußte wohl, daß sie meines Wunsches, sie zu ver„binden, nicht werth waren; aber ich war des Wunsches „werth, Gutes thun zu wollen. Diejenigen, die ich mei„ne wahren Freunde genannt habe, die Wenigen, auf „die ich in meiner Lage rechnen durfte, bleiben immer „dieselben; ich habe mich nicht in ihnen geirrt; sie wer„den auch dieselben bleiben. Ich freue mich glauben zu „dürfen, daß auch Sie zu dieser kleinen Anzahl gehören, „Sie sollen sehen, ob Sie so leicht jemand finden kön„nen, der es mehr verdient. Fallen Ihnen nur meine „Fehler nicht zu sehr in die Augen, so bin ich Ihrer „Freundschaft auf immer gewiß.

„Was die Vergebung des blauen Bandes betrifft, „so muß ich Ihnen sagen, daß die Königin aus einer „Menge von Gründen es für die Herren von Nangis und „von Tesse, für die sie es schlechterdings haben wollte, „nicht hat bekommen können, und daß sie endlich den „Hindernissen, die sie fand, hat weichen müssen. Kla„gen Sie also nicht: man hat gar nicht Absicht Ihnen „wehe zu thun; man ist vielmehr mit Ihnen vollkommen „zufrieden."

d. 20ten April 1726.

„Ich wundere mich, daß Sie mir nicht schreiben, „daß Sie einen meiner vorhergehenden Briefe nicht er„halten haben. Ich schrieb Ihnen darin so weitläuftig „wie in einem Buche, daß Alles wieder in die gewöhnli„che Ordnung eingetreten ist. In dieser Stunde, da ich „Ihnen schreibe, fühle ich mich ruhiger und glücklicher „als jemals. Ich habe alle die Fesseln, die mir lästig

„waren,

„waren, abgeworfen, und von allen meinen Verhältnis- „sen sonst keines behalten als die Verbindung mit mei- „nen Freunden und meine Stelle als erste Hofdame. „Nichts bindet mich mehr; vierzehn Tage bin ich in Pa- „ris oder wo es mir sonst gefällt, acht Tage habe ich den „Dienst zu Versailles. Ich bin nicht mehr angeschlos- „sen wie der Hund an die Kette; sondern ich schmecke „jetzt das Vergnügen, einen Aufenthalt, den ich nie ge- „liebt noch geschätzt habe, öfters verlassen zu können; „und dieses zu einer Zeit, wo die Königin, der Herzog „und meine Freunde mich am liebsten sehen. Der Bi- „schof von Frejus sagt nichts mehr, weil ich ihm in der „That nicht die geringste Veranlassung etwas zu sagen „übrig gelassen habe. Der Herzog von Mortemar hat „seinen Kredit bey dem König, bey dem Publikum und „selbst bey dem Bischof von Frejus gänzlich verloren. „Düverney benimmt sich ohngefehr eben so wie ich. Er „ist mir mehr als jemals ergeben; ich habe nie Veran- „lassung gehabt, ihm weniger gewogen zu seyn, ihn we- „niger zu schätzen. Seyn Sie also versichert, daß alles, „was Ihnen von einer andern Seite geschrieben wird, „bloß Erdichtung, was ich aber schreibe, vollkommen zu- „verläßig ist.

„Wir haben hier einen fürchterlichen Streit, der „den ganzen Hof in Bewegung setzt. Die Prinzessinnen „vom Geblüt haben die rechte „Traversée" in der Ka- „pelle verlangt. Unter den Prinzessinnen vom Geblüt „sind hier Mademoiselle von Clermont und Mademoisel- „le von Charolois gemeynt; denn Mademoiselle von Or- „leans und alle andern Prinzessinnen haben bisher jeder- „zeit die linke Seite inne gehabt, die rechte aber den „Hofdamen der Königin überlassen. Jene beyden hin- „gegen haben die Plätze der königlichen Hofdamen ver- „langt, haben sie auch in Besitz genommen, und die Da-

„men

„men du Palais haben sich zurückgesetzt. Hiermit aber „sind die beyden Prinzessinnen nicht zufrieden gewesen, „sondern sie haben verlangt, daß auch ihre Dames d'Honneur neben ihnen und vor den Damen du Palais sitzen „sollten. Sie behaupten es sey mit den „Traversen" „wie mit den Logen im Schauspiel, wo sie ihr Gefolge „bey sich haben, und ihrem Range gemäß die ersten Stel„len einnehmen. Die königlichen Hofdamen erwiedern „hierauf: die Königin sey also die einzige Prinzessin im „Königreiche, der man zumuthen wolle allein und ohne „ihr Gefolg zu sitzen; ohne Schwierigkeit, mit Vergnü„gen würden wir den Prinzessinnen unsere Plätze einräu„men, aber keineswegs ihren Damen; diese dürften uns „nicht von der Königin trennen, indem sie sich vor uns „setzten. Sie können leicht denken, daß die Sache nicht „wenig Aufsehen erregt. Jedermann ist aufgebracht, „weil in der That die Gesellschaftsdamen der Prinzessin„nen uns alles streitig zu machen suchen. Ich war nicht „dabey, als der Lärm entstand. Ich will auch nicht „dabey seyn, wenn die Sache entschieden wird: wo die „eilf Damen hinkommen, werde ich als die Zwölfte auch „seyn. Ich werde mich in dieses eben so wenig einmi„schen, als in Alles andre, was vorgeht, und wovon „ich, dem Himmel sey Dank, gar nichts weiß."

Diese Sprache führte zwar die Frau von Prie: aber ganz war es nicht die Sprache der Wahrheit.

XIII.

XIII.

Verweisung des Herzogs von Bourbon und der Frau von Prie. Charakter des Königs und Fleury's.

Lange hatten sich der Herzog von Bourbon und Fleury wechselsweise beobachtet: vielfältig hatte dieser dem jungen König den Erstern als den Gegenstand des Unwillens von ganz Frankreich und die Ursache aller Unglücksfälle des Reichs geschildert; sehr oft hatte er ihn zugleich gebeten, sich zu erinnern, daß Er, in welchem sich doch natürliche Talente und erworbene Kenntnisse vereinigten, den Anfang machen müsse, selbst zu regieren, als endlich der Sturm losbrach.

Die besondern Umstände davon wurden mir von dem Marquis von Silly und verschiedenen andern Herren vom Hofe nach Wien geschrieben; ihnen bin ich in der folgenden Erzählung beynahe wörtlich gefolgt.

Der König, der erst am zwölften Junius nach Rambouillet hatte abreisen wollen, machte bereits am zehnten nach der Tafel bekannt, daß er am elften Vormittags um elf Uhr abgehen wolle. Die Gesandten aber und der Finanzrath gaben ihm so viel zu thun, daß er erst um drey Uhr Nachmittags in den Wagen steigen konnte. Beym Abfahren sagte er noch zum Herzog von Bourbon, er erwarte ihn zu Rambouillet. Gleichwohl war zu eben der Zeit der Verweisungsbefehl nach Chantilly bereits ausgefertigt; gleichwohl war er noch einige Tage vorher eben

eben so vertraulich und heiter wie sonst mit dem Herzog von Bourbon ausgefahren!

Der Herzog von Bourbon arbeitete noch mit Breteuil und Dodun, der ihn erst um acht Uhr verließ. Er wollte nun auch in seinen Wagen steigen, der an der Treppe vor den Zimmern der Königin hielt; und da ihm St. Florentin gewisse Papiere überreichte, verschob er die Annahme, weil er noch beym Soupee des Königs zu Rambouillet seyn müsse, bis zu seiner Zurückkunft. Allein eben beym Einsteigen bat ihn der Herzog von Charost, der nur bis zur Endigung der Arbeit gewartet hatte, nur einen Augenblick in sein Kabinet zurückzukehren; und hier gab er ihm ein eigenhändiges Schreiben vom König.

Charost hatte eigentlich von Fleury zwey Handschreiben vom König bekommen. In dem einen, dessen Ton sehr gelind war, sagte der König nur überhaupt: er wolle sich künftig die Regierungsangelegenheiten genauer bekannt machen, und selbst regieren; deswegen lasse er die Stelle eines Premierministers ganz eingehen, und wünsche, daß der Herzog von Bourbon einige Zeit zu Chantilly zubringen möge: in dem zweyten Briefe aber sprach der Monarch, der im Fall der Unwirksamkeit als Herr befiehlt. Charost überlieferte, entweder aus Versehen, oder, wie andere behaupten, vorsetzlich, diesen zweyten Brief zuerst. Der Herzog von Bourbon wurde darüber so betroffen, daß er kaum die wenigen Worte sagen konnte: er sey gewohnt dem König zu gehorchen, und selbst das Beyspiel der Folgsamkeit zu geben; nur befremde ihn der ganz ungewöhnliche Ton, in welchem man ihn jetzt seine Willensmeynung ankündige. Charost tauschte nunmehr den gebieterischen Brief gegen den Andern aus.

Der Herzog von Bourbon schrieb nur noch einige Zeilen an den König: dann stieg er, ohne etwas zu sagen, in seinen Wagen, und gab seinen Kutscher, der rechter Hand fahren wollte, ein Zeichen, in einiger Entfernung vor ihm her zu gehn; sodann ließ er ihn nach Saint Cloud einlenken. Von da schickte er eiligst einen Pagen nach Saint-Denys voraus, um Postpferde zu bestellen, und damit fuhr er weiter bis Chantilly, wo er Nachts um ein Uhr ankam.

In Versailles erfuhr man diese unvermuthete Nachricht nicht eher als um Mitternacht. Die Königin soll, als sie ihr der Bischof von Frejus selbst überbrachte, sehr geweint haben. Als er sich wieder entfernt hatte, ließ sie die Prinzessin von Clermont und die Frau von Prie sogleich zu sich rufen. Was in dieser Zusammenkunft vorfiel, ist nicht bekannt geworden; nur so viel weiß man, daß die Prinzessin von Clermont die Frau von Prie in ihrem Wagen mit sich genommen hat.

In Rambouillet wurde kein Wort von der ganzen Sache gesprochen. Der König war bey der Tafel sehr aufgeräumt, und spielte dann bis ziemlich spät in die Nacht.

Um vier Uhr des Morgens erhielt die Herzogin von Bourbon einen Brief vom Bischof, in welchem die Nachricht davon mit aller nur möglichen Schonung enthalten war. Der König selbst hatte fünf bis sechs Zeilen, die für die Herzogin nicht nur schmeichelhaft waren, sondern auch sogar ein gewisses Gefühl verriethen, mit eigener Hand beygefügt. Gleich nach Empfang dieses Briefs verließ sie Saint Maur. Bey ihrer Ankunft in Paris erhielt sie einen von ihrem Sohne, der wirklich sehr gut geschrieben war: er sprach darin als ein Mann, der seinen Fall als den Anfang eines ruhigern Zustandes betrachtet.

trachtet. Um vier Uhr des Morgens eilte sie weiter nach Chantilly.

Um die Verkettung der Begebenheiten und der Staatsverwaltung des Herzogs von Bourbon noch deutlicher zu machen, will ich einen Brief, den ich von Wien aus an den Kardinal von Polignac unterm dritten August 1726 schrieb, hier wörtlich einrücken.

„An dem Fall des Herzogs von Bourbon nehme „ich gewiß den aufrichtigsten und lebhaftesten Antheil. „Seine guten Absichten waren mir vollkommen bekannt; „ich hätte daher herzlich gewünscht, er wäre mit dem Bi„schof von Frejus auf dem bisherigen vertrauten Fuße „geblieben. Es kam, wie ich überzeugt bin, bloß auf „ihn an: und gewiß würde diese Eintracht sowohl für „den Staat als für jedes Individuum die heilsamsten „Folgen gehabt haben.

„Unmöglich aber konnte sie bey dem Betragen be„stehen, welches diejenigen, die über den Herzog das „Meiste vermogten, sich erlaubten. Gewisse dritte Per„sonen hatten die Sachen von beyden Seiten auf den „Punkt gebracht, daß nothwendig der Eine den Andern „aus seiner Stelle verdrängen mußte. Sehr verwegen „war es von den Anhängern des Herzogs, da sie einmal „den Herzog in dieses Verhältniß zu dem Königreiche, „zu dem Hof und zu dem Monarchen versetzt hatten, sich „noch für die Stärkern zu halten. Ich weiß sehr wohl, „daß Alles gegen das Anrathen des ältern Paris gesche„hen ist. Dieser ist ein trefflicher Kopf, ganz verschie„den von seinem Bruder Duverney. An dem Letztern „liegt vorzüglich die Ursache vom Fall des Herzogs; eben „so wie er, bey den besten Absichten von der Welt, auch „die Finanzen zerrüttet hat. Freylich ist es etwas „sehr seltenes, einen Bürgerlichen zu finden, der

Bayerische Staatsbibliothek München

„fähig wäre, in einer großen Manier zu denken, *)
„(de penser dans le grand) und zugleich einen Hof wie
den

*) Nimmermehr hätte ich mir vorgestellt, daß ein Mann von Geist, wie der Marschall von Richelieu, in dem Wahne stehen könnte, man müsse von Adel seyn, um in einer großen Manier zu denken. Ich mögte wohl wissen, ob z. B. die vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Verfassung die allgemeinsten und erhabensten Wahrheiten, zu welchen vorher der menschliche Geist noch nicht emporgestiegen war, zum Grunde gelegt wurden, Herren von Adel befragt haben, um in einer großen Manier zu denken. Auch mögte ich fragen, ob die im J. 1789 versammelte Nation die Hülfe des französischen Adels erbeten habe, um unsere Constitution zu gründen, die doch die menschliche Natur über die Gränzen der historischen Zeit hinaus erhebt, indem sie unsere Rechte so wiederherstellt, wie sie in dem ursprünglichen Zustande des Menschen waren, ehe man in die bürgerliche Gesellschaft übergieng. Gewiß der Bürgerstand in Frankreich und Amerika hat seit zehn Jahren in einer großen Manier gedacht.

In den ältern Zeiten dachte ohne Zweifel der französische Bürger in einer entgegengesetzten Manier; denn damals war der gemeine Mann weiter nichts als Soldat, Pfarrer oder Advokat. Das Kommando der Armeen war gewissen Familien eigen, die in einer großen Manier dachten; die Prälaturen einiger Herren jüngern Söhnen, die sich durch Administration der Sakramente (eine Verrichtung in einer kleinen Manier) entehrt geglaubt haben würden; die höhere Magistratur war ebenfalls erbliches Vorrecht einiger der ersten Familien.

Ahnenproben mußte man liefern, wenn man in Burgund, Artois, Languedoc und Bretagne zu öffentlichen Aemtern gelangen wollte. Ahnenproben mußten auch den Zutritt zu der Person unserer Könige öfnen; als ob nicht der Monarch ein Vater und Beherrscher für Alle und zugänglich für Alle ohne Ausnahme wäre!

Bey

„den unsrigen, wo so viele Schwierigkeiten sich durchkreu„zen, vollkommen zu kennen. Der gute Mensch hörte „nicht auf meinen Rath; und vom Hof hatte er schlech„terdings keinen Begriff. Er bildete sich ein, wenn er „nur die Kammerdiener gewönne, so würde er auch Herr „über den Monarchen. Er glaubte nicht, was ich ihm „doch so oft gesagt hatte, daß ihm zwar jene Leute jeden „Vorfall zutragen, daß aber die Großen eigentlich die „Urheber seines Falls seyn würden; daß sich Niemand „finden würde, der für ihn spräche, und die Blößen, „die er etwa gäbe, zu decken suchte; wäre aber dieses „nicht, so würden ihm alle seine kleinen Künste zu weiter „nichts helfen, als ihn von seinem Fall einige Tage frü-

Bey dem Erzbischof von Narbonne, als damaligen Vorsteher der Geistlichkeit, wurde von einem gewissen Weyhbischo (grand-vicaire) gesprochen, der eine ganze Diöces dirigirte, da im Gegentheil sein Prälat in der Hauptstadt mitten im Taumel des Vergnügens sich herumtrieb. „Es ist, sagt man, ein **Mann von Verdiensten**, aber nicht von **Herkunft**!“ Und eben deswegen, weil sein Bischof von **Herkunft**, obgleich ein Dummkopf war, besaß er eine Prälatur, die ihm hunderttausend Thaler eintrug; der Weyhbischof hingegen, der weiter nichts war, als ein **Mann von Verdiensten**, hatte endlich, nach zehnjähriger Arbeit, aus Gnaden 2000 Thaler Einkünfte erlangt.

Ich wundere mich nun nicht mehr, wenn der französische Adel, wie der Marschall von Richelieu, der Meynung war, der Bürgerstand denke nicht anders als **in einer kleinen Manier**. Eben so wenig nimmt es mich Wunder, daß der beleidigte französische Bürger endlich Beweise vom Gegentheil gegeben und gezeigt hat, daß er **in einer großen Manier** zu denken fähig ist.

Liegt nicht hierin eine von den Quellen der Revolution von 1789?

Anmerk. d. Verf.

„her zu unterrichten. Nur im Letztern habe ich mich ge„irrt; denn noch wenig Stunden vorher wußte er nichts „davon.

„Die Herren von Rohan hatten Gnade vor ihm ge„funden, und ihn durch ihr fades, süßliches Geschwätz „eingeschläfert. Noch besser war es ihnen bey der Frau „von Prie, und dadurch denn wieder mit dem Zutrauen „bey dem Herzog von Bourbon gelungen. Ich hatte „mich in Absicht auf sie ohne Zurückhaltung erklärt. „Mehr als einmal hatte ich ganz bestimmt versichert, so„bald sich jene Vertraulichkeit unbezweifelt verrathen wür„de, so dürften sie auf mich weiter keine Rechnung ma„chen, ich hatte auch gewisse Personen so gestimmt, daß „sie ebendasselbe sagen mußten. Seit dieser Erklärung „wurde man in Absicht auf jene Verbindungen sehr ver„schlossen gegen mich: allein ich habe dennoch ziemlich „tief in die Sache gesehn; am meisten seit meinem Auf„enthalte in Wien. Und wiewohl ich eben nicht hierin „die eigentliche Ursache des Falls von Beyden suchen möch„te, so glaube ich doch, daß die Anschläge dieser Herren, „die gern allein im Ministerium hätten herrschen wollen, „alle diejenigen daraus entfernten, die das Vertrauen „des Herzogs zu gewinnen schienen, die ihn vielleicht da„hin hätten bewegen können, rechtschaffene Leute durch „freundliche Behandlung an sich zu ziehn. Ohne die „Gnadenbezeugungen so unwürdig zu verschwenden, wie „der Herzog von Orleans, hätte er sehr wohl den Ab„weg auf der andern Seite vermeiden können. Er wür„de nicht jetzt bey seiner Entlassung das schmerzhafte Be„wußtseyn mitnehmen, daß er keinen andern Menschen „zufrieden gemacht habe, als die Herren von Matignon. „Die Vorwürfe, die er sich jetzt darüber zu machen hat, „müssen zu empfindlich seyn, als daß man ihn nicht auf„richtig bedauern sollte; denn er hatte in der That ganz „andere Grundsätze.

„Ich,

„Ich, meines Theils, bin versichert, daß an dem „Schritt des Bischofs von Frejus der Ehrgeiz keinen Antheil hat, weil ich eben so versichert bin, daß es nur „an ihm gelegen hätte, ihn eher zu befriedigen. Indessen, da ich ihn zu kennen glaube, so nehme ich als gewiß an, sein sanftes oder vielmehr schläfriges Temperament habe ihn von jeher von allem zurückgescheucht, „was seine Gesundheit oder seine Vorbereitungen zu einem gemächlichen Alltagsleben für die Zukunft hätte stören können. Ich müßte mich sehr irren, oder er hat „an weiter nichts gedacht, als sich das Herz des Königs „zu erhalten, seinen Freunden nützlich seyn zu können, „eine Art von allgemeiner Aufsicht über die Regierungsangelegenheiten zu führen, die er unter den gegenwärtigen Umständen für nöthig hielt, und die er nicht gern „aufgeben wollte, weil er wirklich Anhänglichkeit an den „König mit vielem Eifer für das Wohl des Staats verbindet. Also nur in so fern glaube ich, daß sich an „ihm die Selbstliebe verrathe, die von jedem Menschen „unzertrennlich ist. Uebrigens bin ich versichert, würde „er die Staatsverwaltung im Ganzen genommen dem „Herzog sehr gern gegönnt haben. Wahrscheinlich hat „er bloß den Beschwerden der auswärtigen Höfe und des „Königreichs nachgegeben. Dieses Letztere war freylich „zu dem tiefsten Elend herabgesunken, so daß die gleichgültigsten Zuschauer so gut schrien, wie die wärmsten „Köpfe; vorzüglich bedurften die Finanzen der schleunigsten Hülfe. Deswegen hatte auch, wie ich aus zuverläßiger Hand weiß, der Bischof, noch vier Tage vor „dem Fall des Herzogs, den Letztern dringend, fußfällig, „in den stärksten Ausdrücken gebeten, die Frau von Prie „und Duverney von sich zu entfernen. Erst nach der festen oder vielmehr starrsinnigen Erklärung des Herzogs, „daß er nicht das Mindeste von seinem System ändern „werde, erst nach dieser Erklärung faßte der Bischof den

„Entschluß, den er auch ausgeführt hat, den aber der „Herzog sehr leicht hätte vermeiden können.“

Ich schrieb auch an die Frau von Prie. Ich konnte es nicht über mich erhalten, eine Dame jetzt im Unglück zu vernachläßigen, mit der ich in den Zeiten der höchsten Gunst in Verbindung gestanden hatte. Sie war mir vielmehr doppelt interessant in ihrem Unglück, welches sie wie der Herzog mit einer gewissen Würde ertrug.

„Ich habe, schrieb sie mir, selten Gelegenheit Briefe „zu erhalten, und noch seltner Veranlassung, Briefe „zu schreiben. Sehen Sie es also nicht für Nachläßigkeit an, wenn ich von der kleinen List, die Sie mir angegeben haben, um an Sie schreiben zu können, nur „selten Gebrauch mache. Ich werde gewiß dabey verlieren: ich fühle dieses eben jetzt, da ich das Vergnügen „genieße, daß ich ein Mittel finde, Ihnen für die Beweise Ihres Andenkens und die Versicherungen von Ihrer „Freundschaft zu danken. Ich schätze beydes in eben „dem Grade, wie Ihre Einsichten; doch glaube ich nicht, „daß die Letztern dem, was geschehen ist, hätten vorbeugen können. Mein ganzes Betragen war so, wie es „seyn mußte; aber auf alles Uebrige, das mir schlechterdings unbekannt blieb, hat es nicht den mindesten Einfluß „gehabt. Meine Anhänglichkeit an den Herzog hat mein „Unglück gemacht, keineswegs aber meine Einmischung „in die Angelegenheiten unserer Zeit. Zehn Monate hatte ich sogar schon so gelebt, daß mich auch nicht einmal „der Verdacht davon treffen konnte. Ich ertrage meinen jetzigen Zustand ohne Kummer; nur diejenigen, für „die ich mich interessire, dauern mich. Ich bin jetzt dem „Glücke näher, als ich seit acht Jahren gewesen bin. Ich „habe mir nichts vorzuwerfen; vermisse auch nichts in

„einem Lande, das mir nie etwas gewesen ist. Ich bin „also vollkommen ruhig, und beschäfftige mich bloß mit „einem Entwurf, wie mir das Leben künftig mit weni„gen Freunden in der Stille verfließen soll. Diese we„nigen Freunde hoffe ich bald zu erhalten; bey Vor„sichtigkeit, Gelassenheit und einer Aufführung, die we„der in Rücksicht auf das Vergangene, noch auf die Ge„genwart, noch auf die Zukunft irgend ein Vorwurf „trifft, darf ich wohl erwarten, daß man mir Gerechtig„keit werde wiederfahren lassen. Ich werde mich freuen, „wenn ich auch Sie zu der kleinen Anzahl meiner Freun„de rechnen kann. Ich schmeichle mir sogar, Sie wer„den es künftig noch mehr seyn, als sonst. Sie kennen „mich noch nicht ganz wie ich bin; die Situation, in der „ich mich befand, machte mir die Welt zum Theil unsicht„bar, verdunkelte mir den eigentlichen Gesichtspunkt auf „mich selbst. Oft genug ahndete ich so etwas von Ver„blendung; aber Andere ahndeten nicht ihren Irrthum „in Absicht auf mich. Wohl mir! ich lese jetzt auf den „Gesichtern der Andern, und kann mich zeigen wie ich „bin. Zuverläßig werde ich dabey gewinnen, wenn ich „gegen meine Freunde offen, uneigennützig und freymü„thig handeln kann. Da es ferner keinen falschen Ge„sichtspunkt geben wird, der mich täuschen könnte, da ich „ferner nur Leute von geprüfter und bewährter Freund„schaft sehen werde, so werde ich nicht mehr in der pein„lichen Lage seyn, gegen meine nächsten Gesellschafter „mißtrauisch seyn zu müssen. Eben dieses Letztere gehör„te zu den größten Unannehmlichkeiten meiner vorigen „Situation; denn nichts ist meinem Charakter so sehr „entgegen."

So schön schrieb die Frau von Prie! Allein sie blieb sich nicht gleich; nie wurde sie völlig Meisterin über ihren geheimen Kummer, so daß sie bald darauf in ihrem

einsamen Aufenthalte in der Normandie, ohne den Herzog von Bourbon wieder gesehn zu haben, starb.

XIV.

Charakter des Herzogs von Bourbon — wie er von der Frau von Prie, Duverney und Dodun hintergangen wird.

Vor der Anekdote, die sowohl dem Herzog von Bourbon, als auch Bernard, Duverney und Dodun den Zunamen Strohköpfe (tetes de papier) zuzog, hatte sich die Frau von Prie nach einer kurzen Entfernung von den Geschäfften aufs Neue mit verdoppeltem Eifer darein gemischt. Um nun den Herzog von dem großen Umfange ihrer Kenntnisse zu überzeugen, und das Vertrauen, welches er in sie setzte, noch mehr zu rechtfertigen und zu verstärken, ersannen Duverney und Dodun eine List, die sonderbar genug war, und den Charakter, den Geist der Hofleute kenntlich macht. Einstmal, als Dodun mit dem Herzog arbeitete, kam die Frau von Prie, dem Ansehen nach, ganz unabsichtlich, dazu. Nach einer kurzen, scheinbaren Weigerung ließ sie sich gefallen zu bleiben, und den Vortrag einer sehr verwickelten Finanzangelegenheit mit anzuhören, von der sie aber durch Duverney schon unterrichtet war. Die Sache kam dem Herzog sehr schwürig vor; Dodun selbst stellte sich unentschlüssig. Jetzt nahm die Frau von Prie das Wort, wiederholte mit vieler Anmuth die Lektion, die man sie gelehrt hatte, und gab die einzige mögliche Auskunft in der Sache

che an. Wie? rief Dodun mit verstelltem Erstaunen über die tiefen Einsichten der Frau von Prie, wie, Madam! sagt Ihnen denn der Geist des großen Colberts die Antwort? Der Herzog stimmte mit in die Bewunderung ihres außerordentlichen Scharfsinns ein.

Er besaß die Güte des Charakters und die Tapferkeit, die man an den Prinzen vom Hause Bourbon zu schätzen gewohnt ist: nur war er, wie die Meisten von ihnen, schlecht erzogen worden. Wie er sich von Frauenzimmern beherrschen, wie grob er sich betrügen ließ, davon ist so eben ein Beyspiel angeführt worden. Er war leichtgläubig und ein beschränkter, kenntnißleerer Kopf; übrigens ein ehrlicher Mann.

Verbindet mich gleich die strenge Pflicht des Geschichtschreibers, seine Fehler, seine Verirrungen, und die traurigen Folgen, die sie für Frankreich hatten, ohne Schonung zu schildern, so darf ich doch dabey nicht verschweigen, daß er immer der Betrogene war, daß er weniger Schuld hatte, als der Regent, der von Natur alle Eigenschaften vereinigte, die ihn gegen Betrug hätten schützen können. Sorgfältig muß man hier den wissentlich, vorsetzlich pflichtvergessenen Dubois von dem getäuschten Herzog von Bourbon und diesen wieder von dem Regenten unterscheiden. Für den Letztern war es bey seinem Genie, bey seinen Talenten, bey seinem Scharfsinn allerdings möglich, Abwege zu vermeiden, den Mißbräuchen der Minister vorzubeugen; und doch war er schwach genug, vorzüglich gegen das Ende seiner Regentschaft, das Königreich durch pflichtvergessene Menschen elend machen zu lassen.

Frau von Prie hatte sich von jeher so betragen, daß sie bey ihrem Fall von Niemand bedauert wurde, als vom Herzog von Bourbon. Von den Frauenzimmern

wurde sie verabscheut, von den Anhängern und Lobrednern der alten Zeit nicht nur gehaßt, sondern sogar verachtet. Unerträglich fand man sie, wenn sie beym Morgenneglige ihre Haare wie eine Bacchantin fliegen ließ; unerträglich ihren bald dreisten, bald schwankenden Gang, ihren lüsternen, geübten Blick, ihr Lachen, das oft unvermuthet schallend ausbrach. Eben dieses unbestimmte und zweydeutige in ihrem Aeussern ließ auf ihre Sitten und auf ihr Handeln am Hofe mit ziemlicher Sicherheit schließen. Wahr ist es: grausame, blutdürstige Handlungen waren nicht in ihrem Charakter: aber Siegelbriefe, (Lettres de cachet) Verweisungen, Verhaftungen, zuweilen auch gerichtliches Verfahren wußte sie doch gegen diejenigen, die ihr zu mißfallen das Unglück hatten, schlau genug zu gebrauchen. Gewöhnlich begnügte sie sich damit, daß sie denjenigen, die sie nicht leiden konnte, ihre Unterstützung abschlug. Jeder Vertheidiger von ihr konnte also im Grunde weiter nichts Gutes von ihr sagen, als daß sie noch nie zum Giftbecher oder zum Dolche gegriffen habe, oder habe greiffen lassen. Uebrigens war sie eine geistreiche, aber ausschweifende Freundin des Vergnügens, die sich sehr gut darauf verstand, Liebhaber an sich zu locken und wieder gegen Andere ohne nachtheilige Folgen zu vertauschen. Bey der Beförderung zum blauen Bande sagte man öffentlich, die Meisten wären damit bloß in Rücksicht auf gewisse Talente beehrt worden, die sie allein kennen könnte. Zuletzt bestrafte sich doch ihr Hang zur Ausschweifung durch eine schändliche Krankheit, die sie wieder dem Herzog mittheilte. Bey dieser Entdeckung erhob sie ein lautes Geschrey und bittere Klagen über die wiederholte, abscheuliche Verletzung seines Worts. Rührend schilderte sie ihm, was sie für ihn leiden müsse, und keinen freundlichen Blick gönnte sie ihn mehr. Zugleich aber entwarf sie mit der Frau von ***, die zuweilen dem Herzog verstohlen alles erlaubte, einen

einen geheimen Plan. Diesem gemäß entdeckte die Frau von *** dem Herzog im Vertrauen, die wüste Lebensart ihres Mannes sey die Ursache ihres gemeinschaftlichen schlimmen Zufalls. Unmöglich konnte der Herzog noch länger auf die Frau von Prie zürnen; im Gegentheil er machte ihr Entschuldigungen. Bloß an die Frau von *** konnte er sich halten; aber auch diese schien so ganz schuldlos, so ganz unbefangen zu seyn. Ja, die Frau von Prie wußte sogar es so geschickt einzuleiten, daß Herr von *** bey der großen Beförderung zum blauen Bande mit auf die Liste gesetzt wurde; denn diese Belohnung hatte die Frau von *** zur Bedingung ihrer sonderbaren Gefälligkeit gemacht.

In seiner Abgeschiedenheit zu Chantilly mußte der Herzog von dem Kardinal alle die Beweise von kleinlicher Rachsucht erfahren, deren nur mittelmäßige Seelen fähig sind. Nicht einmal das Vergnügen der Jagd gönnte man ihm, sondern es wurde ihm unter mancherley Vorwand untersagt. Langeweile trieb ihn daher zur Beschäfftigung mit der Chemie, und mit der Anlage des nachher so berühmt gewordenen Naturalienkabinets. Bekanntlich hat Bomare in der Folge dieses Kabinet vermehrt, und die Naturalien wissentschaftlicher geordnet. Vorher war es ein wahres Chaos, weil der Herzog jeden Goldmacher und Marktschreyer, der ihm den Stein der Weisen versprach, ohne Unterschied den Zutritt vergönnte.

Während seiner Verweisung zeigte sich der Herzog sehr liebreich gegen seine Unterthanen. Sein Testament führt den Beweis, daß er zur Wohlthätigkeit geneigt war. Hätte er eine bessere Erziehung gehabt, so würde er nicht nur ein Freund des Volks, sondern auch mehr ein Minister für den König und die Nation, als für die Frau von Prie geworden seyn.

Nach

Nach der Entfernung des Herzogs von Bourbon wählte sich Fleury den Grafen von Morville und den Marschall von Huxelles zu Gehülfen im Fach der ausländischen Angelegenheiten, so wie auch die übrigen Minister in den verschiedenen Departements. Die Prinzen vom Geblüt hingegen suchte er nach Möglichkeit vom Ministerium entfernt zu halten. Insonderheit verlangte er von dem Herzog von Orleans eine förmliche Entsagung seiner Stelle als Colonel-General von der Infanterie. Natürlich kam es darauf an, ein Aequivalent dafür zu finden, welches die Herzogin von Orleans befriedigte, und das war nicht leicht. Mehr als ein Mittel dazu wurde im Publikum ausgedacht; unter andern auch ein vorzüglicher Rang für die Prinzen vom Hause Orleans. Der Marquis von Silly schrieb mir hierüber:

„Ich weiß, wo ich nicht irre, aus guter Hand was „noch ein großes Geheimniß ist, daß man von Seiten des „Hauses Orleans de proprio motu schlechterdings nicht „nachgeben, sich in keine Unterhandlungen einlassen, daß „man bloß gehorchen will, wenn befohlen wird. Was „das Aequivalent betrifft, so werden sie, wie ich eben„falls weiß, keinen Rang einnehmen, der im Grunde „nur ein Hirngespinnst seyn, und sie vielleicht mit den „übrigen Prinzen vom Geblüt auf immer entzweyen wür„de. Zu dem bin ich beynahe überzeugt, daß die gegen„wärtige Regierung den Grundsatz angenommen hat, die „Prinzen ohne Unterschied, ob sie legitimirt oder vom Ge„blüte sind, von allem Antheil an der Staatsverwaltung „auszuschließen, ihren ganzen Kredit nach dem Maas„stab der persönlichen Achtung zu beschränken, und Alles „wieder auf den Fuß zu setzen, wie es zu den Zeiten des „verstorbenen Königs war.

„Der Herzog von Antin fuhr gestern Abend nach „Compiegne, wohin der König künftiges Jahr gehen will.

„Der

„Der Monarch hat selbst auf den Rissen von den dasi-„gen Waldungen die neuen Wege, die durchgehauen wer-„den sollen, und die Brücken über den Sumpf, der ihn „durchschneidet, angegeben. In Absicht auf das Schloß „selbst hat er befohlen, es bloß wieder in den Stand zu „setzen, in dem es sich befand, als sich der verstorbene „König zum letztenmale dort aufhielt. Man hat ihm „Parquets und Plafonds in seinen Zimmern vorgeschla-„gen; aber er hat sehr lakonisch zur Antwort gegeben: „er habe einen schlichten Fußboden eben so gern als ein „Parquet, und eine Decke mit hervorstehenden Balken eben „so gern als ein Plafond. Heute ist S. M. nach Ram-„bouillet; Donnerstag kömmt er spät zurück; Sonntag „Abends geht er wieder hin, auf wie lange weiß man „nicht. So viel ist gewiß, daß ihn der Aufenthalt dort „gefällt, und er bey der Gräfin von Toulouse sich besser „befindet, als bey allen andern Damen und Weibern. „Leute von Kopf, die Alles in der Nähe beobachten, ha-„ben indessen keine große Meynung von dem Kredit, den „sie jetzt hat, und künftig noch bekommen mag. Man „findet es wahrscheinlich, daß ihr ganzer Einfluß sich auf „einen gewissen Grad von Vertraulichkeit einschränken „werde, die sie, ihrem Charakter gemäß, werde benutzen „können, um Vorschläge zu wagen, die vielleicht bey ge-„wissen Gelegenheiten zum Vortheil ihres Bruders wir-„ken könnten. Gegen den Letztern verräth der König „viel Gewogenheit: nur weiß ich nicht, wie er in Absicht „auf die Selbstgenügsamkeit dieses Mannes denkt. Ich „bemerke nemlich, daß er schon anfängt die Menschen zu „beurtheilen, vorzüglich diejenigen, die den nächsten Zu-„tritt zu ihm haben, und, wie man mir gesagt hat, eben „nicht dabey gewinnen. Wahrscheinlich sind Sie auch „der Meynung, daß es rathsam sey, sich ein wenig in „der Entfernung zu halten, und abzuwarten, bis die Ge-

„schäffte,

„schäffte, Gelegenheiten und Bedürfnisse des Königs Ih„nen Gründe geben, sich ihm mehr zu nähern."

„Die Königin spielt eine äusserst traurige Rolle. Es „ist augenscheinlich, daß der König Abneigung gegen sie „hat. Die arme Dame scheint Alles von der falschen „Seite zu nehmen."

„Bis jetzt habe ich noch nicht ausmachen können, „ob Spanien an der neulichen Veränderung in unserm „Ministerium unmittelbaren Antheil habe. Ich hatte „nicht einmal geglaubt, daß man dorthin einen andern „Briefwechsel hätte, als mit dem Abbé Montgon und ei„nigen Spaniern, die weit unten stehn. Durch den hie„sigen Nuncius hat man die Nachricht von den vorgefal„lenen Veränderungen mittheilen lassen, und dieser hat „sich dazu des päbstlichen Gesandten in Spanien, Aldo„brandini, bedient. Die ganze Nation hat darüber ei„ne große Freude bezeigt. Eben dieses thut auch der „König, unter großen Lobsprüchen auf den Bischof von „Frejus. Indessen mögte ich es doch eher für einen Aus„bruch von Rache gegen den Herzog von Bourbon, als „für Gutmeynen mit der Nation halten. Wahrschein„lich bleibt es jedoch, daß es gewisser maßen den Weg zu „einer Aussöhnung mit Spanien bahnen kann; daß auch „die spanischen Grandes und Minister eben nicht böse „seyn würden, wenn wir so viel Einfluß bey ihnen hät„ten, um sie von Tyranney der kaiserlichen Herrschaft zu „befreyen; wiewohl unter der Bedingung, daß sie nicht „unter die unsrige zurückkehren, sondern sich selbst regie„ren dürften. Aber was erwartet man nun? Dürfte ich „meinen Muthmaßungen trauen, so würde ich die er„wähnte Aussöhnung noch nicht für so nahe halten. Ich „werde mich bemühn, in allem, was vorfällt, klärer zu

„sehn,

„sehn, aber es ist schwer. Der Graf von Morville ist „so verschwiegen, daß er beynahe geheimnißvoll wird. „Nicht anders als durch die dritte, vierte Hand kann ich „zuweilen etwas erfahren; nur von weitem kann ich in „die Karten blicken, die man sehr an sich hält. Man „will wohl die Alliirten vom Traktat zu Hannover nicht „beunruhigen, und diese nehmen auch eine heitere Miene „an. Allein ganz ruhig mögen sie doch wohl nicht seyn, „ohnerachtet die Herren von Frejus und Morville ihnen „mehrmals die bestimmte Versicherung gegeben haben, „daß alle Bedingungen und Versprechungen, die ihnen „von dem vorherigen Ministerium gemacht waren, pünkt„lich und getreulich erfüllt werden sollen."

„Seit dem Fall des Herzogs von Bourbon hat sich „der Graf von Morville gegen die Neuangekommenen mit „sehr viel Vorsicht betragen. Er hatte, so wie seine „Freunde, sehr wohl eingesehn, daß Desforts und Le„blanc die Absicht hatten, sich zu Meistern vom Spiele „zu machen. Am besten wär' es wohl für Morville und „Maurepas, wenn sie sich an einander anschlössen, da sie „ohnedem viel Achtung und Freundschaft gegen einander „haben. Allein der Erste ist gar nicht zu dem geneigt, „was einigen Anschein von Parteysucht hat: der Zweyte „aber ist schon lange mit dem Siegelbewahrer gespannt; „auch mögte er gern seinen Weg allein gehn. Er ist „nicht älter als vier und zwanzig Jahre; er hat Ver„stand, Talente, Freunde, eine angesehene Familie; ge„wiß Vortheile genug!"

XV.

Von der Gesetzgebung während der Ministerschaft des Herzogs von Bourbon; besonders von dem sogenannten Code noir.

Auch die Gesetze trugen Spuren an sich, daß sie unter einem Ministerium gemacht waren, das so viel Göthisches in seinen Ideen und so wenig Haltung in seinen Grundsätzen hatte. Im Namen eines Königs von Frankreich wurde im März 1724 ein Edikt bekannt gemacht, dem man die Benennung Code noir gab, ohne daß die Delikatesse des Hofs, der sich eines feinen Geschmacks rühmte, und auch in diesem Stücke den Ton angeben wollte, eine so barbarische Benennung im mindesten gemißbilligt hätte.

Durch diesen sogenannten Code noir wurden alle Juden als erklärte Feinde des christlichen Namens aus Louisiana verbannt. Vermöge desselben sollten alle Sklaven in der römisch-katholischen Religion unterrichtet, und jede andere religiöse Gesellschaft für unerlaubt und aufrührerisch angesehen werden. Er untersagte die Ehen zwischen Weißen und Schwarzen, und setzte auf den allzuvertrauten Umgang zwischen denselben eine Geldstrafe von dreyhundert Livres. Den Schwarzen selbst untersagte er die Verehlichung unter sich ohne vorhergehende Erlaubniß, und sprach die Kinder aus solchen Verbindungen den Herren zu. Den Sklaven wurden alle Zusammenkünfte verboten: die Uebertreter dieses Gesetzes sollten mit Ruthen gepeitscht, und ihnen eine Lilie aufgebrennt

gebrennt werden; im zweyten Uebertretungsfalle hatten sie das Leben verwürkt. Einem entsprungenen und wieder eingefangenen Sklaven sollte ebenfalls die Lilie auf der einen Schulter gebrannt werden, entfloh er binnen einem Monat wieder, so verlor er beyde Ohren; wegen der dritten Entweichung wurden ihm die Kniefiechsen zerschnitten; die vierte endlich wurde am Leben bestraft. Wurde ein Sklav auf die Angabe seines Herrn zum Tode verurtheilt, so konnte sein Kopf von zwey dazu bestellten Taxatoren zum Vortheil des königlichen Fiscus taxirt werden. Verboten war auch den Herren, ihre Sklaven zu foltern und zu verstümmeln; es war ihnen nur bloß gestattet, die Sklaven in Fesseln schlagen und sie mit Ruthen oder Stricken peitschen zu lassen. Brachte ein Herr seinen Sklaven um, so war es einem Conseil superieur erlaubt, den Mörder ohne besondern Begnadigungsbrief von aller Strafe freyzusprechen.

„Wir wollen, daß die Sklaven den beweglichen „Dingen gleich gehalten werden sollen, (nous voulons que les esclaves soient réputés meubles) sagte noch dieser schändliche Kodex, bekräftigt durch den ehrwürdigen Namen eines Königs von Frankreich.

Einige Tage darauf erschien eine Verordnung vom Conseil, die auf den Hausdiebstahl die Todesstrafe setzte. Auch diese registrirte das Parlement ein.

Eine ähnliche Unmenschlichkeit herrschte in den Verfügungen gegen die Protestanten. Es erschien eine ganz jesuitische Deklaration zum Vortheil des römisch katholischen Glaubens, die ebenfalls vom Parlement eingezeichnet wurde. Bekannt ist der Geist unserer Gesetze über den Protestantismus; aber weniger bekannt ein Artikel im Code noir, der hierher gehört. „Gebieten, sagt „dieser neunte Artikel, allen Pfarrern und Vicarien

„die Kranken (der Protestanten) zu besuchen; sie „ohne Zeugen zur Annehmung der heiligen Sakramente zu ermuntern, und in dessen Weigerungsfall, wenn sie sich öffentlich erklären, daß „sie in der angeblich reformirten Religion sterben „wollen, verordnen wir, daß ihnen durch die Baillifs und Senechaux der Proceß gemacht, und „sie zu ewiger Landesverweisung verurtheilt, auch „ihr Vermögen eingezogen werden soll." (Enjoignous aux curés & vicaires de visiter les malades (protestans), de les exhorter, sans temoins, à recevoir les sacremens; & en cas de refus, s'ils déclarent publiquement, qu'ils veulent mourir dans la religion pretendue réformée, voulons que s'ils viennent à recouvrer la santé, le procés leur soit fait & parfait par les baillis & sénéchaux, & qu'ils soient condamnés au banissement à perpétuité, avec confiscation de leurs biens.) Jeder Pfarrer oder Ordensmann, der bey der Vorbereitung eines kranken Protestanten ihn bey den Gedanken erhielt, seinem Glauben nicht zu entsagen, wurde auf die Galeeren verdammt. Nicht die Inquisition zu Lissabon, nicht die Inquisition zu Madrit hat Gesetze dieser Art.

Auswurf

Auswurf

der Staatseinnahme und Ausgabe für das Jahr 1726, im December 1725 festgesetzt; aus den Originalhandschriften der Brüder Pâris, betitelt: Traité de l'administration des recettes & depenses du royaume, Th. II. No. 14. (zum IX Abschn. S. 50.)

Einnahme.

	Livres.
1. Die fermes générales de Cordier, die im Jahre 1725 auf 60½ Million angeschlagen waren, aber nur 56 Millionen eintrugen, welche letztere Summe auch hier zum Grund gelegt wird; wozu noch verschiedene Ersparungen, im genannten Jahre, an den Erhebungskosten, und die damit verbundene Salzsteuer von Franche Comté, ingleichen der Ertrag von der Auflage auf den Talg	59,000,000
2. Generalitätssteuern, sonst 70,734,000, heruntergesetzt auf	60,000,000
3. Aus den königlichen Forsten	3,000,000
4. Parties casuelles	2,000,000
5. Die Posten	3,446,143
6. Steuern aus den ständischen Provinzen (pays d'etat).	
a. Languedoc	4,193,182
b. Bretagne	2,498,079
c. Provence und umliegende Zubehörungen	1,205,400
d. Bourgogne	1,486,000

	Livres.
e. Navarra, Rousſillon, Artois	1,076,182
7. Wiedereingeführte Gefälle (droits rétablis)	10,500,000
8. Verwaltung der Domainen, Contrôle u. ſ. w.	11,000,000
9. Kopfſteuer von Paris, vom Hof, und von der Geiſtlichkeit in den Frontières	2,281,576
Totalſumme der Einnahme (die Geiſtlichkeit nicht gerechnet	161,686,562

Ausgabe.

1. Hofſtaat des Königs (Maiſon du Roi).

Anweiſung auf den kön. Schatz (comptant)	600,000
Allmoſen u. Meßopfer	200,000
An die milden Stiftungen	260,000
An die Armen in den Vorſtädten von Paris	80,000
An den Treſorier vom königl. Hofſtaat	643,670
Ordentliche Trankgelder für die Dienerſchaft	142,200
Ordentl. u. auſſerordentl. Ausgabe bey der Chambre aux deniers, u. Livreen, nach den Stäben	2,365,040
Silberzeug, Gardes-Meubles, Schmuck	570,000
Menus-Plaiſirs, ordentl. und auſſerordentl.; Schauſpiele ꝛc.	340,000
Stall	998,730
Cent-Suiſſes	54,000
Prévoté de l'hotel	62,000
Jagd	400,000
Gebäude	1,200,000
Denkmünzen am Neujahrstage	75,000
Unterhaltung der königlichen Luſthäuſer	70,000
Totalſumme	8,063,840

2. Hofſtaat der Königinn 1,200,000

3. Pen-

	Livres.
3. Pensionen an die Prinzen und Prinzessinnen.	
J. K. H. der Herzogin von Orleans, für ihren Hofstaat	450,000
Ihrem Sohne, dem Herzog von Orleans	150,000
Der Herzogin von Bourbon	230,000
Dem Herzog von Bourbon	100,000
Ebendemselben, als Oberhofmeister	10,000
Ingl.	150,000
Dem Grafen von Charolois	100,000
Dem Grafen von Clermont	70,000
Dem Prinzen Conti	100,000
Der Prinzessin von Conti	50,000
Der ersten verwittweten Prinzessin von Conti	180,000
Der zweyten verwittw. Prinz. von Conti	80,000
Dem Grafen de la Marche	60,000
Der Aebtissin von Chelles, Tochter des Regenten	20,000
Der Aebtissin von Saint-Antoine	20,000
Mademoiselle von Charolois	50,000
Mademoiselle von Clermont	50,000
Ebenderselben, ohne bestimmten Grund	50,000
Mademoiselle von Roche-für-Yon	50,000
Dem Herzog von Maine	112,000
Dem Grafen von Toulouse	90,000
	50,000
Dem Prinzen und der Prinzessin von Carignan	160,000
Dem König Stanislaus	300,000
Der Königin von Spanien Mitgabezinsen	207,942
4. Gehalt des geheimen Conseils	3,383,318
5. Auswärtige Geschäffte	2,757,850
6. Krieg, bestimmt	44,874,890
unbestimmt	41,645,060

	Livres.
Artillerie	1,500,000
Unterhaltung der Festungen	1,516,120
Maréchaussées	1,726,845
Taillon	937,956
Unterhaltung der Garnisonen	2,570,000
7. Seewesen	8,028,200
8. Leib- und fortgehende Renten	50,000,000
Königliche Chargen	20,449,320
Brücken und Chausseen	3,000,000
Unterhaltung der Flußdämme (turcies & levées)	400,000
Stutereyen	100,000
Gehalt der Intendanten	500,000
Erhebungskosten der Finanzen überhaupt	403,168
9. Pensionen	500,000
Ausgaben, insgemein	1,751,928
Unvorhergesehene Ausgaben	1,000,000
Indische Kompagnie	841,207
Hauptsumme der Staatsausgaben vom Jahr 1726	164,540,764
Total der Einnahme	161,686,562
Sonach war in der Ausgabe ein Ueberschuß von	2,854,202

Ende der ersten Abtheilung.

Zwot-

Zwote Abtheilung.

Ministerium des Kardinals Fleury.

I.

Schilderung von Frankreich beym Anfang des Ministeriums des Kardinals Fleury.

Es kam endlich für Frankreich eine Zeit der Erholung.

Ludwigs XIV militairische Regierung war für seine Unterthanen eben so drückend gewesen, als für die Ruhe von ganz Europa gefährlich. Durch den geheimen Ehrgeiz der Frau von Maintenon und die eigennützige Absichten der Prinzen vom Geblüt waren die nachherigen Stürme unter der Regentschaft von weitem vorbereitet worden. Sein Beichtvater, der Jesuit Le Tellier, der das Gewissen des Königs lenkte, hatte Uneinigkeit in der französischen Kirche verursacht.

Während der Minderjährigkeit führte ein Prinz von seltenen Fähigkeiten die Reichsverwesung; der Kardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, wehrte dem bewaffneten Jesuitismus, der sich durch Verhaftung und Verweisung an der Freyheit der Bürger vergriff; der Herzog von Noailles, Rouillé und die Conseils halfen im Anfang der Regentschaft den Unordnungen in den Finanzen einiger maßen ab: hingegen folgte auch darauf das Ministerium eines Leblanc, d'Argenson und Law.

Das pünktliche Ceremoniel unter Ludwig XIV machte wenigstens einen Schein von Sitten nothwendig: unter der Regentschaft verdarben sie ganz. Durch die Verschwörung wider den Regenten wurden alle Stände in Verwirrung gebracht. Die Regierung scheute nun nichts mehr: siegreich griff sie nunmehr die Magistratur an, und zerstreute sie, um dagegen das System und andere Grillen des damaligen Ministeriums zu behaupten.

Diese innern Unruhen hatten Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten gehabt. Seitdem Frankreich nach so verschiedenen Rücksichten und so schwankenden Grundsätzen regiert wurde, befanden sich die andern europäischen Mächte in Ungewißheit über ihre eigentliche Lage gegen Frankreich. Ludwig XIV giebt Spanien einen König; der Herzog von Orleans bekriegt diesen König: die Königin von Spanien macht Frieden mit dem Herzog von Orleans, giebt auch ihre Tochter dem jungen König zur Gemahlin; der Herzog von Bourbon schickt die Infantin zurück. England war zwar mit Frankreich verbunden; im Grunde aber suchte es, als Seemacht, über Frankreich zu herrschen und immer in einer gewissen Entfernung von Spanien zu erhalten, weil diese beyden Monarchien sich wechselsweise zum Vortheil eines ausschließlichen Handels unterstützen konnten. Der Kaiser und die deutschen Fürsten hatten von Frankreich nicht die Meynung, die es verdiente; sie neigten sich ganz auf die spanische Seite. Desto genauer aber stand der französische Hof mit dem römischen in Verbindung; entschieden war beynahe der Triumph der Bulle, weil der Bischof von Frejus die Angelegenheiten des heiligen Stuhls begünstigte.

In dieser Lage befanden sich die auswärtigen Angelegenheiten und die innere Verfassung des Reichs, als Fleury zum Minister erklärt wurde.

II. Schil-

II.

Schilderung des Hofs unter Fleurys Staatsverwaltung.

Die Gesundheit des jungen Königs, die für die Ruhe von Europa so wichtig war, schien sich zwar etwas zu stärken; doch blieb sie noch immer so schwächlich, daß sie die beyden Häuser und Orleans wie vorher in Aufmerksamkeit erhielt.

In dem Charakter des jungen Monarchen schienen Zurückhaltung und Schüchternheit herrschende Grundzüge zu seyn. Bey einer gewissen dunkeln Ahndung seiner Macht hatte er doch keinen eigenen Willen in Staatssachen; er wollte bloß wie Fleury, sein vielgeliebter Minister, wollte. Seine Erziehung war, wie schon gesagt, vernachläßigt worden. Weder von seinen Lehrern, noch von seinen Hofmeistern Villeroy und Charost hatte er Staatsrecht oder Geschichte gelernt, denn sie verstanden selbst nichts davon. Desto sorgfältiger hatte man ihn an Glauben, an Andachtsübungen gewöhnt, und von der zartesten Kindheit an durch Gemählde von Tod, Teufel und Hölle geschreckt. Diese ersten Eindrücke prägten sich tief bey ihm ein, und erwachten vorzüglich in den Ostertagen, oder auch bey der Nachricht von dem Tode eines Herrn vom Hofe, oder sonst einer Person, die ihm nicht gleichgültig war. So herrschte denn ein beständiger Kampf zwischen seinen Grundsätzen und seinen Vergnügungen; ein Kampf, der sich nicht eher als mit seinem Leben schloß.

In

In seinen jungen Jahren war Ludwig XV kein Freund von Feten, großem Gepränge, oder glänzenden Ceremonien; er liebte Stille und Abgeschiedenheit, wie Fleury. Dieser hatte ihn von Kindheit an von allem Geräusch entfernt; denn er wollte ihn ganz beherrschen, sich selbst aber die Allmacht erhalten. In dieser Absicht ließ er ihm keine andere Zerstreuung, als die Jagd, zu welcher er einen leidenschaftlichen Hang verrieth.

In seinem 17ten Jahre war das Aeusserliche des jungen Königs so vollkommen ausgebildet, daß man ihn für den schönsten jungen Mann im Königreich hielt: weder im Ganzen, noch in den einzelnen Theilen, schien irgend etwas von der Natur vergessen zu seyn. Die ausserordentliche Stärke des Temperaments, die er noch in seinen letzten Jahren besaß, hatte er schon in seinem vierzehnten. Und doch blieb er schüchtern gegen die Weiber; er floh sie, nach dem Ausdruck eines gewissen Herrn vom Hofe, wie die Pest. Fleury hatte ihm die Vorstellung gemacht, die meisten wären Geschöpfe ohne alle Tugend, und alle seit dem Anfang der Regentschaft verderbt. So war er denn schön wie Amor, und doch verweilte sein Blick auf Keiner: man verfolgte ihn, und er floh. Nur zu Rambouillet entfuhren ihm zuweilen Merkmale von geheimen Wünschen, aber nie von dringendem Bedürfniß. Mehr als Eine wurde von verborgener Leidenschaft gefoltert: aber bloß gegen die Gräfin von Toulouse verrieth er ein Herz und Bedürfniß zu lieben. Nur ihr zu gefallen entzog er sich nach und nach der Gesellschaft solcher junger Flüchtlinge, wie vorzüglich Gev** und la Trem**, die durch geheimen Unterricht und durch die Vergnügungen ihres Alters den Trieb der Sinnlichkeit bey ihm erweckt hatten.

So gestimmt ward er mit einer Prinzessin vermählt, die eben so unerfahren, eben so schüchtern war. Natürlich

türlich scheuten sich die Neuvermählten wechselsweise, so daß ihre Besuche nicht anders als mit Ceremoniel und frostig geschahen. Selbst bey den verborgensten Zusammenkünften unter vier Augen blieben sie, nach Aussage ihrer Dienerschaft, eben so zurückhaltend, wie sie öffentlich waren. Zwar kannte der König nunmehr die wahren Reize der Natur: aber noch war kein Frauenzimmer vermögend, sein schönes Auge auf sich zu heften. Gleich beym Anfang seiner ehelichen Verbindung bemerkte man, daß er zu der Gesellschaft zurückkehrte, die unter der Ministerschaft des Herzogs von Bourbon um ihn her entstanden war. Auch entwöhnte er sich davon nicht eher, als bis ihm endlich eine von den drey berühmten Schwestern mit ihren Lockungen entgegen kam. Indessen gefielen den Damen seine schönen Augen, die natürliche Anmuth in allem, was er that, und seine Güte machte sie dreist: aber schüchtern blieb der junge Monarch. „Sie ist doch nicht so schön wie meine Gemahlin!" antwortete er immer auf die Stimme der Verführung. Auf einer andern Seite hinderte Fleury alle Bemühungen, alle die kleinen Schliche derjenigen Damen, die ihn der Gräfin von Toulouse und seiner Gemahlin zu entführen suchten.

Unerfahren und schüchtern wie der König war auch seine Gemahlin. Unaufhörlich beobachtete sie der schlaue Kardinal, voll Eifersucht über die Eintracht zwischen den königlichen Eheleuten. Nur einmal machte sie einen Versuch, so mächtig zu werden, wie Fleury war; aber es erfolgte darauf das bekannte Billet, in welchem der König, ganz ausser seinem Charakter, oder vielmehr Fleury durch ihn, ihr andeutete, sie solle in allem den Willen des Kardinals befolgen. Dieses Billet machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie nach langer Betrübniß und vielen Thränen sich zuletzt entschloß, dem Beyspiel der Gemahlin Ludwigs XIV zu folgen.

Es fehlte ihr der Herzog von Bourbon, der sie auf den Thron erhob; es fehlte ihr die Frau von Prie, die das Detail der Vermählungsangelegenheit besorgt hatte; auch fehlten ihr die Minister, von denen sie bisher unterstützt worden war. Jetzt beherrschte sie ganz allein der Frömmling Fleury, der es nie vergaß, daß sie einmal auf kurze Zeit eine Gönnerin des Herzogs von Bourbon gewesen war. Möglich war es ihr indessen noch, das Vertrauen ihres Gemahls zu gewinnen, wie die Königin von Spanien, die schwächste Seite ihres Gemahls zu benutzen, seinen Kaltsinn gegen sie zu erwärmen. Aber alles dieses hinderte ihr Beichtvater, ein bejahrter Jesuit, dem es noch beliebt hatte, ein Hofmann zu seyn. Dieser Jesuit, der sich noch dazu das Ansehen von tiefem Nachdenken über die Natur seiner Gewissensgutachten gab, dieser zeigte ihr unaufhörlich den Himmel im Zorne gegen die weibliche Kokettерie, und gegen den ehlichen Genuß der Verheyratheten, wegen der Heiligkeit des Sakraments. Er versicherte ihr dagegen, die Engel würden nie von ihrem Ehebette weichen, so lange sie ihre Keuschheit erhielte. Die gute Prinzessin, die nach Frankreich mit der Besorgniß gekommen war, wie sie es ausdrückte, wegen einer irrdischen Krone die himmlische zu verlieren, fuhr daher gegen ihren Gemahl auf den einmal angenommenen Fuß zu leben fort.

Ihr Witz zeigte sich besonders gefällig in ihren Antworten; sie sprach nicht ohne Geist und Scharfsinn. Ihr Herz war vortrefflich, zum Besten der Unterthanen gestimmt, geprüft durch die Widerwärtigkeiten ihres Vaters. Sie war die geliebte Tochter eines tugendhaften Vaters; eben so rein und gut von ihm gebildet, wie dieser König, der ein ehrlicher Mann war. Jede Nachricht von irgend einem Unglück, das die Nation traf,

gieng ihr ans Herz. Sie betrachtete die Franzosen wie Glieder einer Familie. Sie schätzte die Nation, von deren Gebräuchen, Kriege und Thaten sie nicht anders als mit Bewunderung sprach. Ludwig XIV nennte sie nie anders als mit tiefer Ehrfurcht. Unveränderlich betrug sie sich wie die erste Unterthanin ihres Gemahls, den sie liebte und verehrte, wie einen Gott auf Erden.

Gegen Fleury war sie nichts weniger als verstellt, sondern freymüthig und sogar dreist. Nur selten kam sie aus der Gleichgültigkeit, die sie einmal gegen ihn angenommen hatte, bis zu gelinden und feinen Vorwürfen, die er ihr bey dem König machte. Zuweilen brachte sie ihn sogar durch ein schalkhaftes Lächeln aus der Fassung, und ließ ihn fühlen, daß sie Königin von Frankreich war. Sie sagte ihm geradezu, sie wisse es, daß sie dieses oder jenes unfreundliche Wort vom König bloß ihm zuschreiben müsse; doch setzte sie hinzu: sie dulde diese Anfechtungen um Gotteswillen. Meistens faßte sie ihn auf der Seite der Religion; diese war bey ihr herrschende Leidenschaft, denn ihr Vater hatte sie in diesem Stücke nach sehr strengen Grundsätzen erzogen.

Sie betrachtete die Größe, die sie umgab, wie eine Last. Ihrer Dienerschaft gab sie ungleich weniger, als sonst gewöhnlich war, zu thun. Ihre Toilette währte bey weitem nicht so lange, als ihre Vorgängerinnen; sie haßte die Schminke, und überhaupt alle Moden, vorzüglich aber deren öftere Abwechselung; unleidlich war es ihr, so viele Damen um sich zu sehn, die unermüdet beschäfftigt waren, sie zu bedienen, sich ihr gefällig zu machen.

Nachdem ihr Plan, den Bischof von Frejus zu stürzen, fehlgeschlagen war, hatte sie in Absicht auf Staatsgeschäffte, Minister und Favoriten eine ganz andere Par-

tie ergriffen. Sie machte sich nun in diesen Stücken eine solche Zurückhaltung zum Gesetz, daß sie nicht die geringste Gnadenbezeigung mehr auszuwirken suchte. Sie konnte es nicht vergessen, wie oft ihr der Prälat in solchen Fällen ihre Wünsche abgeschlagen hatte. Immer dachte sie der gar nicht artigen Antwort des Königs: sie sollte es machen wie er, und den Kardinal um gar nichts mehr ansprechen. Sie scheute sich daher, sich neuen Fehlbitten auszusetzen. Auch niemand von ihrem Hofstaat durfte Fürsprachen einlegen, sie besorgte die gewöhnlichen Folgen von Einmischung der Damen in die Geschäffte. Daher blieb auch ihr übriges Leben vollkommen ruhig; unausgezeichnet durch solche Intriguen, die sonst die Geschichte der Höfe so unterhaltend und anziehend machen.

Immer sich gleich, suchte sie lieber dem Gatten, als dem Monarchen zu gefallen. Was man gewöhnlich Divertissement zu nennen pflegt, schränkte sich bey ihr auf Concert ein. Unter allen schönen Künsten hatte keine so viel Reiz für sie, als die Musik: Tanz und Schauspiel liebte sie nicht. Da auch ihr Vater vollkommen übereinstimmend mit ihr dachte und empfand, so unterhielt sie ihn, wenn er nach Versailles kam, weit lieber mit ihren Concerten, als mit dem prachtvollen Schauspiel der Oper.

Den Aufwand für ihren Hofstaat betrachtete sie als eine drückende Last für den Staat. „Wie viel hat das gekostet? fragte sie zuweilen; das Geld ist doch nichts anders, als Ertrag von der sauern Arbeit des Volks!" — Sie sparte gern; und sich manches zu versagen, fiel ihr gar nicht schwer. Die jährlichen Summen, die zu ihren menus plaisirs ausgesetzt waren, verwendete sie für die Armen. Sie stattete dürftige Mädchen aus, unterstützte verwundete Officiere; Adel und Armuth,

Armuth, Militairdienst und Blessuren, Krankheit und Alter, Erziehung der Jugend, und Erlernung eines nützlichen Gewerbes — alle diese Gegenstände hatten immer geltende Ansprüche auf ihre Wohlthätigkeit. Bis auf die niedrigsten Volksklassen senkte sich ihr Blick herab: selbst für Savoyarden und Taglöhner ließ sie Wohnungen, Werkstuben und Armenschulen anlegen.

So dachte und fühlte und handelte diese Königin! Im alten Rom hätte man ihr einen Altar errichtet. Die Akademie, die sich von Amtswegen mit Elogen und Komplimenten abgeben muß, würde gewiß einige Blumen auf ihr Grab gestreut haben, hätten nicht die Maitressen des verstorbenen Königs eine solche Verwegenheit verhindert. *)

*) Unter dem Herrn von Miroménil, diesen Großinquisitor im Reiche der Wissenschaften, wurde einer Geschichte der Gemahlin Ludwigs XV die Ehre des Drucks versagt. Eben dieser Großinquisitor erlog im Jahre 1785 einen königlichen Befehl, eine gewisse Lobrede auf Ludwig XVI zu unterdrücken: allerdings hatte der Censor diese Lobrede gebilligt, weil er darin die Geschichte der ältern Handlungen eines guten Königs fand.

Ehrwürdiger Schatten einer edlen Königin, der du ohne Zweifel, voll Entzücken über das Glück der Franzosen, die Zerstörung der Bastille sahst — empfange zum Zeichen meiner Verehrung dieses Werk, eine Frucht der Freyheit, und einzig der Tugend des muthvollen Bürgers geweyht!

Anmerk. des Verf.

III.

Schilderung des Hofs im Jahr 1726; Fortsetzung.

Weder im Guten noch im Bösen war, wie schon gesagt, der jüngere Herzog von Orleans seinem Vater ähnlich. Was man von dem einen bejahte, das konnte man sicher von dem andern verneinen. War der ältere geistreich, witzig, ein Freund des Neuen, ein Liebhaber des Vergnügens, und nichts weniger als fromm, so war dagegen sein Sohn ein beschränkter, schüchterner Kopf, voll sklavischer Anhänglichkeit an seine Frau und die sogenannte Religion. Jener hatte sich von seinen Roués lenken lassen: dieser ließ sich durch Pfaffen leiten. Der Regent hatte im Grunde über alle Religionspartheyen gespottet: sein Sohn schrieb Foliobände, um das Ansehen der Bulle zu verfechten. Geschmeidigkeit war ein Grundzug im Charakter des Vaters: im Charakter des Sohnes war es Widersprechung und Hartnäckigkeit. Jener liebte Schauspiele, und überhaupt rauschende Vergnügungen; dieser lebte erst wie ein halber Wilder; dann entzog er sich ganz der Gesellschaft, und vertauschte sie mit der Klostereinsamkeit von Saint-Genevieve, um da mit den Mönchen über die Autorität des Pabstes und der Bulle zu argumentiren, und in einer Art von Zelle Buße zu thun.

Von dem Herzog von Bourbon, den man nun aus der Geschichte seiner Ministerschaft hinlänglich kennt, nur noch einen kleinen Zusatz! Nach seiner Trennung von der

Frau von Prie nützte er seine wiedererlangte Freyheit zu einer noch genaueren Verbindung mit der Gräfin von Egmont, die, um nicht, wie die Frau von Prie, vom Hof entfernt zu werden, ihre Stelle als Hofdame der Königin aufgab. Einige Jahre hernach (1729) wurde sein Verweisungsurtheil aufgehoben, und er erhielt die Erlaubniß an den Hof zurückzukehren. Lange Zeit hatte ihn seine Mutter nicht zu einer Wiederverheyrathung bewegen können, weil ihm die Trennung von der Frau von Prie zu schwer fiel. Allein was sie damals, so lange die Herrschaft der Letztern dauerte, nicht durchsetzen konnte, das erhielt sie nun ohne Mühe durch die Frau von Egmont, die dazu sehr gern die Hände bot. Er heyrathete also (1729) die Prinzessin von Hessen-Rheinfels, eine Schwester der Königin von Sardinien, ohne daß seine Verbindung mit der Frau von Egmont aufgehört hätte.

Ganz verdorben, durchaus boshaft war, nach einer ausschweifenden Jugend, der Prinz von Charolois. Kaum läßt sich eine lasterhafte Neigung denken, die nicht in seinen Charakter verwebt gewesen wäre. Nur dasjenige kann man noch davon ausnehmen, was die damaligen Herren „Bassessen" zu nennen pflegten, wie z. B. Beutelschneidereyen, Mausereyen und dergleichen, die damals nur ein Antheil des Pöbels waren, in der Folge aber in die höhern Stände hinaufstiegen. Verstand hatte der Prinz allerdings, auch wohl Genie; aber sein Herz war grausam und blutdürstig. Seine Lieblingshunde und andere Thiere zu martern und umzubringen, war ihm sein liebstes Vergnügen. Erst durchlief er die ganze Reihe aller möglichen Ausschweifungen, bis er sich endlich allen zugleich überließ. Thätigkeit und freye Denkungsart gehörten zu seinen natürlichen guten Anlagen: weil aber seine Erziehung verfehlt worden war, so machte er

von diesen herrlichen Eigenschaften keinen andern als verkehrten Gebrauch.

Sein Bruder, der Graf von Clermont, hatte bey weitem nicht so viel Geist noch Talent, aber auch weder seinen verderbten Geschmack noch seinen rohen Charakter; er hatte vielmehr in seinem Umgang etwas sanftes und freundliches. Uebrigens war er brav und zum Soldatenstande gemacht; aber auch voll lächerlichen Stolzes auf den Namen Condé.

Ganz gewöhnlich in Rücksicht auf Eigenschaften des Geistes und Herzens war der Prinz von Conti. Unglücklich machte ihn die Verbindung mit einer Frau, die er anbetete, die aber ihn, so schön er war, nicht ausstehen konnte. Beständig hielt er sie von Kundschaftern umringt; und diese, vorzüglich eine gewisse Frau von la Roche, die ihm sorgfältig alles zutrug, verbitterten ihm das Leben. Sonst war er ein guter Mann, eher verschwenderisch als freygebig, tapfer und galant.

Die legitimirten Kinder Ludwigs XIV lebten einsam zu Sceaux und Rambouillet. Verweisung und Verhaftung waren für den Herzog und die Herzogin von Maine sehr lehrreich gewesen; hatten aber auch seinen Charakter, der von Natur mehr zum Schleichen als zum Handeln am hellen Tageslichte gemacht war, noch mehr entkräftet. Daher war der Hof zu Sceaux noch immer wie betäubt, hielt sich noch immer in der Entfernung selbst nach Fleury's Triumph und dem Falle des Herzogs von Bourbon, dieses erklärten Gegners der legitimirten Prinzen. Unverändert blieb dagegen sein Bruder, der Graf von Toulouse; unverändert auch gegen seine Gemahlin. Seine schuldlosen Sitten und sein gefälliger Umgang machten Rambouillet zu einem angenehmen Aufenthalt. Er besaß die Achtung aller Parteyen, erworben durch die

Gleich-

Gleichmüthigkeit seiner Seele, als ihn der verstorbene König zum Rang eines Prinzen erhob, als der Regent diesen Rang dem Herzog von Maine wieder nahm, und der Herzog von Maine unter Fleury's Ministerschaft aufs Neue dazu emporstieg. Seine Grundsätze waren richtig, seine Sittenlehre rein; sein Witz zwar nicht schimmernd, aber doch nicht ohne Anmuth.

Auch die Prinzessinnen jener Zeit verdienen einen Pinselzug.

Die Herzogin von Bourbon, die Mutter, ein stolzes oder vielmehr hochmüthiges, gebieterisches Weib, eine Freundin von Gepränge, Ceremoniel und schönen Gebäuden, erschien selten am Hofe, war auch da eben nicht gerne gesehn.

Mademoiselle von Charolois hatte Witz, der zuweilen ziemlich schalkhaft war. Widersprach man ihr, so erwiederte sie mit Lebhaftigkeit, öfters auch mit Stolz. Mit ihrer Mutter, die sie nicht leiden konnte, wollte sie auf den Fuß der vollkommensten Gleichheit leben, ohne sich durch die Aufsicht von ihr im Genusse aller Art im Geringsten stören zu lassen. Mehr als irgend eine Andere gefiel sie dem jungen König, den sie anzuziehn für gut fand. Sie machte Verse auf die damaligen Begebenheiten oder Hofintriguen: eine Menge dergleichen flüchtiger Poesien oder Liederchen von ihrer Arbeit giengen damals von Hand in Hand. Nicht selten hatte sie Anwandlungen von Weiberlaunen, sehr oft sprang sie in einem Augenblick von Lebhaftigkeit und Munterkeit zu Traurigkeit und Schwermuth über. In ihren ersten Jahren war sie schön gewesen wie der Tag; im zwey und zwanzigsten Jahre besaß sie jene dauerhafte Schönheit, die nur gewissen Gesichtern bis in das dreyßigste oder vierzigste bleibt, und nicht anders als ganz unmerklich verschwindet.

schwindet. Lange Zeit war sie zu Rambouillet, das sie fleißig besuchte, die Seele alles Vergnügens. Sie vereinte muntre Laune, feinen Witz und eine gewisse Galanterie, die, ohne zu viel zu sagen, dennoch die Fröhlichkeit eines Hofs vermehren half, von welchem die Gräfin von Toulouse eigentlich als Göttin anzusehen war.

Wo diese Letztere erschien, da mußte durchaus die äussere Decenz, der ganze Ton des vorigen Hofs beobachtet werden. Sie war stolz, verband aber damit Güte des Herzens. Ihr Charakter hatte etwas sanftes, ihr Witz viel Feinheit. Sie hatte dunkelbraune Augen, einen festen Blick voll Würde, eine Taille, die man schon etwas zu stark nennen konnte, eine fast zu helle Stimme, einen niedlichen Mund, im Ganzen sehr viel Grazie. Nicht ohne einen hohen Grade von Wahrscheinlichkeit hielt man sie für die erste Lehrerin des Königs in der Liebe. Mit ihrem ersten Manne hatte sie kaum drey Jahre gelebt, als sie einen solchen Eindruck auf den Grafen von Toulouse machte, daß er sich heimlich mit ihr trauen ließ. Ihre Verbindung wurde und blieb eine der glücklichsten in Frankreich. In den dreyzehn Jahren, die sie dauerte, wurde ihre Heiterkeit nicht einmal durch ein Wölkchen von Uneinigkeit getrübt. Musterhaft war ihre Hofhaltung zu Rambouillet. Sie gab einen ganz neuen Ton an, und bildete die große Gesellschaft, die unter der Regentschaft ganz verdorben war, von neuem. Durch einen gewissen Anstrich von Prachtliebe erhielt sie noch einen Ueberrest von jener Größe zu den Zeiten Ludwigs XIV. Religion ohne Bigotterie, die während der Regentschaft ganz vom Hof verbannt gewesen war, fand jetzt gleichsam eine Freystadt in Rambouillet, wo die Gräfin auf die Beobachtung ihrer Vorschriften mit aller Strenge hielt und halten ließ.

Eben

Eben dieser Hof wurde für den jungen König die Schule der Welt und des Umgangs. Hier gewöhnte er sich an das Anständige in seinem ganzen Betragen, dem er in der Folge seines Lebens unveränderlich treu blieb. Hier zeigte sich auch zuerst seine Neigung für das schöne Geschlecht. Der junge Monarch wählte sich hier zu Gesellschafterinnen solche Damen, die mit dem großen Tone häusliche Tugend zu vereinigen wußten. In Rambouillet fand er vorzugsweise, was er suchte; und der Kardinal, der von diesem Hof nichts besorgte, sah es gern, daß der König dort so viel Vergnügen fand.

Ein einziger Sohn war die Frucht dieser glücklichen Verbindung. Die Gräfin, die ihn liebte, wie sich selbst, flößte ihm frühzeitig jene Frömmigkeit ein, die sich an ihm beständig in gleicher Wärme erhalten hat. In seiner Kindheit war dieser Liebling sehr schwächlich, so daß die bekümmerte Mutter mehr als einmal seinem Verlust entgegen sah; eine Lage, in welcher sich die Lebhaftigkeit ihres Gefühls in seiner ganzen Stärke zeigte.

So anständig und religiös der Hof in Rambouillet war, so unordentlich war dagegen der Hof der jungen Königin von Spanien, der Wittwe Ludwigs I, nach ihrer Zurückkunft nach Frankreich. Galanterien, die öffentliches Aufsehen gemacht hatten, nöthigten sie verschiedene Personen von ihrem Hofstaate zu entlassen. Einer von diesen, ihr Stallmeister Dubouny, steckte sich hinter den Prinzen von Robecq, ihrem Oberhofmeister, und suchte ihn für sich zu stimmen, indem er ihm vorstellte, daß ohne seine Beystimmung die Königin keinen Abschied geben könne. Der Prinz ließ sich nicht nur davon überzeugen, sondern er gieng auch so weit, daß er eine öffentliche Beschwerungsschrift gegen die Königin bekannt machte, und von dem Staatssekretair der auswärtigen Angelegenhei-

ten eine Verordnung auswirkte, vermöge welcher ihm das Recht zugesprochen wurde, die erledigten Stellen wieder zu besetzen. Die Königin, der es verdroß, daß ihre Dienerschaft, die sich unabhängig zu machen und gleichsam sie selbst zu beherrschen suchte, gab sogar dem Prinzen selbst den Abschied. Allein der spanische Hof mißbilligte diesen Schritt so sehr, daß er ihr das versprochene Jahrgeld von 660,000 Livres nicht weiter auszahlen ließ. Dieses nöthigte die Königin sich das Karmeliterinnenkloster in der Straße Grenelle zum Aufenthalt zu wählen, wo sie eben das Zimmer einnahm, das sich ihre Schwester zu ihren Bußübungen hatte zurecht machen lassen. An allem diesem war niemand Schuld als der Herzog von Nevers, der, als ein Neffe einer Favoritin der Herzogin von Orleans, den Prinzen Robecq auszustechen suchte. Der Prinz beschwerte sich zu Madrid; und der Hof, an welchem die Königin despotisch herrschte, ergriff diese Gelegenheit, der verwittweten Königin ihr bestimmtes Jahrgeld einziehen zu lassen.

IV.

Fleury.

Wir haben bisher gesehn, in welchem schwankenden Zustande sich die auswärtigen Angelegenheiten zu der Zeit der Verweisung des Herzogs von Bourbon befanden. Die Finanzen waren zerrüttet, die Handlung verfallen, der Kredit vernichtet, der französische Hof wenig geachtet, und ohne Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten, der Zustand der Kirche in Verwirrung,

das

das Sittenverderbniß allgemein, die ganze Nation entkräftet durch die mannichfaltigen Erschütterungen, die sie durch Ludwig XIV, Tellier, die legitimirten Prinzen, den Regenten, die Roués, Dubois, d'Argenson, Law, die Frau von Prie, und den Herzog von Bourbon erfahren hatte.

Mitten aus diesem Chaos erhob sich ein Mann, dessen Beruf zu großen Geschäfften eben nicht in vorzüglichen Fähigkeiten, sondern mehr in einer gewissen Feinheit oder Schlauigkeit lag; der nur furchtsam Hülfsmittel aufsuchte, aber mit Beharrlichkeit ausführte. Dieser Mann, Fleury, unternahm schon in einem hohen Alter eine gänzliche Umformung des Staats. Ganz ohne eigennützige Rücksichten auf sich selbst oder seine Familie, war sein leidenschaftlicher Wunsch, das Reich ruhiger und glücklicher zu sehen. Frankreich war ihm so lieb wie seine Verwandtschaft: er setzte sich vor die Krankheiten des Staats zu heilen, und es gelang beynahe durch Unthätigkeit, indem er ihn bloß ausruhen, und den Ränkespielern keine freye Hand in den Geschäfften ließ.

Als ein guter Gesellschafter, insonderheit bey den Damen, und stimmbar auf den Ton einer gewissen zwanglosen Galanterie, wußte er seinen Ehrgeiz unter dem einfachsten Aeusserlichen zu verbergen. Im Umgang war er keinesweges unbefangener Bekenner der Wahrheit, der sie mit Zuversicht enthüllt, sondern geschmeidiger Höfling, der nur die Schaale davon sehen läßt. Und doch kann man nicht sagen, daß er betrogen hätte; Betrug lag nicht in seinem Charakter. Nur bey drey oder vier Vorfällen seines Lebens entfuhr ihm etwas, dem man diesen Namen geben kann. Dieses gilt z. B. bey dem Sturz des Herzogs von Bourbon, den er durch manche kleine List einzuleiten wußte, indem er bald selbst thätig war, bald

bald seinen königlichen Zögling handeln ließ. Bey dieser Gelegenheit täuschte er in der That doppelt: den Herzog, der sich schon erboten hatte, seine Stelle zu räumen; den jungen Monarchen, indem er ihn überredete: er habe nun das Alter erreicht, wo Könige von solchen Talenten wie S. M. selbst regieren, und ihre ersten Minister, zumal wenn sie der Nation so unangenehm wären, entlassen müßten. Uebrigens war nicht sowohl Betrug das liebste Hülfsmittel seines Geistes, sondern Zurückhaltung und schüchterne Behutsamkeit. Weder im Umgang, noch bey seinen Arbeiten mit den andern Ministern unter ihm, zeigte er jemals etwas mehr als Theilchen von Wahrheit. Keinem ließ er mehr sehen, als ihm angemessen war, wozu er auch einen vollkommen sichern Maaßstab gefunden hatte. Auf diese Art behielt er alle Parteyen auf seiner Seite, ohne jemals sich selbst das Mindeste zu vergeben.

So künstlich der Plan seines ganzen Betragens angelegt war, so versteckt lag auch dieser Plan unter einem angenommenen, zur Gewohnheit gewordenen Schein von jener äusserlicher Ruhe, die für die Minister und Höflinge überhaupt eine Eigenschaft von großem Werthe ist. Bey aller dieser scheinbaren Ruhe aber war Fleury nichts weniger als gleichgültiger Zuschauer. Insgeheim war er ein eifriger und thätiger Anhänger der Partey der legitimirten Prinzen und des alten Hofs, die ihn wieder unterstützte. Bey dem neuen Hofe bestand seine große Kunst darin, daß er ganz unbrauchbar zu seyn schien. Er scheute, er fürchtete so gar diesen Hof; und nur dadurch beugte er den kühnen Streichen dieser Höflinge aus, daß er sich das Ansehen von gänzlicher Unbedeutenheit zu geben verstand, und nicht den geringsten Sinn für Reichthum oder Wohlleben zu haben schien. Nach allen diesen Merkmalen hielt man ihn am Regentschaftshofe für einen

einen Menschen, der gar nicht zu den Geschäfften tauge, der auch nicht im Mindesten wünsche, sich je darein zu mischen.

Unbegreiflich ist es mir daher, wie der verstorbene König von Preussen, dieser große Kenner des menschlichen Herzens, der sonst von dem Prälaten mit so viel Wahrheit spricht, ihn doch zuweilen so unrichtig darstellt. Er sagt nemlich: „hatten Richelieu und Mazarin al„len Prunk und alle Pracht, als Mittel Achtung zu „gewinnen, erschöpft, so suchte dagegen Fleury sei„ne Größe in Simplicität." — Ferner: „er zog „Unterhandlung dem Kriege vor, weil er in jenen „Stärke besaß, aber keine Armee zu kommandiren „verstand . . . In seinen Entwürfen war er kühn, „in der Ausführung furchtsam; durch diese Eigen„schaften ward er Frankreich nützlich." Fleury scheint mir in diesen Bemerkungen nicht sonderlich getroffen zu seyn.

Nicht eben deswegen weil Richelieu und Mazarin sich durch Prachtliebe ausgezeichnet hatten, nicht deswegen wollte Fleury groß durch Simplicität erscheinen: Simplicität war vielmehr eine Eigenschaft seines Herzens, die ihn auch nie in seinem ganzen Leben verlassen hat. Ueberall begleitete ihn dieser Hang zum Einfachen; nach Frejus und an den Hof, in die einsamen Lehrstunden bey seinem königlichen Zögling, und nachher als er Kardinal und Minister war. Seine schöne Bildung trug ganz das Gepräge dieser Simplicität; diese zeigte sich überall, in jedem Stücke, in seinem Fuhrwerk, in seiner häuslichen Einrichtung, ja selbst an seinen schönen Haaren, die er kunstlos fliegen ließ. Anstatt eines Landhauses hatte er bloß ein kleines Zimmer in einem Seminar zu Issy. War ihm irgend eine Tugend ganz eigenthümlich, so

war

war es gewiß diese sich immer gleiche, erhabene Simplicität.

Richtig ist es allerdings, daß er Unterhandlung dem Kriege vorzog, aber nicht aus den angeführten Gründen; sondern weil er dem Staate gern Ruhe gönnen wollte. Er scheute den Krieg als Plage des Volks; sonst hätte es wohl nicht an einem Villars gegen einen Eugen gefehlt.

Was die Kühnheit in seinen Entwürfen und die Furchtsamkeit in der Ausführung betrifft, so mögte ich es lieber umdrehen, so daß jene von dieser, und diese von jenen gelten würde. Fleury erfand selbst keinen Plan; ja, er gab nicht einmal zu, daß ein neuer Plan angelegt werden durfte; der Staat litt eben dadurch, daß zu viel auf neue Plane gesonnen worden war. Hatte er aber einmal eine gewisse Sache richtig gefaßt, hatte sich nun sein Entschluß bestimmt, denn kam Festigkeit in diese sonst so schwache, schüchterne Seele, und über alle Hindernisse, die sich aufthürmten, mußte gesiegt seyn. In diesem Stücke war er allen von Natur schwachen und kleinmüthigen Menschen ähnlich, bey welchen der Muth, der den lebhaften, feurigen Mann beym ersten Entstehen eines Gedankens begeisterte, erst bey der Ausführung nachschleicht.

So erscheint der Kardinal von seiner schönsten Seite: nun auch von einer andern!

Dieser für Frankreich unter den damaligen Umständen so schätzbare Mann hatte doch auch Fehler, und noch dazu sehr beträchtliche Fehler. Er war Priester, ein unduldsamer Priester, und hatte einen Beichtvater. Dieser Beichtvater, Pollet genannt, verdient, wegen seines geheimen Einflusses, bekannter zu seyn; denn er verleitete ihn zu mehr als einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit.

Ausser-

Ausserdem hatte Fleury an den Mönchen von Saint-Sulpice solche Rathgeber, die für die Ruhe des Reichs gefährlich waren. Unter dem äussern Schein von Ruhe reizten sie ihn in der Angelegenheit die Bulle betreffend zu gewaltsamen Schritten und Machtstreichen, die leicht einen bürgerlichen Krieg zur Folge haben konnten. Indessen die Morgenröthe der Philosophie, die in Frankreich gegen das Jahr 1740 anbrach, zerstreute diese Mönchszänkereyen, verwies sie in die Hörsäle, in die Zellen von Saint-Sulpice, Saint-Magloire, und deckte ihre lächerliche Seite so auf, daß man seit Fleury und Beaumont nichts wieder davon gehört hat.

V.

Fleury's erste Operation, und Entwickelung seines Charakters.

Mit dem Vorsatz weder Gutes noch Böses zu verschweigen, habe ich bis jetzt den Kardinal von beyden Seiten gezeigt. Sein erstes Betragen an seiner erhabenen Stelle erwarb ihm weder Achtung noch Lob, weder in der Hauptstadt noch am Hofe. Laut sagte jedermann, eben diese ersten Schritte verriethen nichts weniger als einen großen Charakter. Viele glaubten sogar schon hier die Grundsätze zu entdecken, nach welchen er künftig als Minister handeln würde. In der That war auch der erste Tag seiner Erhöhung, der in jeder Rücksicht ein Tag des Triumphs hätte seyn sollen, weiter nichts als der erste zur Befriedigung einer kleinlichen Rachsucht.

Auf

Auf der einen Seite rief er die Feinde des Herzogs von Bourbon von ihrer Verbannung zurück, und schenkte ihnen sein Vertrauen, seine Freundschaft; auf der andern verwies oder verabschiedete er die Anhänger und Freunde des Herzogs. Dodun und Breteuil wurden entlassen, Desforts zum Controleur-General, Leblanc zum Kriegsminister ernennt. Dodun, der sich so etwas von der Erbitterung des Prälaten versah, hatte selbst, sobald er den Fall des Herzogs erfuhr, seinen Abschied gefordert: Breteuil aber erwartete seine Entlassung, die mit einem Jahrgeld von 16000 Livres begleitet war. Fleury's Rachsucht gieng so weit, daß er der Frau von Prie, welcher die Prinzessin von Clermont zu Chantilly einen Aufenthalt gönnte, ihren Abschied als Dame du Palais abfodern, und, ohne alle Rücksicht auf die Bitte des Herzogs von Bourbon, daß sie in Chantilly bleiben dürfe, sie nach der Normandie verweisen ließ. Die Brüder Paris, die doch unläugbare Verdienste hatten, wurden wegen ihrer gegenwärtigen Verbindungen mit dem Herzog erst verhaftet, dann verwiesen: der ältere Bruder nach Dauphiné; Duverney auf 50 Meilen von Paris, Montmartel nach Saumüre. Der Herzog von Bourbon hatte bey dem jungen König gewisse Personen angebracht, die ihn aufheitern sollten: Fleury nahm sie wieder weg. Der Herzog von Gesvres, vormals ein Freund des Herzogs von Bourbon und deswegen bey dem König wohl gelitten, verlor seine bisherige ausgezeichnete Gunst. Die schöne, artige, verliebte Frau von Nesl*, diese Freundin des jungen Königs und aller schönen Männer, die der Herzog von Bourbon an eine Stelle gebracht hatte, wo sie am vortheilhaftesten auf den jungen Monarchen wirken konnte, wurde aus dieser Stelle herausgehoben. Sie und Meuse, der das jetzt beym König war, was sonst der Herzog von Gesvres und die übrigen jungen Höflinge seiner Art gewesen waren, beyde verloren ihren Einfluß.

fluß. Kurz, der König schien alle seine vorigen Neigungen und Vergnügungen zu vergessen, und nichts schien ihm übrig zu bleiben, als die Gräfin von Toulouse.

Bald nach der Verweisung des Herzogs von Bourbon eröfnete der König dem Conseil, daß er entschlossen sey, von nun an die Regierung selbst zu übernehmen. Jeder Minister fand sich erst bey Fleury zur Arbeit ein, und dann, in seiner Gegenwart, beym König. Dem jungen König gefielen die ausländischen Angelegenheiten weit besser als alle andere Geschäffte; zumal da Fleury nicht ermangelte ihn zu versichern, an allen europäischen Höfen werde die Umänderung des Ministeriums vollkommen gebilligt.

Desforts führte nunmehro die ehemalige Finanzverfassung wieder ein. Vermöge des Resultats, das er mit den Finanzeinnehmern zog, versprachen ihm diese monatlich fünf Millionen zu gewähren; die Generalpächter aber machten sich zu 80 Millionen, als den Ertrag der vereinigten Pachtungen, verbindlich. Die bestimmten Staatseinkünfte beliefen sich damals auf 140 Millionen; mit Ausschluß der Posten, der zufälligen Einnahmen, der Gefälle aus den ständischen Provinzen (pays d'état) und des freywilligen Geschenks der Geistlichkeit, welche Artikel 15 bis 20 Millionen ausmachten. Rechnet man diese mit, so betrug die Totalsumme 160 Millionen; gewiß nicht unbedeutend im Verhältniß gegen die andern europäischen Mächte.

Nicht ohne Verwunderung sahen die aufmerksamen Beobachter der damaligen Ereignisse theils die Verabschiedung der Anhänger des Herzogs von Bourbon, theils die Zurückberufung derjenigen, die er entlassen hatte. So erschienen die beyden Belleisle, la Jomhere, Sechelles und Leblanc, der Letztere gleich als Minister, wieder.

Sonderbar hatte das Schicksal dieses Leblanc gewechselt. In der Abwesenheit des Abbes Dubois war er zum Minister gewählt worden, weil er seinem Herrn zu gewissen Vergnügungen behülflich war; nach seiner Zurückkunft hatte ihn der allvermögende Dubois gestürzt, und la Villiere, dieser ewige Ueberbringer von Lettres de Cachet, dreyßig Meilen von Paris verwiesen; der Herzog von Bourbon hatte ihn gedrückt; nach einer guten oder schlechten Rechtfertigung hatte er seine Freyheit wieder erlangt, und mit einem schwächlichen Körper, der noch die Folgen von der Gefangenschaft in der Bastille empfand, eines seiner Landgüter zum Aufenthalte gewählt. Von dort rief ihn Fleury wieder ins Ministerium.

Bey diesem Siege über Dubois und den Herzog von Bourbon wär' es allerdings groß und edel von ihm gewesen, wenn er die Feinde geringerer Art, die bloß Werkzeuge des Herzogs waren, gar nicht geachtet hätte. Allein Leblanc war Mensch, und auf dem Gipfel seiner zweyten Erhöhung ein kleiner, leidenschaftlicher Mensch. Sein erster Angriff fiel auf Arnaud, den der Herzog von Bourbon zum Requetenmeister gemacht hatte; die gewöhnliche Belohnung solcher Männer, die sich auf eine feine Art in die Minister zu schicken wußten. Weil dieser Arnaud bey dem Verhör über ihn pflichtwidrig verfahren war, entsetzte er ihn jetzt seines Dienstes, und schickte ihn auf gewisse Art nach Angoulême ins Exilium.

In seiner zweyten Ministerschaft gieng sein Hauptplan dahin, diese neue Gelegenheit sich zu bereichern, in Verbindung mit seiner Tochter, der Frau von Trasnel, aufs vortheilhafteste zu benutzen. Das Unglück hatte ihn nicht gebessert; er hörte nicht auf eben so verschwenderisch wie sonst Gnadenbezeigungen und Jahrgelder auszutheilen. Freylich erwarb ihm diese Freygebigkeit das

Wohl-

Wohlwollen und die Unterstützung der Hofleute. Alle die Häuser, die zu dem Sturz des Herzogs von Bourbon beygetragen hatten, zeigten sich jetzt ihn und dem Bischof von Frejus am meisten geneigt. Von den Rohan's war man es schon gewohnt, daß sie den Mantel nach dem Winde drehten; Noailles aber, der bloß erschien um Grund und Boden zu suchen, verschwand sogleich wieder. Villeroy, der den alten Groll gegen Fleury noch nicht vergessen hatte, besuchte nicht Versailles, sondern Chantilly und den Herzog von Bourbon. Um ihn für seinen Verlust einigermaßen zu entschädigen, und ihn dadurch, daß man ihn einiges Interesse an der Revolution gab, den Mund zu verschließen, wurde die Stelle einer Dame du Palais, welche die Frau von Prie gehabt hatte, der Frau von Alincourt gegeben. Uebrigens blieben die Männer von strengern Grundsätzen, die Villeroy, Sülly, la Rochefoucauld immer zurückhaltend und in den Schranken der gemeinen Höflichkeit gegen Leblanc, weil sie ihn noch nicht hinreichend gerechtfertigt glaubten.

Seltsam ist doch das Leben eines Hofmanns, wär' er auch ein Prinz, am Hof eines Despoten! Kaum hat sich ein neuer Günstling zum Minister emporgeschwungen, so müssen die Verwandten seines verabschiedeten Vorgängers, selbst zu der Zeit, wo sie die Erniedrigung ihres Hauses am meisten fühlen, sich zu Komplimenten, Ceremonien und Submissionen bequemen. So kam denn auch die Herzogin von Bourbon nach Versailles. Der König nahm sie wirklich recht gut auf; über alles, was vorgefallen war, wurde von beyden Seiten ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Hierauf besuchte die Herzogin auch die Königin, bey welcher sie lange verweilte. Fleury selbst kam noch denselben Abend zu ihr, und blieb dreyviertel Stunden bey ihr eingeschlossen. Besuche dieser Art kommen freylich dem größern Haufen seltsam ge-

nug vor; allein so ist der Geist des Hofs! Ceremoniel und Etikette ersticken die Gefühle der Natur; das Uebrige thut die Gewohnheit. Fleury war ein Meister in dieser Kunst; in Gegenwart Ludwigs XIV und des Regenten, Laws und d'Aguesseau's, des Herzogs von Noailles und des Kardinals Dubois, überall blieb er ruhig und heiter.

Bey der Revolution, die den Herzog von Bourbon stürzte, verräth der König weit mehr Gefühl und Menschlichkeit als Fleury; aber auch weit mehr Merkmale künftiger Schwäche für den Minister oder die Damen, der oder die im Besitz der Kunst seyn werden, die Herrschaft über ihn zu gewinnen. Von dem ersten Schritte aus Rambouillet bis Chantilly hatte er den Herzog von Bourbon durch seinen Lieutenant von der Garde-du-Corps beobachten lassen. Bey dem Bericht dieses Officiers nach seiner Zurückkunft konnte er seine Thränen nicht zurückhalten; weinend gieng er in sein Kabinet, und auch da fuhr er noch zu weinen fort. Fühllos blieb dagegen Fleury im Genuß befriedigter Rachsucht. Beyfall gab ihm die verächtliche Schaar der Hofleute, die ohne wirklichen Haß, und ohne wirkliche Zuneigung jetzt eben so gut Sklaven des neuen Ministeriums waren, wie kurz vorher vom Herzog von Bourbon.

Bloß der Herzog von Bourbon zeigte Charakter bey seinem Fall, den er mit Standhaftigkeit im Innern und Gleichheit im Aeusserlichen ertrug. Der Marquis von Silly, der ihn in Chantilly besuchte, schrieb mir: er beschäfftige sich mit der Jagd und Gärtnerey; er sey ruhig, munter und zufrieden mit seinem Aufenthalt an einem der anmuthigsten Orte von der Welt. Nicht der Frau von Prie, von welcher er wie bezaubert blieb, noch den Gebrüdern Pâris schrieb er sein Unglück zu; er klagte sich

vielmehr als den Urheber des ihrigen an. Sagte man ihm von dem Prälaten Fleury, so zuckte er lächelnd die Achseln.

Die fremden Minister, die Fleury's schwachen Charakter und seine Beschränktheit deutlich sahen, suchten auch sogleich Meister von beyden zu werden. Der Herzog von Savoyen hatte ihn, schon so lange er noch Lehrer des Königs war, auf seine Seite zu bringen gesucht, weil er vermuthete, daß er sich in der Folge hoch empor schwingen würde. Jetzt, da diese Vermuthung eingetroffen war, bemühte er sich doppelt ihn durch erneuerte Versicherungen von seiner Zuneigung zu gewinnen. Völlig diesen Weg wählte auch der englische Minister, um die vormaligen Verbindungen aus den Zeiten der Regentschaft zu unterhalten, weswegen er ihn schon während seiner ersten Entweichung nach Issy aufs dringendste gebeten hatte, seine Stelle ja nicht aufzugeben. Nur der spanische Hof, der die Zurücksendung der Infantin noch immer nicht verschmerzen konnte, that, ohnerachtet des bisherigen Schriftwechsels mit ihm, dergleichen Schritte nicht. Eben deswegen besorgte der kleinmüthige Mann von einer unternehmenden, hochmüthigen, äusserst gekränkten Königin irgend einen unerwarteten Streich oder wenigstens eine bedenkliche Verbindung mit andern Mächten. Er ließ daher, so bald er Minister geworden war, sein erstes dieses seyn, daß er dem spanischen Hofe unverzüglich davon Nachricht gab. Weil nun damals an diesem Hofe kein französischer Minister war, so wendete man sich in dieser Absicht an den päbstlichen Nuntius, der auch dem König und der Königin von Spanien die Depeschen von ihm überreichte. Beyde Majestäten weigerten sich aber sie zu eröfnen, oder auch nur anzunehmen. Uebrigens war ihnen die Nachricht von der großen Ministerialveränderung sehr angenehm; denn eben

dem Herzog von Bourbon hatte man das beleidigende Verfahren gegen die Infantin zuzuschreiben. Nichts desto weniger ließ Spanien in Roussillon und Katalonien eine solche Anzahl von Truppen und einen solchen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen mit einem so furchtbaren Artilleriezug vorrücken, daß man in Versailles einen nahen Krieg unvermeidlich glaubte. Man hatte nemlich in Madrid erfahren, daß Fleury entschlossen sey, den Vertrag von Hannover in keinem Stücke zu verletzen; man wußte auch, daß er mit England in Verbindung stand: man stellte sich daher in Madrid noch aufgebrachter, als man es wirklich war.

Zugleich ließ dieser Hof, der die Aussicht auf die französische Krone nie aus den Augen verlor, die Gesundheitsumstände des jungen Königs, die sich zu bessern anfiengen, sorgfältig beobachten. Nicht weniger sorgfältig aber feiner ließ das Haus Orleans jeden Schritt des jungen Königs belauschen, der auf seine Gesundheit einigen Einfluß haben konnte. Ein großer Theil von Europa, der schon einmal in einen verderblichen Krieg wegen der spanischen Succession verflochten worden war, besorgte einen neuen Krieg wegen der Erbfolge, wenn Ludwig XV mit Tode abgehn sollte. Unter diesen Umständen wurde Ludwig XV krank und mit jedem Tage vermehrten sich die Besorgnisse oder Erwartungen der Höfe. Wie genau, wie ängstlich der König in seiner Krankheit beobachtet wurde, sieht man aus folgenden Briefe des Marquis von Silly, der wirklich, wegen des sonderbaren Falls, hier eine Stelle verdient.

„Am 23sten, Dienstags, stand der König um 8 „Uhr auf, klagte sich aber beym Ankleiden, er habe nicht „wohl geschlafen, und sey noch schläfrig. Um 9 Uhr „gieng er in die Messe; beym Eintritt aber in die Kapelle

„fühlte

„fühlte er sich nicht wohl; und gegen die Mitte der Mes„se mußte er sich in seinen Sessel setzen. Er entfärbte „sich sehr im Gesichte; doch verlor er das Bewußtseyn „nicht. Gegen das Ende der Messe gab sich diese Schwä„che wieder, und er kehrte ziemlich aufgeräumt in sein „Kabinet zurück. Es wurde Finanzconseil gehalten; „doch speiste er nicht zu Mittag, sondern nahm nur eine „Bouillon zu sich. Seine Abreise nach Rambouillet, die „um ein Uhr festgesetzt war, wurde bis Nachmittags vier „Uhr verschoben; mehr als diesen Aufschub konnte der „Bischof von Frejus nicht von ihm erlangen. Auf dem „Wege nach Rambouillet klagte er über Frost und Kopf„weh. Bey der Ankunft spielte er Brelan; aß aber „wenig zu Nacht, und legte sich um 11 Uhr zu Bette."

„In der Nacht brach das Fieber aus, und zwar „ziemlich heftig. Eine Aderlasse am Arm machte ihm „Linderung; und man benutzte diesen Augenblick, um ihn „wieder nach Versailles zurückzubringen, wo er um vier „Uhr Nachmittags wieder ankam. Gegen Abend stellte „sich das Fieber mit doppelter Heftigkeit und Schwere „im Kopfe wieder ein; weswegen ihm noch denselben „Abend um zehn Uhr am Fuße zur Ader gelassen wurde. „So verging die Mittwoche."

„Am Donnerstage hielt das Fieber an; auch blie„ben alle die Zufälle, mit welchen es verbunden war. „Es hatte sich so viel Krankheitsstoff angehäuft, und die „Gefäße waren so verstopft, daß der Brechweinstein, den „man ihm gegeben hatte, nur sehr wenig Wirkung that. „Man hatte dieses vermuthet, aber man hielt es für rath„samer, ihm das Brechmittel zum zweytenmale zu geben. „Gegen sieben Uhr des Abends wirkte die Medicin durch „eine außerordentlich reichliche Ausleerung: aber dennoch „hielt das Fieber, nebst den begleitenden Zufällen, noch

 den

„den Freytag an. Man fand daher noch eine zweyte „Fußaderlasse für gut; und sie geschah noch denselben „Abend um sieben Uhr. Von dieser wiederholten Blut„lassung zeigte sich bald eine sehr gute Wirkung: das „Fieber ließ nach, der Kopf wurde freyer, und die Nacht „sehr gut. Der Sonnabend war ziemlich ruhig, und „der Fieberanfall sehr mittelmäßig. Gestern, Sonntags, „gegen zwey Uhr Nachmittags, trat er heftiger wieder „ein; auch kam das Kopfweh wieder. Bey einer Be„rathschlagung der Aerzte, Abends sieben Uhr, waren „die Meynungen getheilt. Auf der Haut zeigten sich ei„nige Erhöhungen. Diese gaben Veranlassung zu dem „Gerüchte, der König bekomme die Blattern; welches „doch ganz ungegründet war, und den Aerzten nicht im „geringsten wahrscheinlich vorkam. Die Nacht darauf „ist gut gewesen; das Fieber hat nachgelassen. Heute „Morgen hat der König ein abführendes Mittel genom„men, welches gut gewirkt hat. Das Fieber hat nicht „zugenommen; auch haben wir, nach aller Wahrschein„lichkeit, keinen bedenklichen Rückfall mehr zu besorgen. „Indessen ganz ruhig bin ich doch nicht."

„Sie können leicht denken, wie mancherley Gedan„ken und Entwürfe unter diesen Umständen sich in den „Köpfen durchkreuzen. Die Orleanisten benehmen sich „dabey, wenigstens äußerlich, recht gut.

„Man hat den König um die Erlaubniß gebeten, „daß der Herzog von Bourbon selbst kommen und nach „seinem Befinden fragen dürfe; er hat es aber abge„schlagen."

Die Königin, die ihren Gemahl wirklich sehr liebte, griff die Nachricht von seiner Krankheit so an, daß sie selbst gefährlich krank wurde. Mit jedem Tage flogen Kuriere mit Nachrichten von dem Befinden des Königs

nach Spanien. Dort machte schon die Königin insgeheim Anstalten nach Frankreich aufzubrechen. Sie glaubte sich der Erfüllung ihres Wunsches so gewiß, daß keine geheime Treppe, kein Gang, keine Gallerie im Schloße zu Versailles war, die ihr nicht so gut bekannt gewesen wäre, als hätte sie beständig dort gewohnt.

VI.

Polet, Fleury's Beichtvater; Barjac, sein Kammerdiener, und die Väter von Saint-Sulpice, seine Rathgeber.

Frankreich hatte während der letzten Jahre Ludwigs XIV das Schicksal gehabt, von den unehlichen Kindern des verstorbenen Monarchen, von seinem Beichtvater und von seiner Favoritin beherrscht zu werden.

Während der Regentschaft des Herzogs von Orleans zogen die ausgewählten Wüstlinge, Law, Dubois und Argenson alle Gewalt an sich.

Unter dem Herzog von Bourbon herrschte wieder ein Weib, verschwendete die Einkünfte des Staats, warf die Aemter und Würden an werthlose Menschen hin, und weckte die Zwietracht in den Häusern der legitimirten Prinzen von neuem auf. Frankreich mußte in der That der Weiber- und Beichtväterregierungen äusserst überdrüßig geworden seyn.

Und doch war es über dieses Reich verhängt, daß unter der Ministerschaft eines Fleury, ein Beichtvater, ein Kammerdiener und eine Gesellschaft unduldsamer Priester sich wieder, zum Theil wenigstens, der Herrschaft bemächtigen sollten. Ein Pfarreyvikar und Superior vom Seminar St. Nicolas, du Chardonnet, machte, als sein Beichtvater, Anspruch auf Theilnahme an den Geschäfften; der berufene Barjac, sein erster Kammerdiener, verlangte Einfluß; die Väter von Saint-Sulpice, die ihre Feinde demüthigen und einen gewissen Ton in der gallikanischen Kirche annehmen wollten, drängten sich an ihn an, um Herren der geistlichen Angelegenheiten zu werden, ihre Zöglinge oder Kreaturen mit Gnadenbezeugungen zu überhäufen, und die weitere Ausbreitung ihrer Brüderschaft zu befördern.

Der Abbe' Polet, von dem man jetzt wenig mehr weiß und spricht, war damals ein geachteter Mann, von den ersten Personen am Hof und in der Stadt gern gesehen. Selbstzufrieden und stolz, daß man ihn suchte, blieb er fest auf seinem Entschlusse, sich von Stellen und Aemtern fern zu halten, und bloß Gewissensrath der Höflinge zu seyn. Unter dem verstorbenen Monarchen hatte es zum guten Tone gehört, einen Beichtvater in bester Form und seine Fasten richtig zu halten. Wer dieses nicht gethan, wer Gleichgültigkeit in der Religion verrathen hätte, der hätte keinen freundlichen Blick vom König zu erwarten gehabt. Man beschäfftigte sich in seinen letzten Jahren am Hofe nicht wenig mit Gewissensfragen, mit Bullen, mit Mystik; ganz nach dem Ton, den die Frau von Maintenon und der Duc du Maine eingeführt hatten. Unter diesen Umständen, oder auch noch vorher, machte sich Polet als einen großen Führer im geistigen Leben, als einen sehr geschickten Beichtvater bekannt. Der Abbe' Chamillard, sein Vorgänger im Seminar, stellte ihn

ihn der Frau von Maintenon als einen vorzüglichen Mann im genannten Fache vor. Der König sprach ihn, und schenkte ihm seinen Beyfall. Die Andächtler am Hofe faßten Vertrauen zu ihm; Fleury wählte ihn zum Beichtvater.

Als ein geschickter Theolog, der alle Subtilitäten der Schule kannte und sie gegen die Jansenisten zu gebrauchen verstand, als ein ächter Zögling der Jesuiten, an deren Partey er bis zum Fanatismus hieng, in seinen Meynungen fest, eifrig, stürmisch, selbst auf Kosten der Ruhe der Kirche — so hatte er bisher jener ehrsüchtigen Genossenschaft treulich gedient. Bey der Zerstörung von Port-Royal war er nicht nur ihr Kundschafter, sondern auch, von d'Argenson unterstützt, ihr thätiger Mitarbeiter gewesen.

Uebrigens war die Heftigkeit seines Charakters wenigstens natürlich, nicht angenommener Schein von politischer Schwärmerey, wie damals bey so manchem unbedeutenden Abbe, der sich dadurch eine bessere Versorgung zu erschleichen suchte. Polet war ein gerader Mann, der an seinem Lehrplane mit Herz und Seele hieng. Er schlug Pfründen, die ihm der König selbst anbot, so wie auch ein kleines Jahrgeld aus. Seine Uneigennützigkeit gieng so weit, daß er die Pfarrey von St. Nicolas verbat, und sich mit der bloßen Vikarey, nebst der Stelle eines Superiors, begnügte. Gewissensrath der Großen, Minister und Damen am Hof zu seyn, und die Jansenisten zu verfolgen, war seine liebste Beschäfftigung, seine Freude. Er zog wieder Schüler, denen er diese Grundsätze und Gesinnungen einflößte. Wer nicht von eben dem Eifer wie er beseelt war, den ließ er nicht zu den Weyhen zu; Fanatismus hingegen wurde von ihm belohnt.

Weil er fand, daß der Herzog von Bourbon, als erster Minister, sich nicht genug mit den Angelegenheiten der Bulle beschäfftige, so reizte er unaufhörlich Fleurys schüchternen Ehrgeiz, sich allvermögend zu machen. Er unterrichtete ihn von den besondern Umständen, von den Handlungen und Entwürfen der Frau von Prie, zeigte ihm auch die Mittel den Herzog von Bourbon zu stürzen, denn diesen fanden die Jesuiten und Sulpicianer viel zu schläfrig für ihr Interesse, welches sie als einerley mit dem Interesse der Kirche darzustellen wußten. Man sagte damals ganz laut, Polet habe als Beichtvater und Freund den bejahrten Prälaten zu mehr Muth und Thätigkeit angefrischt, und zu einem entscheidenden Schritte gegen den Herzog von Bourbon aufgemuntert. Er machte sich nemlich Hofnung das Gewissen eines Premierministers zu lenken, seinem unruhigen, verfolgungssüchtigen Geiste freyen Spielraum lassen zu können, und eben das zu werden, was Le Tellier unter Ludwig XIV gewesen war.

Kaum war Polet als vertrauter Rathgeber des Ministers bekannt, so erschienen bey ihm vornehme Damen, ja Minister sogar, die um Pfründen anhalten wollten. Stundenlang verweilten diese Herren und Damen in einem kleinen, kalten, feuchten Sprachzimmerchen von zwölf Fuß im Gevierte, im Erdstock des Seminars von St. Nicolas. Und Polet, der selbst Pfründen, ja sogar die Pfarrey seines Kirchspiels ausgeschlagen hatte, zeigte sich stolz auf seinen Einfluß in die Wahl der Prälaten der französischen Kirche, und auf seinen Titel als Vikar von St. Nicolas.

In einem Alter von vier und siebenzig Jahren (1726) hatte der Abbe Firmin Polet noch eine edle, mit Achtung erfüllende Gestalt. Er war ein ehrlicher Mann,

von

von einfachen, strengen Sitten, der die Werke des Christen aus Neigung und Trieb von Tugend that.

Er hatte sich vormals seines Beichtsohns, des nachherigen Kardinals Fleury, mit Nachdruck angenommen; hatte auch den Marschall von Villeroy dahin vermogt, daß er ihn zum Lehrer des jungen Königs anstellte. Aus Dankbarkeit wollte Fleury ihn zum Beichtvater des jungen Königs machen: allein er schlug es aus, und überließ diese Stelle dem Geschichtschreiber Fleury.

Als Beichtvater des Ministers drang er ihm einen Siegelbrief nach dem andern gegen die Jansenisten ab. Dieses währte bis auf den Zeitpunkt, da Fleury die Leibrenten einziehen wollte. Da sagte der Vikarius zum Kardinal: er könne das nicht ohne Ungerechtigkeit. Als Fleury seine Operation nicht aufgeben wollte, versetzte Polet: „der Kardinal möge sich immer einen Beichtvater nach „seiner Weise suchen; er wolle sich nicht ihm zu gefallen „der ewigen Verdammniß aussetzen.“ Zugleich versagte er ihm nicht nur die Absolution, sondern auch sogar den Zutritt in den Beichtstuhl überhaupt. Große Freude war das für Couturier, einen der Väter von Saint-Sulpice, und für Chauvelin, die gern unter dem Namen des Kardinals hätten regieren wollen, und daher auf den Abbé Polet nicht wenig eifersüchtig waren. So dachte und handelte der Mann, der den Minister Fleury als Beichtvater beherrschte.

Dieses that, zu eben der Zeit, nur auf eine andere Art, sein Kammerdiener. Glück war es noch, daß jener Beichtvater und dieser Kammerdiener guten Menschenverstand, Redlichkeit und sogar manche Tugenden besaßen!

Fleury's vieljähriger Kammerdiener, Barjac, war von jeher der Vertraute seines Kummers und seiner Freu-

de gewesen. Dieses wußte das Publikum; und selbst Männer in Aemtern trugen kein Bedenken den Kammerdiener zu besuchen und sich vor ihm, wie vor einem Herrn vom Hofe, zu schmiegen. Er lebte auf einen großen Fuß; und Fleury, der sich vor gewissen Herren am Hofe gar keinen Zwang anthat, sagte zuweilen, wenn seine Tafel schon zu stark besetzt war, ohne Umstände zu ihnen: „Sie speisen heute bey Barjac." Er wurde auch das Gesucht-werden und das Schmiegen vor ihm so gut gewohnt, daß er ohne dummstolz zu seyn, ohne sich über seinen Stand zu brüsten, sich dennoch das ganze Ansehen des wichtigen Mannes gab. Er mischte sich viel in die Staatsgeschäffte, in die Finanzen, in die Stellenvergebung. Seine Sprache, sein Ton war ganz die Sprache, der Ton des Ministers. Von dem, was der Kardinal that, sprach er nie anders als in der ersten Person der mehrern Zahl: „wir haben dem Herzog von Antin das und das aufgetragen; der Marschall von Villars hat uns heute Morgen aufgewartet; gestern Mittag hatten wir starke Tafel u. s. w.

Eben so wenig Umstände machte er auch in seinen Briefen. Sogar gegen die Marschälle von Frankreich sprach er immer den Ton von Gleichheit: er gab ihnen nie die herkömmlichen, respektuösen Schlußformeln, sondern unterschrieb, wie der Kardinal, bloß seinen Namen.

Er wußte die wirklich schöne Simplicität seines Herrn recht gut nachzuahmen. Sein ganzer Ton war nichts weniger als der Ton eines Kammerdieners: in seinem ganzen Benehmen herrschte ein gewisser Anstand. Er wußte sehr wohl, was jedem vermöge seines Rangs, seines Titels, seines Amtes gebührte. Nicht selten erinnerte er sogar die Höflinge, wenn sie sich selbst vergaßen. Wer im Gegentheil in Geschäfften mit ihm den großen

Herrn oder den wichtigen Mann spielen wollte, gegen den nahm er einen Schein von Respekt an.

Er verlangte, man sollte ihm Aufwartung machen; ja, er wollte sogar bey Geschäfften zu Rath gezogen seyn. Ohne seine Beywirkung konnte keine Gnadenbezeigung ertheilt werden. Wenn er seine Unterstützung versprach, so that er es mit Einsicht und nach Grundsätzen von Billigkeit: er wollte erst seinen Mann kennen. Wer sich nicht bey ihm gemeldet hatte, für den gab es gewiß keine Versorgung. „Ich kenne ihn nicht," antwortete er kurz und trocken, wenn man ihm von jemand sagte, der ihm nicht die Aufwartung machte.

In seiner Jugend hatte der Kardinal gewisse Bedürfnisse gehabt, die nur wenigen Leuten bekannt waren: Barjac war von jeher ergeben, treu, verschwiegen, auf jede Probe gewesen. Weiterhin hatte er seinem Herrn, so wie er immer höher gestiegen war, zu dienen fortgefahren. Alles hatte er von ihm angenommen, seine Eigenheiten, seine Grundsätze, seine Art sich auszudrücken, seine Treuherzigkeit im Aeussern, seine kleinen Schliche, seine Feinheiten, kurz, seinen ganzen Charakter. Er herrschte über ihn mit der vollen Herrschaft des alten Dieners über den alten Herrn: aber diese Herrschaft war freundschaftlich, ehrfurchtsvoll, und völlig so, wie sie über einen Kardinalminister ein Mensch gewinnen mußte, der so lange schon den Faden seines ganzen Thuns und seiner Galanterien in der Hand hielt. Auch gab es für Barjac kein Geheimniß in Staatssachen; er sprach davon mit den Ministern oder andern Leuten, die in die Geheimnisse eingeweyht waren, mit einem Tone von Wichtigkeit. Gewöhnlich that er das, wie schon gesagt, im Plural und in der ersten Person, als wie von häuslichen Angelegenheiten des Kardinals. War ihm aber ein gewisses Geschäffte

schäffte besonders aufgetragen worden, oder hatte er diejenigen Personen, die es betreiben sollten, selbst gewählt, so drückte er sich egoistischer aus, so sagte er bloß: „ich „hab's gethan; ich hab' es zu Stande gebracht; „ich habe das besorgt." In diesem Tone sprach er von den wichtigsten Staatsangelegenheiten, die alle erst, ehe sie vor das Conseil kamen, im Zimmer des Kardinals abgehandelt wurden, da unterdessen der König sich mit den berühmten Schwestern, oder zu Rambouillet, oder auf der Jagd amusirte.

So herrschte Barjac auch in Vergebung der Stellen. Von den Ministern und Generalen, welchen er Dienste geleistet hatte, verlangte er dagegen, daß sie die oder jene Stelle demjenigen, den er ihnen empfahl, geben mußten; so daß in der That sein Schutz kräftiger war, als der Schutz der Minister und des Kardinals selbst. In mehr als einem Falle ließ sich Barjac die Dekrete bringen, die vom König unterschrieben, und von einem Minister kontrasignirt waren; und dennoch wurde die Stelle oder Charge einem andern gegeben. War er gleich nicht immer von der Ausschließung eines gewissen Subjekts versichert, so wußte er doch die Sache ohnfehlbar zu verzögern; und nicht selten war er auch jener gewiß. Aber gestehen muß man auch, daß er ein gewisses richtiges Gefühl von Menschenwerth hatte, daß er sich auf Charaktere, auf Verdienst, und selbst auf Geschäffte besser verstand, als der Kardinal. Dieser gestand ihm seinen schlichten Menschenverstand, seine Rechtschaffenheit unbedingt ein, und ließ ihn machen.

Wer also befördert seyn wollte, mußte — wenigstens in den ersten Jahren, ehe Chauvelin die Stelle von Polet und Barjac einnahm — dem Letztern bekannt seyn. Man mußte ihm die Cour machen, aber auf eine versteckte,

te, seine Art. Wer vor ihm kroch, wurde abgewiesen: er stellte sich dann zu vergessen was er war, sprach und that nicht mehr wie gleich gegen gleich, und wurde wieder Bedienter, um denjenigen zu heben, der sich vor ihm wegwarf.

Ein gewisser Herr vom Hof bat ihn einstmal um eine Gefälligkeit, an welcher ihm sehr viel lag. Er that es aber mit so vielen Betheuerungen von Hochachtung und Ergebenheit, mit so vielen Komplimenten, kurz, er überschritt die Grenzen der Delikatesse, die Barjac beobachtet haben wollte, so sehr, daß Barjac schon darüber empfindlich wurde. Aber noch nicht genug! er bot sich bey ihm zu Mittagessen, setzte sich ihm ganz vertraulich zur rechten Hand, ohnerachtet dieses der erste Besuch bey ihm war, ergoß sich in einen Strom von Lobreden auf die Einsichten, auf die Vortrefflichkeiten des Herrn Barjac, erklärte ihn laut für den Urheber des Wohlergehens der ganzen Nation. Barjac ward endlich der Lobreden müde. Hastig stand er auf, knüpfte sich die Serviette los, schob sie unter den Arm, nahm einem Bedienten einen Teller aus der Hand, und stellte sich hinter den Stuhl des Duc et Pair, um ihn zu serviren. Der Duc et Pair sprang ebenfalls auf, und versicherte Monsieur Barjac, er werde niemals eine solche Aufwartung gestatten. Barjac antwortete: wenn auch ein Duc et Pair de France aus Gefälligkeit gegen Barjac vergesse, was er sey, so dürfe es doch Barjac nie vergessen; auch, setzte er hinzu, würde Monsieur le Duc sein Gesuch nie erhalten, wenn er sich weigere, sich von Barjac bedienen zu lassen. Der ganze Hof, der Kardinal, der König lachten nicht wenig über den beissenden Scherz; und die Herren lernten auf ihre Kosten, daß Barjac freylich gesucht werden wolle, aber mit Behutsamkeit und Schonung.

Zwey Briefe von ihm werden den Mann noch besser kennen lehren. Im ersten vom 19 Jan. 1739 hatte Barjac doch die Güte mir Monseigneur zu geben.

„Ich habe dem Herrn von Monglas, dem Secretair S. E., mit welchem ich gut Freund bin, die Versicherung gegeben, Sie würden seinem Bruder nach Möglichkeit zu dienen suchen; und er hat mich gebeten, Ihnen, Monseigneur, seinen ehrerbietigen Dank dafür zu sagen.

„Ich freue mich über alles, was ich von J. Gn., vorzüglich von S. E. sagen höre; so wie auch von einer Menge mir bekannter Leute aus Languedoc, die, ohne Sie zu kennen, ganz natürlich reden, aber immer im Geist ihres Landes, der ja sagt und nein; und dieses berechtigt mich bey vielen Gelegenheiten zu reden, wo ich Müssiggänger und Träumer antreffe. Dieser Fall ist häufig genug; aber ich verstehe mich auf Waare.

„Der Marschall du Bourg ist gestorben: daher haben wir seit gestern Morgen eine Sündfluth von Leuten, von Damen und Herrn, Verwandten und Freunden, die den Verstorbenen ersetzen wollen. Alle Marschälle von Frankreich haben in Versailles übernachtet. Herr von Coigny giebt sich ausserordentlich viel Mühe; er hat, wie er behauptet, schon das Wort. Herr von Chauvelin hält ebenfalls an; und so auch die sämtlichen Herren Marschälle von Frankreich. Jener hat die Herren von Angervilliers und Belleisle zu Feinde. Die Sache erfodert Aufmerksamkeit, und wird sich wohl verzögern.

„Unser Vorzimmer ist so voll, daß ich kaum durchzukommen weiß. Ich habe Herrn Meuden geschrieben, daß er Donnerstag oder Freytag nach Issy kommen soll. Uebermorgen geht der König nach La Muette. Herr von

„von Maillebois ist hier, und macht sich zur Abreise nach „Korsika fertig, wohin wohl sechszehn Bataillons gehen „werden.

„Den Herrn von Fimarcon sehe ich oft. Beynahe „ist er zu bedauern: er mögte gern nach La Muette; aber „es ist nicht die Zeit dazu."

Barjac.

In einem andern Briefe vom 23 Febr. 1739 sieht man, wie tief Barjac in das Detail der damaligen Angelegenheiten sah.

„Da hab' ich nun ein gutes Stück Arbeit gemacht, „Madame Premiere mit Don Philipp vermählt! auch „dürfte wohl der Dauphin nicht lange zurückbleiben.

„Sie, Monseigneur, interessiren Sich für den Herrn „von Vicq, wegen des Ordens; und Ihre Verwendung „wird nicht fruchtlos seyn.

„Herr von Boissieux ist gestorben: seine Inspek„tion wird wahrscheinlich an den Herrn von Contades „gegeben werden.

„Sie werden sich wundern, Monseigneur, daß ich „mit dem Herrn von Voltaire in Verbindung stehe. Ich „bin freylich nur ein unwissender Mensch; aber ich billi„ge nichts von allem dem, was er mit einer Hartnäckig„keit thut, die niemand gut heißt. Ich habe ihm geant„wortet; er wird mit meiner Antwort nicht zufrieden „seyn; allein es ist ein verächtlicher Mensch.

„Ich bitte Sie, Monseigneur, von meiner Ehrerbie„tung und Ergebenheit vollkommen überzeugt zu seyn."

Barjac.

England, wo man die Erhaltung des Bündnisses mit Frankreich wünschte, und dessen Vereinigung mit Spanien scheute, hatte schon den Regenten, den Kardinal Dubois, den Herzog von Bourbon, die Frau von Prie, den Kardinal Fleury zu seinem Vortheil zu stimmen gewußt. Um in dem Kabinet zu Versailles zu herrschen, hatten die englischen Minister das Interesse und den Charakter der französischen Minister, ihrer Liebschaften, und aller der Personen von einigem Einfluß zu durchforschen gewußt. Dem Herzog von Orleans hatten sie durch das Versprechen ihres Beystandes, um ihn, wenn der junge König sterben sollte, auf den Thron zu erheben, geschmeichelt: Dubois war durch eine starke Pension gefesselt worden: die Frau von Prie hatten sie theuer genug erkauft: den Kardinal Fleury hatten sie durch zuvorkommende Freundlichkeit, durch Benutzung seines friedliebenden oder vielmehr schwachen Geistes gewonnen. Frankreich stand seit zehn Jahren im Grunde nicht sowohl im Bündnisse mit England, als vielmehr in einem Verhältnisse von Abhängigkeit: aus meiner Gesandtschaftsinstruktion wird man sehen, daß ich keinen Schritt ohne das Ministerium in London thun konnte. Eben diese Aufmerksamkeit von Seiten Englands auf jeden Mann von einiger Bedeutung in der Staatsverwaltung ließ sich auch bis zu Barjac herab. Man wußte, daß er viel bey dem Kardinal vermogte: da nun England daran gelegen war, Frankreich von Spanien zu trennen, so ließ sich der englische Minister mit ihm in Unterhandlungen ein. Barjac, dem es allerdings schmeichelhaft seyn mußte, von allen Mächten gesucht zu werden, nahm freylich auch hier seinen gewöhnlichen Ton von Wichtigkeit an: indessen blieb er doch immer der offene, freymüthige, redliche Mann. „Monseigneur! antwortete er dem kaiserlichen Gesandten, der Einfluß auf ihn zu gewinnen suchte, „der Platz ist schon besetzt; zwey Mächten können

„ihn

„ihn nicht zugleich einnehmen: ich kann mich nicht „mehrern zugleich überlassen. Ueberdieß ist gegen„wärtig Frankreichs Interesse mit dem englischen „verbunden.“

Man sieht aus diesen Anekdoten, wie viel Gewalt der Beichtvater und der Kammerdiener über den Kardinal gewonnen hatten. Sehr viel hatten davon auch die Religiosen von Saint-Sulpice. Um dieses ganz deutlich zu machen, mögte wohl eine kleine Abschweifung über diese Religiosen nicht unzweckmäßig seyn.

Unterdessen daß die ältern Mönchsinstitute die Früchte ihrer reichen Besitzungen in ruhiger Unthätigkeit genossen, entstanden nach und nach neue Gattungen von Halbmönchen, wie z. B. die Jesuiten, Lazaristen, Doktrinarier, Ignorantinen, und auch die Sulpicianer. Alle diese fanden es für gut, sich an die Minister der verschiedenen Höfe anzuschmiegen, um ihnen mit ihren Arbeiten behülflich zu seyn.

Sollte z. B. die neuere Hierarchie behauptet, das Andenken der ursprünglichen Gleichheit der Kirche vertilgt, den Unterthanen der abgeschmackte Unterschied zwischen wirklichen Pfarrern im Amte und bloßen Pfründenbesitzern versteckt werden; kam es darauf an, die ursprüngliche Kirchenfreyheit in Vergessenheit zu bringen; lag den Kardinälen Richelieu, Mazarin, Fleury daran, die neuern Grundsätze geltend zu machen: gleich waren Verbindungen von Lazaristen, Eudisten, Sulpicianern bereit, der Geistlichkeit, die selbst die Erziehung der übrigen Bürger auf sich hatte, die nöthige Bildung zu geben. Wie aber die Erziehung beschaffen war, die sie der geistlichen und weltlichen Jugend gaben, das hat sich im südlichen Europa deutlich genug gezeigt.

Die Sulpicianer, die in Frankreich auf eine ähnliche Art entstanden waren, hatte Fleury schon längst zu seinen Rathgebern gewählt. Die geräuschvolle Thätigkeit und Veränderlichkeit der Jesuiten paßte zu seinem Charakter nicht: die Kongregation von Saint-Sulpice gewann sein Zutrauen mehr. Ihr bedächtlicher Gang, ihre Zurückhaltung, ihre Schüchternheit stimmten mehr mit seiner eigenen Bedächtlichkeit überein. In ihrer Mitte befand sich keins von jenen transcendenten Genies, die den andern Kongregationen ein Dorn im Auge und Ursache von Stürmen werden; sie konnten in der gallikanischen Kirche keine andere als die zwote Rolle spielen.

Unter dem verstorbenen König hatten sich die Sulpicianer an die Partey, die in Rücksicht auf den Lehrbegriff die mächtigste war, angeschlossen; galt es aber Intriguen, an die Frau von Maintenon. Während der Regentschaft wurden sie freylich durch Favoritinnen von einem andern Charakter ohne alle Religion, durch das damalige so sehr veränderliche Ministerium, durch den Triumph des Herzogs von Noailles in Befolgung ihres Plans gestört: aber insgeheim blieben sie doch, auf die oben beschriebene Art, mit Bentivoglio wirksam. Durch die Erziehung der Jugend hatten sie die Kunst die Menschen zu lenken gelernt; und nun bedienten sie sich schlau genug der Unterstützung ihrer vormaligen Zöglinge, um nicht beunruhigt zu werden. Alles dieses brachte Fleury auf den Gedanken, daß eine genauere Verbindung mit den Vätern von Saint-Sulpice seiner Ruhe nicht im Geringsten nachtheilig seyn würde. Er kennte sie nicht: besser kennte sie der Kardinal von Polignac. Dieser enthüllte mir, von Rom aus, die Geheimnisse der Jesuiten und Sulpicianer. Eben die Faktion, schrieb er mir, die dem Kardinal von Noailles so viel zu thun gebe, die sich so laut über den Herzog von Bourbon beschwert habe,

eben

eben diese Faktion suche nur Verwirrung anzurichten, um sich wichtig zu machen, und halte es für das leichteste Mittel zu diesem Endzweck, wenn sie die Gemüther durch Religionsstreitigkeiten aufreize. Hätte Fleury über ihr Betragen während der Staatsverwaltung des Herzogs von Bourbon nachdenken wollen, so würde es ihm einleuchtend geworden seyn, daß die Sulpicianer sein Ansehen nicht, wie sie vorgaben, gegen die Bulle, sondern gegen ihre Feinde gebrauchten.

Dieses verrieth sich deutlich und auffallend, als Fleury Minister geworden war. Nunmehr erweiterte sich ihr Plan von lang verhaltener Rache: wer nur gleichgültig in der Sache der Bulle war, wer nicht Partey dafür nahm, wurde für einen Feind ihrer Kongregation erklärt. Sie verbanden sich mit den alten Prälaten, den Freunden der Bulle, die ihr Glück der Frau von Maintenon, dem P. Tellier, oder auch ihnen selbst zu danken hatten. Siegelbriefe (lettres de cachet) flogen nunmehr von Versailles um Verhaftungen oder Verweisungen anzukündigen. Ohne alle Achtung für die klösterliche Freystätte wurden neun Nonnen, die meistens schon ihr letztes Gelübde abgelegt hatten, in andere Provinzen versetzt oder verwiesen. Allen Kapiteln und Orden im Königreiche wurde von Seiten des Königs angedeutet, daß man der Bulle vollen Glauben zu schenken habe. Wer sich widersetzte, wurde verwiesen, eingesperrt, oder doch auf mancherley Art gekränkt. Aerzte sogar, die von der wirksamen Gnade (grace efficace) zu sprechen gewagt hatten, wurden durch Siegelbriefe zweyhundert Meilen von der Hauptstadt zu ewigem Stillschweigen verdammt.

Fleury war von Natur nichts weniger als boshaft, oder zum Verfolgen geneigt: aber er hatte an dem vorigen Hofe, wo der Geist der Unduldsamkeit herrschte, schlim-

schlimme Grundsätze eingesogen. Noch herrschte die Faktion der Verfolger: er war schwach genug sich an diese Partey anzuschließen, und sie, um sich zu erhalten, zu gebrauchen. Dadurch daß er die Religiosen von Saint-Sulpice zu seinen Rathgebern nahm, glaubte er dem Hasse der erklärten Jesuiterfeinde zu entgehen. Vielleicht, meynte er, würde man ihn dafür loben, daß er nicht mit der Gesellschaft Jesu, die ein Tellier bey so vielen so verhaßt gemacht hatte, genauer verbunden zu seyn schien. Um dem kühnen, unternehmenden Jesuitismus auszuweichen, überließ er sich dem Sulpicianismus, dessen Geist darin bestand, daß er handelte, ohne sichtbar zu erscheinen, daß er zu seinen Absichten mit vieler Feinheit die Minister, die Großen, vorzüglich aber vormalige Zöglinge zu gebrauchen wußte, die als junge Kleriker an Gehorsam gegen Befehle gewöhnt, noch jetzt, in der Welt, seinen Eingebungen (insinuations) folgten. Im Grunde wünschte Fleury von Herzen die Beruhigung der Kirche; und zu dieser Absicht durfte man nur ein wenig Verachtung auf alle diese Streitigkeiten fallen lassen, einen gewissen Anstrich von Lächerlichem darauf werfen. Allein die Religiosen von Saint-Sulpice behandelten ihre theologischen Systeme wie Staatsangelegenheiten; Siegelbriefe hielten sie noch für die gelindeste Bestrafung für Anhänger der entgegengesetzten Partey. Sonst hatten die Jesuiten den bejahrten Monarchen gequält, und ganz Frankreich beunruhigt: nun war die Reihe an den Vätern von Saint-Sulpice, die ihren Kardinal von einem gewaltsamen Schritte zum andern fortzureißen wußten.

VII.

Verfolg meiner Gesandtschaft in Wien im Jahr 1726. Frankreichs und Oestreichs respektive Lage gegen die übrigen europäischen Mächte.

Aus diesem Gewirre von Jansenismus und Molinismus wollen wir uns nun zu einem höhern Standpunkt erheben, um von da Geschäffte von größerm Umfange zu überblicken.

Unter der Ministerschaft des Herzogs von Bourbon war ich zwar schon in Wien, aber thätig wurde ich dort erst, als Fleury Minister geworden war. Erst von diesem Zeitpunkt an kann ich eine umständliche Zergliederung von meinen Verrichtungen vorlegen. Man wird daraus sehen, in welchem Grade die Frau von Prie Frankreich von England unterwürfig gemacht hatte, und welche Absichten das damalige Ministerium zu erreichen suchte.

Vergrößert war freylich die Macht des Kaisers durch die letzten Verträge, die ihm den Besitz verschiedener beträchtlicher Stücke der spanischen Monarchie versicherten. Indessen zufrieden, den König Philipp V auf einem Throne, den ihn beynahe ganz Europa streitig machte, befestigt zu sehn, und in der Ueberzeugung, daß die spanische Macht, so wie sie durch jene Verträge bestimmt worden war, zu seinem Ruhme hinreichend sey, wünschte der französische Hof nichts mehr, als die Erhaltung jener

Verträge. Diesem Grundsatze und diesem Geiste waren alle Schritte und Entschlüsse des Hofs gemäß.

Die Erfahrung hatte gelehrt, wie leicht es dem Wiener Hofe geworden war, sowohl das deutsche Reich, als die übrigen europäischen Mächte in sein Interesse zu verflechten. Dieser Bemerkung zufolge glaubte das französische Ministerium seine ganze Aufmerksamkeit dahin richten zu müssen, daß man gewisse Grundsätze aus dem Weg zu räumen suchte, die dem französischen Interesse zu nachtheilig waren. In dieser Absicht mußte man eben diejenigen Mächte von Oestreich abzuziehen suchen, die am meisten zu seiner Größe beygetragen hatten. Von ihnen war es, eben aus diesem Grunde, zu vermuthen, daß ihnen daran gelegen seyn müßte, die östreichische Macht nicht noch durch neue Besitzungen zu vergrößern, wodurch dieses Haus wieder eben so mächtig, wie einst unter Karl V werden könnte. Dieses war der Gegenstand jener Unterhandlung zwischen Frankreich, England und Holland gewesen, auf welche die Tripelallianz folgte.

Die Besorgnisse der kaiserlichen Minister über diese Unterhandlungen und ihre Bemühungen sie unwirksam zu machen, indem sie England und Holland andere Verbindungen vorschlugen, alles dieses verrieth deutlich genug ihre eigentliche Gesinnungen. Sie betrachteten nemlich die genannten beyden Staaten als die mächtigsten Werkzeuge, deren sie sich bedienen könnten, um ihre Absichten zu erreichen. Ungern sahen sie alles, was diese Staaten von dem Interesse ihres Herrn abziehn, und sie einer Unterstützung berauben könnte, die ihnen, nach ihrer vorgefaßten Meynung, gegen die Unternehmungen Frankreichs unumgänglich nöthig zu seyn schien; gegen Frankreich, welches sie um desto furchtbarer schilderten, da sie selbst sich auf eigene Erfahrung berufen könnten, was

was diese Macht gegen den größern Theil von Europa auszurichten im Stande gewesen sey.

Die durch die Tripelallianz festgesetzten Maaßregeln schwächten zwar den Kaiser, sicherten aber doch nur unvollkommen die Erhaltung des Friedens. Die zweydeutige Beobachtung der Neutralität in Italien, die Bewegungen der kaiserlichen Truppen dahin, die allgemeinen Sagen von den vermuthlichen Absichten des kaiserlichen Hofs, die Zurüstungen in Spanien, die Expedition auf Sardinien — alles dieses waren Umstände, die wieder eine allgemeine Verbreitung des Kriegsfeuers über ganz Europa besorgen ließen, so lange nicht der Frieden zwischen dem Kaiser und dem König von Spanien vollkommen befestigt worden wäre.

Alle diese Betrachtungen hatten in England Eindruck gemacht, man hatte Frankreich eingeladen, gemeinschaftlich die Mittel aufzusuchen, wie man diesem Uebel vorbeugen könnte. Allein im Fortgang der Unterhandlungen zeigte sich wohl, wie wenig man hoffen durfte, den vorgesetzten Endzweck zu erreichen, wofern nicht dasjenige, was in Ansehung Siciliens in dem Uetrechter Frieden festgesetzt war, zum Vortheil des Kaisers abgeändert würde. Eben deswegen hatte man dem Letztern so große Vortheile zugestanden, um für einen spanischen Prinzen ein Etablissement zu erlangen, welches zum wenigsten der kaiserlichen Macht in Italien das Gleichgewicht halten könnte. Man hatte geglaubt, alles was die Anerkennung des Königs von Spanien als rechtmäßigen Besitzers dieser Krone versicherte, müßte ihm äusserst wichtig seyn. Eben so hielt man alles, was, unter der gemeinschaftlichen Garantie von Frankreich und England, die Gerechtsame des Kaisers bestimmte und seiner Macht gewisse Schranken setzte, für das wirksamste Mittel zur

Befestigung des Friedens. Wenigstens hofte man dadurch zu verhindern, daß der Wiener Hof nicht mehr auf den Beystand von England rechnen dürfte, wenn dieses einmal die Gewährschaft solcher Verträge, auf welchen die Haltung der öffentlichen Ruhe ankam, übernommen hätte, welches der Fall bey der Quadrupelallianz (im Jahr 1718) wirklich gewesen war.

Daß der Hof zu Madrid sich weigerte, diesem Vertrage beyzutreten, blieb einige Zeit ein beträchtliches Hinderniß gegen den Erfolg der guten Absichten Frankreichs und Englands. Erst nach dem spanischen Beytritt (im Februar 1720) konnte der Kongreß, der durch den Londner Vertrag festgesetzt worden war, sowohl zur Berichtigung verschiedener noch rückständigen Details, als auch zur Abschließung eines Separatfriedens zwischen dem Kaiser und dem Könige von Spanien, zu Cambray eröfnet werden.

Es verzog sich aber mit diesem Kongreß; auch zeigte sich dabey eine Menge von Schwierigkeiten. Beydes zusammen genommen gab die Veranlassung zu meiner Versendung nach Wien, denn es war möglich, daß der Kongreß sich ganz zerschlug. Man mußte die Vollziehung des Londner Vertrags, die der Herzog von Bourbon als die Grundlage der allgemeinen Ruhe betrachtete, durchzusetzen suchen; man mußte das Haus Oestreich sowohl in Rücksicht auf die innern Angelegenheiten des Reichs, als auch in Rücksicht auf die äussern Verhältnisse beobachten; man mußte die Gesinnungen und Absichten des Wiener Hofs auf den Fall wissen, wenn sich der Kongreß zerschlagen sollte; man mußte diesem Hofe einleuchtend zu machen suchen, daß man die Zerschlagung des Kongresses keinesweges als gleichgültig ansehen könne, weil daher für die Fortdauer des Friedens zu besorgen

wäre,

wäre, auch würde man deswegen den Kaiser keineswegs von der Verbindlichkeit der Quadrupelallianz freygeben; man mußte sich ferner auf den Fall gefaßt halten, wenn es mit dem Wiener Hofe wegen Toskana zur Sprache käme, weil nach dem Tode des schwächlichen Großherzogs, über kurz oder lang, Streit darüber entstehen konnte. Alles dieses machte den Gegenstand meiner Aufträge in Wien aus.

Ich sollte nemlich zuförderst den Kaiser selbst die Versicherung wiederholen, wie sehr dem König die Erhaltung der bisherigen guten Eintracht am Herzen liege. In eben diesem Geiste sollte ich sodann vorzüglich gegen den Prinzen Eugen und dem Grafen von Sinzendorf mich zu erklären suchen. Ich sollte ihnen vorstellen, daß, da die Eintracht zwischen dem König und dem Kaiser sowohl überhaupt, als insbesondere in Rücksicht auf die Religionsangelegenheiten, so höchst nöthig und nützlich sey, Se. Majestät sich versichert hielten, daß sie beyde, der Prinz und der Graf, ihrer Seits gewiß alles beytragen würden, das Band der Eintracht zwischen beyden Mächten noch enger zusammen zu ziehn.

Ausser diesem allgemeinen Gegenstande der Unterhandlung war meine Instruktion insonderheit auf folgende Punkte gerichtet:

1) auf die vom König seit seiner Thronbesteigung geschlossenen Bündnisse;

2) auf seine verbindlichen Verhältnisse gegen die verschiedenen europäischen Mächte;

3) auf den gegenwärtigen Zustand des Hauses Oestreich und seine jetzige Macht;

4) auf die Religionsangelegenheiten im Reiche;

5) auf die auswärtigen Angelegenheiten in Bezug auf Deutschland.

Ich will diese fünf Punkte nach ihrer Beschaffenheit im Jahre 1725 in besondern Abschnitten auseinandersetzen.

I.

Von den vom König von Frankreich seit seiner Thronbesteigung geschlossenen Allianzen.

Dem kaiserlichen Hof waren die engern Verbindungen, die er zwischen Frankreich, England und Holland schließen sah, nichts weniger als gleichgültig gewesen. So lange diese drey Mächte fest zusammenhielten, konnte er unmöglich einen Ausweg finden, die Verbindlichkeiten, die ihm am meisten zur Last fielen, unter einem geltenden Scheine unerfüllt zu lassen. Eine der ersten Wirkungen jener Verbindungen fühlte man während der Wiener Negociation wegen den Eventuellbelehnung über die dem Infanten Don Karlos zugesicherten Länder. Eben während dieser Negociation wurde von Seiten des kaiserlichen Hofs alles angewendet, den Saamen des Mißtrauens zwischen Frankreich und England auszustreuen. Vielleicht glaubte man dadurch jene beyden Mächte schwächen, und die Investitursache verzögern zu können. Allein alle diese Bemühungen blieben fruchtlos: die Könige von Frankreich und England, durch wechselseitige Garantien und Zusagen verbunden, fuhren fort in der vollkommensten Eintracht zu handeln. Nothwendig mußte sich daher der Wiener Hof entschließen, die Belehnung, die man schon seit länger als einem Jahr betrieb, wirklich zu ertheilen.

Rücksicht

Rücksicht auf das auswärtige Interesse des Wiener Hofs war indessen noch lange nicht das vorzüglichste Motif seiner Besorgnisse wegen der Verbindungen des Königs. Weit mehr war er besorgt, jene Verbindungen möchten unmerklich immer weiter und endlich dahin ausgedehnt werden, daß Frankreich unmittelbaren, vorzüglichen Antheil an den deutschen Reichsgeschäfften, und in Deutschland selbst mächtige Anhänger und Freunde bekäme. Diese letzten Besorgnisse wurden noch durch die Vermuthung vermehrt, Frankreich möchte sich in eine enge Verbindung mit dem König von Preussen, dessen Festigkeit, dessen Eifer für die protestantische Religion bekannt waren, eingelassen haben.

In der That waren Ludwigs XV auswärtige Verbindungen so beschaffen, daß der Kaiser nicht leicht einen Versuch den Umfang seiner Macht zu erweitern machen konnte, ohne von Seiten Frankreichs Hindernisse zu finden; und zwar am meisten in Italien, worauf Oestreich seit einiger Zeit die Augen gerichtet zu haben schien.

2.

Von Frankreichs Verbindungen mit den übrigen europäischen Mächten.

Hätte auch der Kaiser, während des Kongresses zu Cambray, irgend ein Vergrößerungsprojekt im Sinne gehabt, so mußte ihn doch, nach aller Wahrscheinlichkeit, ein Blick auf den damaligen Zustand seines Hauses davon zurück halten. Er mußte nothwendig wegen der Folgen, auf den Fall, wenn er ohne männliche Erben sterben sollte, besorgt seyn, denn in diesem Falle mußte er selbst voraussehen, daß eine Zergliederung seiner Besitzungen unvermeidlich seyn würde. Um dieses zu verhindern,

dern, hatte er die von ihm festgesetzte Erbfolgordnung nicht nur von den Ständen in Ungarn und Böhmen anerkennen lassen, sondern auch auf dem Kongreß zu Cambray die Garantie von Frankreich, England und Spanien dafür gesucht. Nach allen diesem war es höchst unwahrscheinlich, daß er es seinem Vortheil gemäß finden sollte, irgend etwas zu unternehmen, das von weitaussehenden Folgen für die Ruhe seines Hauses seyn könnte. War gleich der Kaiser durch seine neuesten Errungenschaften reicher an Ländern geworden, so hatte doch, der Unterstützungen von verschiedenen Fürsten in und ausser dem Reiche ohnerachtet, der Krieg seine Finanzen nicht wenig zerrüttet. Seine Einkünfte aus den Niederlanden, Ungarn, Neapel, Sicilien und Mayland reichten kaum zur Unterhaltung der festen Plätze und der zur Deckung dieser Länder nöthigen Truppen zu. Es war also ziemlich augenscheinlich, daß er, da ihn diese Länder schon in Friedenszeiten so viel kosteten, er gewiß nicht im Stande seyn würde, den Aufwand eines Kriegs auszuhalten; zumal da ihm jetzt die Hülfsquellen fehlten, die er während des spanischen Erbfolgekriegs bey England, Holland und verschiedenen Reichsfürsten gefunden hatte.

3.

Oestreichs gegenwärtige Verfassung.

Zu allen diesen Betrachtungen kam noch die Rücksicht auf die Religionsangelegenheiten in Deutschland. Bey den westphälischen Friedensschlüssen hatten die vornehmsten Theilhaber derselben die Rechte und Freyheiten der deutschen Fürsten und Stände als etwas sehr wesentliches zu der Erhaltung des Gleichgewichtes in Europa betrachtet. Durch eine ganz genaue Bestimmung der kaiserlichen Rechte hatte man die Absicht gehabt, auf immer

zu verhindern, daß der Wiener Hof und der deutsche Staatskörper, bey welchen nothwendig Grundsätze und Interesse sehr verschieden seyn mußten, niemals ein Korps, welches allen übrigen europäischen Mächten furchtbar geworden wäre, werden könnten. Aus diesem Grunde hatte auch nachher Ludwig XIV mit mehrerern Reichsfürsten Verträge geschlossen, die sich hauptsächlich auf die Gewährleistung und Aufrechthaltung der westphälischen Friedensschlüsse bezogen. Deswegen sah man auch bey demjenigen, der jetzt geschlossen werden sollte, immerfort auf jene Verträge, als auf eine höchstwichtige Grundlage der öffentlichen Ruhe, zurück.

Auf einer andern Seite hatte der Wiener Hof, weil er sich in dem engen Kreise, den der westphälische Friede um ihn zog, zu sehr beschränkt fühlte, von jeher Mittel gesucht, die Wirkung davon zu vereiteln. Man hatte den wahren Sinn jener Verabredungen durch Erklärungen, die den Absichten des Wiener Hofes gemäßer waren, zu entstellen gesucht; keine Gelegenheit dazu war unbenutzt gelassen worden. Mußte man gleich während des Kriegs die Reichsfürsten schonen, weil man sie brauchte, so entschädigte man sich doch für kleine Gefälligkeiten durch nachtheilige Eingriffe in die Verträge, in die Reichsverfassung und selbst in die kaiserliche Wahlkapitulation.

Vielfältige Beyspiele dieser Art während der Regierung Leopolds machten es höchst wahrscheinlich, daß der Wiener Hof, eben denselben Grundsätzen gemäß, nach dem Friedensschlusse zu Baden beträchtliche Fortschritte gemacht haben würde, hätte nicht das Ministerium zu Wien ohne alle Schonung das kaiserliche Ansehn immer höher zu spannen gesucht. Allein bey den Schwierigkeiten, welche den Fürsten wegen der Berufung an den Reichstag in den Weg gelegt wurden, bey den Verletzun-

gen

gen des westphälischen Friedens in Besetzung der beyden Reichsgerichte, bey den Klagen über die Justizverwaltung von Seiten des Reichshofraths, ward es endlich den Protestanten länger zu schweigen unmöglich.

4.

Religionsangelegenheiten im Reiche.

Die Kurfürsten von Brandenburg und Hannover, die an der Spitze der Protestanten standen, überreichten beym Reichstag eine beträchtliche Anzahl von Beschwerden, und verlangten die Abstellung derselben dem westphälischen Frieden gemäß. Der kaiserliche Hof wollte die Untersuchung derselben an eine kaiserliche Kommission in Regensburg verweisen: aber die Protestanten setzten sich dagegen, als wider eine Neuerung, die ihrer Religion im höchsten Grade nachtheilig seyn würde. Sie verlangten vielmehr, der Kaiser solle, dem westphälischen Frieden gemäß, an diejenigen Orte, wo Beschwerden abzuthun wären, besondere Kommissionen abschicken. Die Verordnung des westphälischen Friedens ist in diesem Stücke so bestimmt, daß der kaiserliche Hof schlechterdings auf keinem Nebenwege ausweichen konnte. In dessen Ermangelung machte man daher die vorläufige Bedindung, die protestantischen Fürsten sollten gewisse Minister, die sie als Stützen ihrer Religion betrachteten, von Regensburg zurückrufen. Da nun diese Bedingung, so lange die Religionsbeschwerden unerledigt blieben, unmöglich zugestanden werden konnte, so erfolgte auch von Seiten des Wiener Hofs keine bestimmte Resolution. In dieser Lage fand ich die Sache bey meiner Ankunft in Wien.

5.

Von den auswärtigen Angelegenheiten in Bezug auf das Haus Oestreich.

Die damalige Lage des Wiener Hofs gegen Großbritannien hatte genauen Zusammenhang mit gewissen innren Reichsangelegenheiten, die den König von England, als Kurfürsten von Hannover, insonderheit betrafen. Man konnte daher annehmen: so lange diese Angelegenheiten nicht berichtigt wären, und so lange man nicht den Engländern gegründete Ursachen zum Mißtrauen gegen die Gesinnung des Königs gäbe, so lange würde der Kaiser beständig Widerstand von Seiten Englands finden. Die erwähnten Angelegenheiten ließen sich vorzüglich auf zwey Punkte bringen: der eine war die Belehnung über Bremen und Verden, die der Kaiser nie anders als unter sehr lästigen Bedingungen hatte zugestehen wollen; der andere die Religion.

Holland war unzufrieden wegen Ostende; täglich gab es neue Irrungen wegen der besondern Bestimmungen und der Vollziehung des Barrieretraktats; überhaupt fand sich die Republik durch den ausserordentlich hohen Ton, den das Haus Oestreich gegen sie annahm, beleidigt. Aus allen diesen war zu schließen, daß es schwer seyn würde, das Zutrauen zwischen dem kaiserlichen Hofe und der Republik wieder herzustellen. Nicht ohne Grund besorgten die Holländer von den neuen Handelseinrichtungen zu Ostende den künftigen Verfall ihres ostindischen Handels. Sie erklärten jene Einrichtungen für eine Verletzung des Münsterschen Friedenschlusses und des Barrieretraktats. Sie wendeten sich auch deswegen zu gleicher Zeit an den König von Großbritannien, als Garant des Barrieretraktats, der auch wegen des Vor-

theils seiner eigenen Unterthanen dabey interessirt war, daß die Kompagnie zu Ostende keinen Fortgang gewönne. Sie erhielten auch (1723) eine Deklaration vom König von England, daß er die Errichtung dieser Kompagnie als eine Verletzung des Barrieretraktats ansehe. Sie verlangten darauf eine ähnliche Erklärung auch von Ludwig XV, indem sie sich vorzüglich auf den Haager Vertrag vom 4ten Januar 1717 stützten, in welchem eine förmliche Garantie ihrer Besitzungen und Gerechtsamen im Namen des Königs festgesetzt worden wäre. Der König glaubte aber dazu keineswegs verbunden zu seyn, weil vermöge eines Separatartikels bey dem erwähnten Vertrage seine Garantie auf die Holländischen Besitzungen und Gerechtsamen in Europa eingeschränkt war. Man begnügte sich daher mit einem bloßen Fürschreiben zum Besten der Republik. Unter diesen Umständen war kaum anders zu vermuthen, als daß die Holländer, welchen an der Erhaltung ihres Handels so viel lag, endlich gewisse Maaßregeln nehmen würden, ihre Schifffahrt völlig sicher zu stellen. Nothwendig mußten daher die kaiserlichen Minister in Verlegenheit seyn; und zwar um desto mehr, da ihnen die Verbindlichkeiten Englands bekannt waren, unbekannt aber diejenigen, die Frankreich jetzt auf sich hatte, oder vielleicht künftig noch übernehmen konnte.

Was die nordischen Mächte betraf, so hatte der Kaiser, dem es nicht wenig empfindlich war, sich von allem Einfluß auf jene Staaten ausgeschlossen zu sehen, die Gelegenheit, da die Krone Schweden so viel abtreten mußte, sehr gut benutzt, um sie in sein Interesse zu ziehn, indem man sie erwarten ließ, der Wiener Hof wolle sich nicht mehr, wie in vorigen Zeiten, der Ausbreitung der schwedischen Macht in Deutschland widersetzen. Den Dänischen Hof aber wußten die kaiserlichen Minister in

einer Art von Knechtschaft zu erhalten, die ihm kein anders Interesse einzugehn erlaubte. Bekannt waren auch ihre Bemühungen, sich gegen die Absichten des verstorbenen Czaars zu decken. Sie wollten nemlich dieses entweder durch ein Bündniß mit ihm, oder dadurch, daß sie nach dem Tode des Königs von Pohlen die Krone seinem Kurprinzen oder sonst einem Fürsten versicherten, auf dessen Gesinnungen man sich zu jeder Zeit verlassen könnte; oder auch dadurch, daß sie die zwischen dem Czaar und der Pforte entstehenden Mißhelligkeiten sorgfältig unterhielten, wodurch sie eben die beyden Mächte, die sie als die natürlichen Feinde ihres Herrn betrachten zu müssen glaubten, zu gleicher Zeit unschädlich gemacht hätten. Dieses alles zusammen genommen, mußte man sich vorstellen, daß am kaiserlichen Hofe das neuliche Absterben des Czaars als ein glückliches Ereigniß betrachtet worden war.

VIII.

Frankreichs Interesse und Absichten in Bezug auf das Haus Oestreich. Aufträge, die ich zu vollziehen hatte.

Meine ganze Instruktion bezog sich auf die fünf angeführten Artikel.

Je mehr der Wiener Hof über die wirklichen Verbindungen des Regenten mit England und Holland, so wie auch über die vermuthlichen mit Preussen beunruhigt

zu seyn schien, für desto nothwendiger hielt sie der König; und dieses sollte mir immer gegenwärtig bleiben. Da auch der König entschlossen war, diese Verbindungen noch fester zu machen, so daß den kaiserlichen Ministern keine Hofnung sie zu trennen übrig bliebe, so sollte ich in allen Stücken, wo es auf das Interesse Frankreichs und Englands ankommen würde, jeden Schritt mit dem englischen Gesandten, Saint-Saphorin, gemeinschaftlich thun, als ob wir beyde nur ein Interesse, nur eine Meynung hätten. Vorzüglich sollte dieses in solchen Fällen gelten, deren Erörterung dem Wiener Hofe nicht angenehm seyn könnte, wie z. B. wenn es auf die Ansprüche des Königs von Spanien oder des Prinzen Don Karlos ankäme. Ueberhaupt sollte ich den englischen Minister bey jeder Gelegenheit zu überzeugen suchen, daß der König ernstlich gesonnen sey, mit seinem Herrn in allen Stücken, die sich auf die Vollziehung und Aufrechthaltung der Verträge bezögen, durchgehends gemeinschaftliche Sache zu machen. Und in der That, alle Verhandlungen auf dem Kongresse zu Cambray seit dem December 1723 waren nichts anders als Folgen von dieser gleichförmigen Gesinnung beyder Monarchen.

Dieses zeigte sich gleich bey der Erörterung der ersten Ansprüche des Kaisers. Man verlangte nemlich kaiserlicher Seits das Großmeisterthum des Ordens vom goldnen Vließe; man wollte alle bisherige Titel behalten, der König von Spanien hingegen sollte die Titel von den Staaten, die er nicht mehr besitze, ablegen; auch bestand man darauf, der König von Spanien sollte den Einwohnern von Arragon und Katalonien ihre alten Privilegien wiedergeben. Bey der ersten von diesen Forderungen fand man es gar nicht wahrscheinlich, daß der König von Spanien dem erwähnten Großmeisterthume, welches ihm als einem Nachfolger Karls II unstreitig gebührte,

bührte, sollte entsagen können. Die zweyte Foderung wegen Beybehaltung und Ablegung der Titel schien nicht im Mindesten billig zu seyn. Eben so wenig glaubte man, daß der König von Spanien auf den Antrag die Arragonier und Katalonier betreffend sich einlassen könnte: Man war vielmehr der Meynung, es sey dieses eine Sache, die bloß die innere Verfassung von Spanien angehe; auch könne man, seitdem Se. Katholische Mjt. den genannten Provinzen eben dieselben Privilegien wie beyden Kastilien zugestanden habe, nichts weiter von ihm verlangen.

Auf der andern Seite fand man die Foderungen des Königs von Spanien eben so wenig durchgehends dem Geist der Billigkeit angemessen. Man glaubte von den wechselseitigen Ansprüchen manches abschneiden zu müssen, und nur dadurch die Aussöhnung bewirken zu können. Indessen machte man sich nur sehr schwache Hofnung zu einem guten Erfolg; denn nicht einmal in Ansehung der minder wichtigen Foderungen wollten die Partheyen irgend etwas von einem Mittelwege wissen.

Neue Hindernisse bey der Unterhandlung machte das Interesse des Herzogs von Parma. Es zeigte sich dabey nur zu sehr, wie schwer es fallen würde, die Höfe zu Wien und Madrid zu vereinigen. In einem Aufsatze von herzoglicher Seite, den die spanischen Minister von ihnen unterzeichnet den Mediateurs vorlegten, waren unstreitig billige und dem Londner Vertrag gemäße Artikel mit ältern und diesem Vertrage ganz fremden Ansprüchen untermischt. Man besorgte mit Grund, diese Einmischung mögte den gegenseitigen Bevollmächtigten einen scheinbaren Vorwand geben, auch die billigsten Foderungen abzuweisen; man stellte auch den spanischen Gesandten die Folgen davon in ihrer ganzen Stärke vor,

da aber alle diese Vorstellungen nichts halfen, so übergab man freylich den kaiserlichen Minister jenen Aufsatz beynahe durchgehends in der Gestalt, wie er abgefaßt worden war.

Der Erfolg zeigte nur zu sehr, wie gegründet jene Besorgnisse gewesen waren. Man erwiederte nicht nur, daß auch nicht eine Foderung zugestanden werden könne, sondern man setzte auch hinzu: auf dem Kongresse habe der Kaiser mit dem Herzog von Parma nichts abzuthun, sondern dieser müsse sich, wenn er eine Beschwerde zu haben vermeyne, geradeswegs nach Wien wenden. Man gieng sogar so weit, daß man behauptete: schon jetzt hätten Toskana und Parma die Eigenschaften von Reichslehen.

Es war gefährlich, dergleichen Grundsätze unangefochten aufstellen zu lassen: auch bestritt man sie mit einer Menge von Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weitläuftig seyn würde. Dabey mußte man auch darauf bedacht seyn, den möglichen Folgen dieser Grundsätze auf eine dauerhafte Art vorzubeugen, und den Herzog von Parma seinen Besitzstand, dem Buchstaben des Londner Vertrags gemäß, zu sichern. Zu diesem Behuf ließ man sich von dem Herzog ein Promemoria geben, welche Neuerungen seit dem 2ten August 1718, als dem Tage der Unterzeichnung des Londner Vertrages, zu seinem Nachtheil vorgenommen worden wären. Dieses Promemoria sollte den kaiserlichen Ministern zu Cambray und Wien vorgelegt werden. Zu gleicher Zeit hatten die vermittelnde Mächte ein Projekt zu einer Garantie entwerfen lassen, wie sie glaubten, daß der Herzog von Parma in seinem Besitzstande, dem kaiserlichen Dekret von 1697 gemäß, erhalten werden könnte.

Aus allen diesem sieht man, daß zu befürchten war, der Kongreß zu Cambray möchte sich ohne Erfolg zerschlagen. In diesem Falle aber war es von Wichtigkeit: einmal, daß der Tadel davon nicht auf die vermittelnden Mächte fiel; und dann, daß die kaiserlichen Minister nicht in dem Irrthume blieben, als ob ihr Herr dadurch der Verbindlichkeiten aus dem Londner Vertrage entledigt würde.

Was das Erste betraf, so konnte man sich leicht vorstellen, daß die kaiserlichen Minister sich Mühe geben würden, die Schuld des fruchtlosen Kongresses auf die vermittelnden Mächte zu werfen, und zu zeigen, daß es nicht von ihnen abgehangen habe, dieser Angelegenheit eine günstigere Wendung zu geben. Ich sollte ihnen dagegen ohne Zurückhaltung erwiedern: daß theils die Schwierigkeiten, mit welchen die Eröffnung des Kongresses verbunden gewesen, theils die Hindernisse, welche man der so billigen Befriedigung des Herzogs von Parma entgegengesetzt habe, die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen allerdings zweifelhaft zu machen schienen. Auch war es ganz unmöglich auf ihren Antrag zu einem Friedensprojekte sich einzulassen, da man in Ansehung der Absichten und Gesinnungen des Wiener Hofs noch ganz im Dunkeln war.

Bey dem zweyten Punkte war es, im angenommenen Falle, wahrscheinlich, daß die kaiserlichen Minister den Versuch machen würden, zu behaupten, der Londner Vertrag sey nur ein unvollkommenes Werk, dessen eventuelle Verabredungen nur in so fern eine verbindliche Kraft haben könnten, als sie durch einen neuern Vertrag bekräftigt würden. Sie hatten sich schon Aeusserungen entfallen lassen, nach welchen zu vermuthen war, daß sie diesen Satz als unumstößliche Wahrheit geltend zu machen

 suchen

suchen würden. Bisher hatte man es noch nicht für rathsam gefunden, ihn ohne Noth zu rügen; aber von jetzt an wurde diese Schonung gefährlich. Es war mir daher aufgetragen, bey jeder Gelegenheit zu wiederholen: die Könige von Frankreich und England hielten den Londner Frieden für einen Vertrag, dessen Vollziehung von den Unterhandlungen zu Cambray ganz unabhängig sey; daher auch die vermittelnden Mächte entschlossen wären, diesen Vertrag aufrecht zu erhalten, und sich jedem Eingrif dagegen nachdrücklich zu widersetzen.

Zu meinen Gesandtschaftsaufträgen gehörte ferner die Angelegenheit von Siena. Diese Stadt, ein Reichslehn und vormals eine Republik, hatte sich 1554 dem Kaiser Karl V unterworfen. Dieser belehnte damit seinen Sohn, Philipp II, und dessen Nachfolger auf dem spanischen Throne, mit der Befugniß, sie wieder, nach Belieben, zu Afterlehn zu geben. Philipp II bediente sich auch dieser Befugniß; und seitdem hatten die Könige von Spanien die Lehnsherrlichkeit ungestört genossen. Erst seit einiger Zeit wollte der Kaiser dem König Philipp V die Ausübung derselben nicht zugestehn, sondern eignete sie sich selbst zu. Die vermittelnden Mächte hatten daher beyde Parteyen vermocht, diese Lehnsgerechtigkeit einstweilen ganz ruhen zu lassen. Indessen, da der kaiserliche Hof vielleicht seine Ansprüche zu einer andern Zeit erneuern, oder die Sache vielleicht während meines Aufenthalts zu Wien zur Sprache kommen konnte, so sollte ich mich in diesem Falle gegen die kaiserlichen Minister nach einer besondern Anweisung erklären.

In Absicht auf die Friedensprojekte, deren damals am Wiener Hof nicht wenig ausgedacht wurden, sollte ich, ohne mich weiter in die Sache einzulassen, nur ganz verloren hinwerfen: wie sehr es zu wünschen gewesen wäre,

wäre, daß man sich in Cambray darüber hätte vereinigen können, welches eigentlich die Gegenstände der Unterhandlungen hätten seyn sollen: daß jedoch Unterhandlungen, die nicht gleich gelingen, doch wohl in der Folge noch zu einem gewünschten Ausgange reifen könnten u. s. w. Zu diesen Gemeinplätzen sollte ich, wie von mir selbst, alles hinzufügen, wodurch ich mir versprechen dürfte, die kaiserlichen Minister zu überzeugen, daß die vermittelnden Mächte keineswegs abgeneigt seyn würden, diejenigen Punkte, über welche man sich bisher nicht habe vereinigen können, bey einiger Hofnung des Erfolgs, wieder in Berathschlagung ziehen zu lassen; vorausgesetzt jedoch, daß nichts geschähe, wodurch den Engländern einige Veranlassung zu Mißtrauen gegeben werden könnte, welches unvermeidlich wäre, wenn man ihnen Grund gäbe zu vermuthen, daß, zu eben der Zeit, da England am meisten vom Wiener Hof entfernt sey, von Seiten des Königs von Frankreich irgend ein Schritt geschähe, sich jenem Hofe zu nähern.

Noch weit interessanter wurde die Sache, wenn man annahm, der Kaiser trüge darauf an, daß Frankreich die Erbfolgeordnung, die er festgesetzt hatte, garantieren möchte. In diesem Falle sollte ich bloß zu Antwort geben: es sey dieses eine Sache, die gar nicht für den Kongreß gehöre; auch sey gar kein Verhältniß zwischen demjenigen, was der Kaiser im Innern seines Hauses anzuordnen für gut befunden, und demjenigen, was er selbst, so wie ganz Europa, in Rücksicht auf die Erbfolge in Frankreich und Spanien als nothwendig zur Sicherheit verlangt habe. In diesem Stücke (worinn auch England vollkommen beytrat) hielt es der König für bedenklich, auf einen künftig möglichen und vielleicht noch sehr entfernten Fall sich schon jetzt die Hände zu binden. Nicht als ob es des Königs Meynung gewesen wäre, wenn der Kaiser ohne männli-

che Erben sterben sollte, von der alsdenn wahrscheinlichen Verwirrung Vortheil zu ziehn; sondern unklug wäre es gewesen, so vorzeitige Verbindlichkeiten einzugehn.

In Ansehung des Herzogs von Lothringen war zu glauben, daß, so sehr ihm auch der Kaiser gewogen war, er dennoch keinen bestimmten Entschluß zu seinem Vortheil fassen würde, so lange ihm noch einige Hofnung zu eigener männlichen Nachkommenschaft übrig blieb. Indessen vertraute mir der König auch in diesem Stücke zum voraus seine geheimsten Gesinnungen an. Man würde, hieß es in meiner Instruktion, das französische Interesse in Gefahr glauben, wenn irgend etwas geschähe, das zu der Erhöhung des Hauses Lothringen beytrüge, und es dadurch in den Stand setzte, die Ruhe im Königreiche oder an den Gränzen zu stören; sollte der König meynen, daß er schon jetzt festere Maaßregeln ergreifen könne, so würde er sich keinen Augenblick bedenken, daran zu arbeiten; allein eben dadurch würde man dem Kaiser die Mittel an die Hand geben, die Gesinnungen des Königs verdächtig zu machen, und so würde man folglich seine Absichten eben durch die Mittel, wodurch man sie zu hintertreiben denke, vielmehr befördern; zu dem würden theils der Umstand, daß der Herzog von Lothringen ein Ausländer sey, theils auch das Interesse der Häuser Sachsen und Bayern unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, ohne daß man von Seiten Frankreichs einen andern Schritt thun dürfe, als sie, wenn sie einmal entstanden wären, sorgfältig zu unterhalten. Ueber alles dieses wurde mir die tiefste Verschwiegenheit empfohlen. Ich sollte bloß so aufmerksam als möglich beobachten, und mich bemühen, alles zu erfahren, was etwa mit dem Herzog von Lothringen vorgehen möchte, wie viel er etwa an Vertrauen und Freundschaft bey dem Kaiser gewönne, welche Minister von den Absichten und

Hof-

Hofnungen des Hauses Lothringen am besten unterrichtet wären. Nach der Rechenschaft, die ich hievon mit der größten Genauigkeit abzulegen hätte, wollte dann der König seinen Entschluß bestimmen, und mich mit weiterer Instruktion versehen lassen.

Nicht weniger Behutsamkeit war mir in Ansehung der Religionsangelegenheiten vorgeschrieben. Immer geneigt die katholische Religion zu schützen, wünschte der König auch in diesem Stücke in vollkommenem Einverständnisse mit dem Kaiser zu handeln, ohne daß er deswegen seine Verbindlichkeit als Garant des westphälischen Friedens verletzen dürfte: allein dagegen sprach die bisherige Erfahrung. Gewohnt den scheinbaren Vorwand der Religion zur Beförderung seiner Absichten zu benutzen, hatte der kaiserliche Hof, bey mehrern Vorfällen, das Vertrauen, das man ihm in Religionsangelegenheiten schenkte, nur dazu gebraucht, daß er den Protestanten Mißtrauen gegen die Gesinnung des Königs einzuflößen suchte. Nothwendig aber mußte dieses Betragen der katholischen Religion im höchsten Grade nachtheilig seyn. Die Protestanten bekamen dadurch Gelegenheit, sich von eben dem Garant, der am besten im Stande war, ihre Freyheiten am nachdrücklichsten zu vertheidigen, verlassen zu glauben: sie mußten daher nothwendig meynen, sie hätten nun keine Unterstützung mehr, als sich selbst; sie konnten sich also sehr leicht zu gewaltsamen Schritten hinreissen lassen, und der katholischen Religion drohten daher beträchtliche Erschütterungen. Dieses alles vorausgesetzt, sollte ich mich bey den kaiserlichen Ministern auf die allgemeinen Versicherungen einschränken, der König, mein Herr, wünsche zwar unablässig zum Besten der katholischen Religion beyzutragen, nur dürfe es nicht den Vorschriften des westphälischen Friedens zuwider seyn.

In einer andern Rücksicht sollte ich mich auch in Acht nehmen, nicht zu viel Wärme für das Interesse der Reichsfürsten zu verrathen. Noch angefüllt von den Vorurtheilen, welche ihnen der Wiener Hof zu allen Zeiten einzuflößen gewußt hatte, konnten sie leicht diesen Eifer so verstehn, als ob Frankreich Lust hätte einen ganz vorzüglichen Antheil an den innern Reichsangelegenheiten zu nehmen, und, wegen des Vortheils der französischen Krone, ihren innerlichen Zwistigkeiten noch mehr Nahrung zu geben. Vorzüglich aus diesem Grunde sollte ich mich immer mit allgemeinen Ausdrücken begnügen; die Reichsfürsten nicht auffodern, sondern es ihnen freystellen, die Vermittelung des Königs zu suchen; ihnen bloß die Versicherung wiederholen, der König werde, als Garant des westphälischen Friedens, jederzeit bereit seyn, ihnen Beweise seiner Gunst zu geben.

Auch die Angelegenheit der Stadt Thorn betraf den König als Garant des Friedens zu Oliva, der den Städten in Polnischpreussen die Privilegien sichert, die durch jene Exekution sollten vernichtet worden seyn. Hier konnte der König seine Verwendung auf Ansuchen der Protestanten unmöglich versagen; er hätte seine Anhänglichkeit an die Erfüllung seiner Zusagen verdächtig gemacht. Diesem gemäß sollte ich mich auch darüber erklären: auf der einen Seite die Gesinnungen der kaiserlichen Minister über diese Angelegenheit zu erforschen, auf der andern aber genau zu erfahren suchen, bis zu welchem Grade die Protestanten darüber aufgebracht wären, und obwohl ihr Mißvergnügen in Thätlichkeiten ausschlagen würde. Das Letztere mußte der König unumgänglich wissen, um seine Maaßregeln darnach nehmen, und mir bestimmte Anweisung darüber ertheilen lassen zu können.

Was

Was die Angelegenheiten ausserhalb Deutschland betraf, so schien es unmöglich zu seyn, daß die Sache von Ostende keine beträchtliche Bewegungen in Europa verursachen sollte. So sehr auch die Republik Holland geschwächt worden war, so gieng sie doch die Errichtung der Handlungskompagnie zu Ostende viel zu nahe an, als daß sie nicht, ehe die Kompagnie noch mehr Kräfte gewann, einen Versuch gegen ihre Schiffe hätte wagen sollen. Gab nun diese Angelegenheit die Veranlassung, daß die Republik in ihren Besitzungen oder Gerechtsamen in Europa gestört wurde, so konnte sie mit vollem Recht den König zur Erfüllung seiner Zusagen auffordern; er aber hatte keinen Grund dieser Auffoderung auszuweichen. Und so sollte ich mich auch darüber erklären; obgleich nicht eher als bey dringenden Gelegenheiten, wo ich nicht würde schweigen können, ohne Mißtrauen gegen die Gesinnung des Königs zu erregen; ausserdem sollte ich jede bestimmtere Antwort so lange zu verschieben suchen, bis ich Verhaltungsbefehle vom König eingeholt und erhalten hätte.

Je sorgfältiger bisher der Wiener Hof alle Mittel, Schweden für sein Interesse zu gewinnen, aufgesucht hatte, desto aufmerksamer sollte ich den schwedischen Minister beobachten, weil diese Krone, wie es schien, dem Hause Oestreich seit einiger Zeit sehr geneigt war. Es würde, hieß es in meiner Instruktion, gar nicht schwer seyn, Schweden gegen Oestreich mißtrauisch zu machen; man dürfte es nur an die Zeiten erinnern, da es von Seiten des Wiener Hofs die größten Hindernisse gegen seine Absichten gefunden hätte: ich könne daher der Krone Schweden ohne Mühe einleuchtend machen, daß sie sich von dem Haus Oestreich keine wahren Vortheile zu versprechen habe, welches vielmehr ein natürlicher Feind von Schweden sey. Möglich war es indessen, daß die

freye Aeusserung dieser Wahrheiten die Gesinnungen des französischen Hofs verdächtig machen konnte, zumal gegen einen Minister, dessen persönliche Denkungsart nicht bekannt genug war, um zu beurtheilen, welchen Gebrauch er vielleicht davon machen würde. Ich sollte mich also gegen den schwedischen Minister nur im Allgemeinen dahin erklären, daß die natürlichen Gründe zur Eintracht und Freundschaft zwischen Frankreich und Schweden den König jederzeit geneigt machen würden, sie unverletzt zu erhalten.

Vor dem Tode des Kaisers von Rußland konnte man vermuthen, daß der Czaar sich vielleicht an den Kaiser, als einen von den Garants des Travendaler Friedens, wenden würde, um seinem Schwiegersohne, dem Herzog von Hollstein, das Herzogthum Schleswig wieder zu verschaffen. Bey meinem Abgang nach Wien war es wahrscheinlich, daß seine Nachfolgerin, die für den Herzog von Hollstein eine besondere Zuneigung hatte, diese Sache in Wien noch nachdrücklicher würde betreiben lassen; und zwar nicht allein aus Freundschaft gegen den Herzog von Hollstein, sondern auch um jetzt, da ihr Ansehn noch sehr schwach war, eine Stütze mehr zu gewinnen. Ich war daher angewiesen, jeden Schritt des russischen Ministers aufmerksam zu beobachten.

Wahrscheinlich war es auch, daß der Kaiser das Absterben des Czaars würde benutzen wollen, um die Macht, die er hinterließ, nach Möglichkeit zu schwächen. Hierzu konnten vorzüglich zwey Mittel gebraucht werden. Einmal konnte der Kaiser den schwedischen Hof auf den Entwurf führen, die vornehmsten Abtretungen, die er durch den Frieden zu Nystatt hatte machen müssen, wieder erobern zu wollen; sodann konnte er die Pforte zu einem Kriege gegen Rußland aufreizen. Vielleicht konnte

er

er auch, zur Behauptung der Gerechtsamen des jungen Czaarowitz, seines Neffen, sich eine Partey im Senat zu Petersburg unter den Großen oder bey der Armee zu machen suchen. Durch das Letztere wurde die Kaiserin wegen Befestigung ihres eigenen Ansehens beunruhigt, und ausser Stand gesetzt, auswärts Schritte zu thun, die dem kaiserlichen Hofe hätten bedenklich werden können. Nach diesen verschiedenen Rücksichten sollte ich so scharf als möglich beobachten, um dem König von einer so wichtigen Sache, von welcher er von jeder Seite her unterrichtet zu werden wünschte, befriedigende Rechenschaft ablegen zu können.

Es war ferner sehr wichtig, daß ich auch von denjenigen Sachen Kenntniß bekam, die vielleicht zwischen dem Kaiser und Frankreich wieder zur Sprache kommen konnten. Ich wurde daher auch in Absicht auf diejenigen instruirt, die sich auf die neuesten Friedensschlüsse bezogen, und noch unentschieden geblieben waren. Es war dabey die Absicht nicht sowohl, daß ich selbst Gebrauch davon machen, sondern nur, daß ich im Stande seyn möchte, mich nicht mehr darüber herauszulassen, als der Absicht und den Vortheilen des Königs gemäß wäre. Hierher gehörten unter andern die schwierigen Gränzbestimmungen vom Elsaß und Flandern. Von jenen zuerst!

Als von der Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Kölln und Bayern die Rede war, suchte der Kaiser die Vollziehung derselben unter dem Vorwand hinauszusetzen, daß vorher erst verschiedene Beschwerden, von Seiten der Häuser Pfalz und Baden, des Bischofs von Speyer, der schwäbischen Reichsritterschaft, und sogar einiger Privatpersonen erledigt werden müßten. Diese vermeynten Beschwerden beruhten jedoch auf sehr schwachen

chen Gründen, zielten blos dahin ab, die Souverainität, die der König über das Elsaß verlangt hatte, zu beschränken. Und doch verlangte der König, dem Friedensschlusse gemäß, die Wiedereinsetzung der beyden Kurfürsten ohne alle Einschränkung und Bedingung. Das französische Ministerium sah wohl ein, daß man jene Ansprüche, die vom Kaiser unterstützt wurden, unmöglich beantworten könne, ohne sich gewissermaßen in eine Untersuchung über die Gränzen des Elsasses und den Umfang der königlichen Gerechtsamen über dasselbe einzulassen. Man wußte auch recht gut, wie schwer und bedenklich es in Rücksicht auf das Reich war, bey dieser Untersuchung den westphälischen Frieden zum Grund zu legen. Es kamen in demselben verschiedene bedenkliche Fragen vor, bey welchen der König ohne Nachtheil seiner Gerechtsamen unmöglich nachgeben konnte, die sich auch gar nicht in einer gewissen Ordnung erörtern ließen, ohne verschiedene Reichsfürsten zu beunruhigen. Aus diesem Grunde hatte der König es niemals seinem Vortheil gemäß gefunden, die Sache durch Kommissarien untersuchen zu lassen. Er hatte vielmehr den Grafen du Luc, meinem Vorgänger zu Wien, als etwas sehr wesentliches vorgeschrieben, bey den Unterhandlungen mit den kaiserlichen Ministern sich immer auf den Ryßwicker Frieden, als der weit einfacher und deutlicher sey, zu beziehen. Allen diesem gemäß wurde ich angewiesen, beständig Queich als die Gränze des Elsasses anzugeben. Insgeheim wurde mir zwar anvertraut, daß der König allenfalls nicht abgeneigt sey die Gränzen bis an die Lauter zusammenziehn zu lassen: nur sollte ich nie zuerst etwas davon merken lassen, weil sonst der Wiener Hof bey der Unterstützung jener Ansprüche noch weniger würde nachgeben wollen, sondern ich sollte bloß, wenn von jener Seite darauf angetragen würde, Bericht darüber erstatten. Der Graf du Luc hatte seine damaligen Vorschriften nur

sehr

sehr unvollkommen befolgen können: seine Gesundheit hatte ihm keinen langen Aufenthalt in Wien erlaubt, und in der einzigen Konferenz, die er darüber mit dem Prinzen Eugen und den übrigen kaiserlichen Ministern gehabt hatte, war es sehr merklich gewesen, daß man die Untersuchung, von welcher man sich eben keinen Vortheil für den Hof versprach, nicht weiter wollte fortrücken lassen. Ich sollte daher, wenn es über die elsassischen Angelegenheiten zur Sprache käme, in Absicht auf Gerechtsame, die durch Friedenschlüsse genau bestimmt, und durch den Besitz bekräftigt wären, nicht die geringste Nachgiebigkeit zeigen. Ich sollte bloß im Allgemeinen darzuthun suchen, daß der König auch in diesem Stücke niemals etwas behauptet habe, noch jemals behaupten werde, das nicht der Billigkeit und selbst der strengsten Gerechtigkeit gemäß sey. Uebrigens sollte ich eine bestimmtere und ausführlichere Erklärung so lange verschieben, bis mich die kaiserlichen Minister durch mehr Billigkeit und Offenheit in den Stand setzen würden, Verhaltungsbefehle vom König einholen zu können.

Wegen der Gränzen von Flandern war gleich nach dem Frieden zu Baaden von beyden Seiten eine Kommission zur Berichtigung der wechselseitigen Ansprüche nach Lille abgeschickt worden. Allein schon bey den ersten Antworten, die man den kaiserlichen Kommissarien gab, hatte man mehr als einen Vorwand die Konferenzen abzubrechen gefunden. Nachher hatte der Graf von Königseck, der als kaiserlicher Gesandter am französischen Hofe stand, erst kurz vor seinem Abgang einen Aufsatz deswegen überreicht. Es war unverzüglich darauf geantwortet, und mit dem Baron von Fonseca, der deswegen nach Paris kam, negociirt worden; aber auch umsonst. Seitdem hatte der Prinz Eugen bey mehrern Gelegenheiten einigen Ernst gezeigt, die flandrische Gränz-

sache berichtigt zu sehn. Von französischer Seite hatte man nur unbestimmt geantwortet: in so fern es das kaiserliche Ministerium nur aufrichtig wünsche, solle die Sache von Seiten Frankreichs gewiß nicht erschwert werden. Auch jetzt gehörte es gar nicht zu meinem Auftrage mich unmittelbar und ausführlich darauf einzulassen, wenn die kaiserlichen Minister davon erwähnen würden, sollte ich bloß zur Antwort geben: der König, mein Herr, dessen Wunsch es immer sey, allen nur möglichen Mißverständnissen zwischen beyden Mächten vorzubeugen, werde mit Vergnügen auch zur Beylegung dieser Streitigkeit die Hände bieten.

IX.

Fortsetzung von den auswärtigen Angelegenheiten. Frankreich, Spanien und England während der Ministerschaft des Herzogs von Bourbon und dann unter Fleury.

Da das System der auswärtigen Angelegenheiten durch Fleury's Eintritt ins Ministerium keine Abänderung erlitten hat, indem er bloß dem Friedensplane seines Vorgängers treu blieb, so habe ich alles, was die Unterhandlungen betrift, in einem Abschnitt beysammen gelassen.

Frankreich und England standen noch in einem Verhältniß von wechselseitigem Vertrauen. Auch hatte das Kabinet in London dieses gute Vernehmen durch reichliche

Geschenke an die Geliebte des Herzogs von Bourbon sorgfältig zu unterhalten gesucht, so, daß der kaiserliche Hof wirklich Argwohn daraus schöpfte.

Nicht ganz auf diesem vertrauten Fuß standen (1724) die Höfe zu Madrid und Wien. Der Königin von Spanien verdroß es, daß der kaiserliche Hof ihrem Vater, dem Herzog von Parma, mit solchem Stolz begegnete. Dieser klagte mit Recht über die Eigenmächtigkeiten von Seiten des Gouvernements zu Mayland gegen Parma; denn wirklich behandelte der Kaiser den Herzog, weil er Reichsvasall war, als seinen Unterthan. Um nun ihre und ihres Vaters Würde zu behaupten, hatte die Königin von Spanien den Baron von Riperda insgeheim nach Wien geschickt.

So lagen die Sachen, als die Infantin zurückgeschickt wurde. Der Kaiser, der bisher so lange ein Feind von Spanien gewesen war, gab jetzt den Vorstellungen der Königin willig Gehör. Ja er versprach sogar ihrem Prinzen, Don Karlos, eine von seinen Erzherzoginnen; machte sich auch verbindlich, wenn man ihm Elsaß und Franche-Comté zurückgäbe, den König von Spanien, nach dem Tode Ludwigs XV, auf dem französischen Throne behaupten zu helfen. Der spanische Hof, der die schimpfliche Zurücksendung der Infantin nicht verschmerzen konnte, warf sich nun dem Kaiser ganz in die Arme. Riperda erhielt Befehl auf jeden Preis ohne allen Beytritt von Frankreich abzuschließen. Nur England suchte man noch beyzubehalten; aber England gab zur Antwort: es könne sich nicht von Frankreich trennen.

Unter diesen Umständen wurde die Verbindung zwischen Frankreich und England durch den Traktat zu Hannover erneuert; und diesem Traktate trat auch der König von Preussen bey. Frankreich sah diesen Zutritt un-

gern; denn man kannte seine Veränderlichkeit nach Verschiedenheit seines Interesse, das ihn auch bald nachher zum Kaiser zog. Um sich gegen seinen Einfluß zu verstärken, trat Frankreich in Verbindung mit Schweden, Dänemark und Holland. Spanien hingegen, noch immer gegen den Herzog von Bourbon aufgebracht, schloß sich immer enger an den Wiener Hof an, und machte sich den in London immer mehr zum Gegner.

Diese veränderten Umstände verursachten nothwendig Abänderungen in meiner Instruktion.

Die kaiserlichen Minister hatten, wie man sich noch aus meiner ersten Instruktion erinnern wird, ihre Verlegenheit, ihre Unruhe gar nicht verbergen können. So sorgfältig sie die Motive derselben vor fremden Augen zu verhehlen gesucht hatten, so leicht waren sie doch zu durchsehen gewesen. Sie hatten sogar wider ihre bisherige Gewohnheit, den Abschluß eines Vertrags zu Cambray zu wünschen, und dagegen alles, was den Ausbruch des Kriegs in Europa befördern könnte, zu fürchten geschienen. Es war daher zu vermuthen gewesen, sie müßten wohl nicht ohne Unruhe über die Wendung seyn, welche die Angelegenheiten, die sie, mittelbar oder unmittelbar, am meisten interessirten, nehmen könnten.

Auf einmal aber verriethen sie, anstatt der bisherigen Verlegenheit, auffallende Merkmale von Beruhigung, von Vergnügen sogar, als ob alles, was ihnen bisher Besorgniß gemacht hatte, nach ihren Wünschen umgestaltet wäre.

Gleichwohl bemerkte man nicht, daß in der allgemeinen Lage der Sachen irgend eine sichtbare Veränderung vorgegangen wäre. Nothwendig mußte man daher die Ursache ihres veränderten Betragens in einem

Umstande

Umstände suchen, der mit den Unterhandlungen zu Cambray in gar keinem Zusammenhange stände. In dieser Ungewißheit hat man endlich Winke bekommen, daß ein gewisser Mensch, wahrscheinlich ein Baron von Riperda, vormaliger Holländischer Gesandter in Spanien, sich heimlich in Wien aufhalte, und sich häufig mit den kaiserlichen Ministern bespreche.

Durch Verbindung und Vergleichung verschiedener anderer Umstände war man auf die Vermuthung geführt worden, diese Sache, von welcher man nur noch eine sehr dunkle und mangelhafte Kenntniß hatte, mögte wohl den Herzog von Parma zum Anstifter haben.

Auf der einen Seite konnte man nicht voraussetzen, daß das Ministerium zu Madrid sich sollte haben schmeicheln können, irgend eine Unterhandlung mit dem Wiener Hofe, am wenigsten aber eine Vermählungsangelegenheit, glücklich zu Stande zu bringen. Von einer andern Seite betrachtet, ließ sich die Sache sehr wohl auf folgende Art denken. Vielleicht hatten die kaiserlichen Minister, bey ihrem Wunsche England und Holland von Frankreich abzuziehen, diesen Endzweck desto eher zu erreichen geglaubt, wenn sie alles, was Spanien von Frankreich trennen konnte, sorgfältig auffaßten. Zu dem Ende hatten sie die Gelegenheit, den König von Spanien in einer ihm vorzüglich wichtigen Sache zu schmeicheln, zweckmäßig benutzt. Sie konnten nunmehr, so lange es ihnen möglich war, die Täuschung zu unterhalten einen Versuch machen, eben die Grundsätze, die auf den Bund von 1701 geführt und ihn so lange erhalten hatten, in England und Holland gleichsam aufs Neue zu beleben.

Freylich war nur wenig Wahrscheinlichkeit für eine gänzliche Wiederherstellung jenes Systems: allein man mußte doch auf alles, was vielleicht dazu beytragen konn-

te, aufmerksam seyn. Die schreckhafte Vorstellung von der französischen Uebermacht, deren man sich schon so oft mit Nutzen bedient hatte, diese Vorstellung war noch nicht ganz erloschen; die Feinde Frankreichs konnten sie noch immer zum Vorwand gebrauchen, um dadurch in England und Holland eine überwiegende Partie zu erlangen.

Ausserdem hatte die Zurücksendung der Infantin die Abneigung der Königin von Spanien gegen Frankreich von neuem erregt. Nach aller Wahrscheinlichkeit mußte sie alles anwenden, den Plan, der höchst vermuthlich seit einiger Zeit in Wien angelegt war, mit erneuerter Thätigkeit betreiben zu lassen. Das kaiserliche Ministerium mußte, wenigstens vor der Hand, der gekränkten Königin zu gefallen, sich den Schein geben, als ob es mit Wärme in diesen Plan eingehen wolle. Freylich war äusserst wenig Anschein dazu, daß man geneigt seyn sollte, sich zu Bedingungen anheischig zu machen, die für Spanien vortheilhafter wären als die vom Londner Vertrag, dessen Vollziehung noch so schwankend war: indessen aus Politik konnte man vielleicht den Umfang jener Bedingungen erweitern. Es blieb ja doch der Vorbehalt sie unerfüllt zu lassen, wenn man erst, in Rücksicht auf England und Holland, den immer davon gehoften, erwarteten Vortheil gezogen hätte.

In dieser Lage der Sachen bekam ich folgende Anweisung. Ich sollte genau beobachten, was zwischen dem Unbekannten in Wien und den kaiserlichen Ministern vorgehen würde, ohne jedoch die geringste Unruhe darüber zu verrathen, alles Gespräch von einer solchen Unterhandlung für Hirngespinst erklären, übrigens aber die allgemeine Bemerkung: daß es Irrthümer gebe, die nicht immer dauern können, vorschieben, und dabey versichern,

Spanien

Spanien werde bey Frankreich und England eine Sicherheit, eine Unterstützung finden, die es bey jeder andern Macht vergebens suchen würde. In Absicht auf die Zurücksendung der Infantin sollte ich die Versicherung geben, daß sie in dem Herzen Sr. Majestät nicht die mindeste Abneigung gegen den König von Spanien zurücklassen werde; die Natur der Dinge und die Umstände hätten sie unvermeidlich nothwendig gemacht; indessen würde Sr. Majestät das Interesse der Krone Spanien nicht minder theuer bleiben, auch würde es der König, in Gemeinschaft mit England, bey jeder Gelegenheit, dem Buchstaben der Verträge gemäß, zu unterstützen suchen. Hierbey war mir empfohlen, kein Mittel zu versäumen, um von allem, was vielleicht zwischen den Höfen zu Wien und Madrid würde negociirt werden, zeitig genug unterrichtet zu seyn, um, in dringenden Fällen, durch besondere Kuriere, darüber berichten zu können.

Seit dem Empfang dieser zweyten Instruktion wurde der Vertrag bekannt, der zwischen den Höfen zu Wien und Madrid durch den Baron von Riperda geschlossen worden war. Durch diesen Vertrag wurde die Quadrupelallianz bestätigt; Philipp V entsagte nochmals der Erbfolge in Frankreich, und der Kaiser seinen Ansprüchen auf Spanien; jener willigte in die Zergliederung der vormaligen spanischen Besitzungen in Italien sowohl als in den Niederlanden, und trat sie an Oestreich ab; die Erbfolge in Parma und Piacenza wurde den Prinzen der Königin von Spanien zugesichert; Philipp entsagte dem Rückfall von Sicilien, und erhielt dagegen die Bestätigung seines Rückfallrechtes auf Sardinien; endlich garantirte der Kaiser dem König von Spanien die durch den Uetrechter Frieden festgesetzte Successionsordnung, wogegen der König von Spanien die Garantie der Pragmatischen Sanktion übernahm.

freye Aeusserung dieser Wahrheiten die Gesinnungen des französischen Hofs verdächtig machen konnte, zumal gegen einen Minister, dessen persönliche Denkungsart nicht bekannt genug war, um zu beurtheilen, welchen Gebrauch er vielleicht davon machen würde. Ich sollte mich also gegen den schwedischen Minister nur im Allgemeinen dahin erklären, daß die natürlichen Gründe zur Eintracht und Freundschaft zwischen Frankreich und Schweden den König jederzeit geneigt machen würden, sie unverletzt zu erhalten.

Vor dem Tode des Kaisers von Rußland konnte man vermuthen, daß der Czaar sich vielleicht an den Kaiser, als einen von den Garants des Travendaler Friedens, wenden würde, um seinem Schwiegersohne, dem Herzog von Hollstein, das Herzogthum Schleswig wieder zu verschaffen. Bey meinem Abgang nach Wien war es wahrscheinlich, daß seine Nachfolgerin, die für den Herzog von Hollstein eine besondere Zuneigung hatte, diese Sache in Wien noch nachdrücklicher würde betreiben lassen; und zwar nicht allein aus Freundschaft gegen den Herzog von Hollstein, sondern auch um jetzt, da ihr Ansehn noch sehr schwach war, eine Stütze mehr zu gewinnen. Ich war daher angewiesen, jeden Schritt des russischen Ministers aufmerksam zu beobachten.

Wahrscheinlich war es auch, daß der Kaiser das Absterben des Czaars würde benutzen wollen, um die Macht, die er hinterließ, nach Möglichkeit zu schwächen. Hierzu konnten vorzüglich zwey Mittel gebraucht werden. Einmal konnte der Kaiser den schwedischen Hof auf den Entwurf führen, die vornehmsten Abtretungen, die er durch den Frieden zu Nystatt hatte machen müssen, wieder erobern zu wollen; sodann konnte er die Pforte zu einem Kriege gegen Rußland aufreizen. Vielleicht konnte

er

er auch, zur Behauptung der Gerechtsamen des jungen Czaarowitz, seines Neffen, sich eine Partey im Senat zu Petersburg unter den Großen oder bey der Armee zu machen suchen. Durch das Letztere wurde die Kaiserin wegen Befestigung ihres eigenen Ansehens beunruhigt, und ausser Stand gesetzt, auswärts Schritte zu thun, die dem kaiserlichen Hofe hätten bedenklich werden können. Nach diesen verschiedenen Rücksichten sollte ich so scharf als möglich beobachten, um dem König von einer so wichtigen Sache, von welcher er von jeder Seite her unterrichtet zu werden wünschte, befriedigende Rechenschaft ablegen zu können.

Es war ferner sehr wichtig, daß ich auch von denjenigen Sachen Kenntniß bekam, die vielleicht zwischen dem Kaiser und Frankreich wieder zur Sprache kommen konnten. Ich wurde daher auch in Absicht auf diejenigen instruirt, die sich auf die neuesten Friedensschlüsse bezogen, und noch unentschieden geblieben waren. Es war dabey die Absicht nicht sowohl, daß ich selbst Gebrauch davon machen, sondern nur, daß ich im Stande seyn möchte, mich nicht mehr darüber herauszulassen, als der Absicht und den Vortheilen des Königs gemäß wäre. Hierher gehörten unter andern die schwierigen Gränzbestimmungen vom Elsaß und Flandern. Von jenen zuerst!

Als von der Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Kölln und Bayern die Rede war, suchte der Kaiser die Vollziehung derselben unter dem Vorwand hinauszusetzen, daß vorher erst verschiedene Beschwerden, von Seiten der Häuser Pfalz und Baden, des Bischofs von Speyer, der schwäbischen Reichsritterschaft, und sogar einiger Privatpersonen erledigt werden müßten. Diese vermeynten Beschwerden beruhten jedoch auf sehr schwachen

Dieser Vertrag gab Veranlassung zu folgendem Nachtrag zu meinen Instruktionen.

„Seitdem S. M. den Herrn Herzog von Richelieu „mit Instruktion versehen lassen, hat man in Erfahrung „gebracht, daß zwischen dem Kaiser und dem spanischen „Hof ein besonderer Vertrag geschlossen worden sey. Auch „hat sogar der Baron von Fonseca, als kaiserlicher Ge„schäfftsträger, den Befehl erhalten, S. M. davon Er„öfnung zu thun.

„Der Herr H. v. R. hat aus seinen vorhergehenden „Instruktionen ersehen, daß man nicht allein von einer „besondern Unterhandlung gewußt, die zu Wien im Werk „gewesen, ehe noch von der Zurücksendung der Infantin „die Rede war, sondern daß man auch vorhergesehen, „daß dieses Eräugniß die Königin von Spanien vermö„gen würde, ihren Gemahl zu einer unmittelbaren Ver„bindung mit dem Wiener Hofe, auf jede Bedingung, „zu überreden. Auch hat diese Prinzessin in der That „jenen Umstand zu einem scheinbaren Vorwand gebraucht, „um sich ihrer parteyischen Neigung auf die Seite des „Hauses Oestreich, die sie, wie man mit Grund geglaubt, „beständig beybehalten hat, überlassen zu können.

„Vergleicht man nun die Bedingungen des erwähn„ten neuesten Vertrags mit den wiederholten Versiche„rungen des Königs von Spanien, daß er unveränder„lich entschlossen sey, in keinem von den Punkten, wo„bey man doch sagen kann, daß der Wiener Hof selbst „die Bedingungen nach seinem Gutdünken vorgeschrieben „habe, im Mindesten nachzugeben: so muß man noth„wendig das Urtheil fällen, daß die Königin von Spa„nien ihrem Unwillen allein Gehör gegeben, der Wiener „Hof aber allen den Vortheil zu ziehen gewußt habe, den „er davon erwarten konnte, wenn man einen besondern

„Frieden mit Spanien schloß, dagegen aber die Eintracht „zwischen Frankreich und England störte, welches ohne „Zweifel der Plan des kaiserlichen Ministeriums gewesen „seyn mag.

Sollten aber auch die Unterhandlungen zu diesem „Vertrag nicht eher als nach bekannt gewordener Zurück„sendung der Infantin nach Spanien angefangen wor„den seyn, so hätten doch zuverläßig S. M. und der „König von England gegründete Ursachen, sich über ein „Betragen zu beschweren, das so wenig zu dem thätigen „Eifer paßt, den die vermittelnden Monarchen beständig „gegen alles, was dem spanischen Hofe wichtig war, ge„zeigt haben. Gewiß können sie auch darüber Klage „führen, daß, nachdem S. M. und der König von Eng„land sich von Seiten des Wiener Hofs den Vorwurf ei„ner auffallenden Parteylichkeit für den zu Madrid zuge„zogen, dieser letztere Hof unmittelbar mit dem Kaiser „abschließt, und noch dazu auf Bedingungen, die gera„hin zu sagen, die vermittelnden Mächte dem spanischen „Hofe vorzuschlagen sich nie getrauet hatten. Aber eben „so gewiß ist es auch, daß es jetzt nicht die Zeit ist, ge„gen den König und die Königin von Spanien, deren „Schmerz man vielmehr zu besänftigen sucht, Empfind„lichkeit zu verrathen, und daß gegen den Hof zu Wien „Unzufriedenheit über den Vertrag merken zu lassen, ge„fährlich seyn würde. Diesen Bemerkungen und Grund„sätzen gemäß, hat man dem Baron Fonseca, als er den „Vertrag bekannt machte, bloß im Allgemeinen geantwor„tet: wie gern man alles sehe, was zur Befestigung der „Eintracht und des Friedens in Europa, worauf S. M. „bey allen Ihren Schritten einzig und allein Rücksicht „nähmen, dienen könnte.

„Völlig in diesem Sinne hat sich auch der Herr H. „v. R. jedesmal zu erklären, wenn die Gelegenheit dazu

 sich

„sich zeigen, und er es für rathsam erachten wird. Und „hat er dabey noch zu äussern: daß, so wie der König „von jeher die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gewünscht „habe, S. M. auch jetzt aufrichtigst wünschen, daß die„ser eben geschlossene Vertrag zur Versiegelung derselben „dienen möge.

„Er soll sich dabey aller Anmerkungen darüber ent„halten, was in diesem Vertrage unvortheilhaftes und „unrühmliches für Spanien liegen mag. Jede Kritik „darüber würde nicht nur überflüßig seyn, sondern auch „Veranlassung geben, daß man vielleicht Ihre Kathol. „Majestäten theils auf ihren gegenwärtigen Verlust durch „den Vertrag, theils auf die Mittel, sich dereinst wegen „der jetzigen Verletzung zu entschädigen, aufmerksam „machte.

„So wenig aber der Herr H. v. R. den zwischen „den Höfen zu Madrid und Wien geschlossenen Vertrag „censuriren soll, eben so wenig soll er auch, so viel er es „nur vermeiden kann, mit Beyfall davon reden. Hier„durch würde er nur die Anträge beschleunigen, die man „ihm, aller Wahrscheinlichkeit nach, machen wird, um „S. M. zum Beytritt zu diesem Vertrage und zur Ue„bernehmung der Garantie zu bewegen. Sollte es aber „wirklich zu dergleichen Anträgen kommen, so soll er ei„ner bestimmten Antwort unter dem Vorwand auswei„chen, daß er noch nicht hinlänglich darüber instruirt sey. „Vorzüglich aber hat er diese Antwort in Absicht auf den „Antrag wegen der Gewährleistung desjenigen Artikels zu „geben, der die von dem Kaiser in seinen Erblanden „festgesetzte Successionsordnung betrift.

„Noch wird es nöthig seyn, dem Herrn H. v. R. „sein Benehmen gegen den Baron von Riperda, der „wohl mit dem Charakter eines erklärten Ministers vom

„spani-

„spanischen Hofe in Wien bleiben dürfte, die nöthige „Vorschrift zu geben. Er soll ihm nemlich bey jeder Ge„legenheit mit Achtung und Höflichkeit zuvorkommen, so „daß man aus allen Umständen schließen könne, daß man „über alles, was gegenwärtig vorgeht, nicht im Minde„sten unzufrieden sey.

„Schließlich wird von Seiten S. M. dem Herrn „H. v. R. empfohlen, alle Mittel anzuwenden, um zu „erfahren, ob nicht, ausser dem mitgetheilten Vertrag, „geheime und Separatartikel unterzeichnet worden. Der „Vertrag ist für Spanien zu nachtheilig, und gleichwohl „verrathen die Minister dieser Krone zu viel Zufrieden„heit darüber, als daß man nicht so etwas vermuthen „sollte. Ueber alles dieses soll der Herr H. v. R., auf „alle nur mögliche Art, Aufschluß zu erhalten suchen. „Versailles, d. 13 May 1725."

Kaum hatte Riperda seinen Vertrag geschlossen, so verließ er Wien, ohne alles Gefolg, als bloßer Kurier: rascher Entschluß und eben so rasches Ausführen lag in seinem Charakter. Ungeduldig eilte er nach Spanien, wo eine Ministerstelle auf ihn wartete. Hier stellte er sich so wie er die Reise gemacht hatte, in eben der Verkleidung, in eben dem Kostum, der Königin vor, um zu zeigen, mit welchem Eifer, mit welcher Geschwindigkeit er für das Interesse, für den Ruhm J. M. zu handeln wisse. Ohnerachtet sonst der Ton des Hofs auf ein sehr hohes Ceremoniel gespannt war, so wurde doch diese kühne Ausnahme sehr gut aufgenommen. Der König und die Königin arbeiteten eben mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grimaldo; er wartete also bis zur Endigung der Arbeit: aber kaum hatte Grimaldo das Zimmer verlassen, so trat er hinein, mit dem Vertrage in der Hand. Für die Königin und den König

war

war dieses eine große Freude; sie bewunderten seine Talente; und er ward auf der Stelle zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernennt. Grimaldo, dem bey dem Heraustreten aus dem Zimmer des Königs die Erscheinung des Barons aufgefallen war, mußte ihm sogleich die Brieftasche abgeben.

Inzwischen blieb die Königin über die Zurücksendung der Infantin im höchsten Grade aufgebracht; alle auswärtige Minister berichteten von ihrer Heftigkeit, in die sie noch immer darüber ausbrach. Sie verlangte durchaus eine bestimmte Erklärung über die ihr angebotene Genugthuung. Diese Erklärung sollte ihr ein Prinz von Geblüt überbringen; auch sollte der so übel behandelte Cellamare durch das blaue Band entschädigt werden. Man antwortete durch die dritte Hand: man wolle das Letztere zugestehen, und der Kardinal von Bissy solle als Gesandter in Spanien erscheinen. Als aber hierauf verlangt wurde: der Herzog von Bourbon solle in Person erscheinen und sich selbst entschuldigen, gab man zur Antwort: man werde in Frankreich nie aufhören den Frieden zu wünschen.

Dabey spottete die Königin von Spanien darüber, daß man in Frankreich die Tochter eines Königs ohne Land, dem sie Unterhalt reiche, zur Königin erhoben habe. Unaufhörlich betrieb sie die Unterhandlungen mit dem Kaiser, um dem Prinzen Carlos den spanischen, und, nach Ludwigs XV Tode, dem Prinzen von Asturien den französischen Thron zu verschaffen: diesen letztern behielt sie unverwandt im Gesicht. Nur deswegen wurde Riperda zum Minister, und dann auch zum Herzog ernennt, weil sie hofte, daß es ihm gelingen würde die Vermählung des Prinzen Karl mit einer Erzherzogin zum Stande zu bringen.

Allein

Allein es währte nicht lange, so sah sie, daß auch Riperda sie getäuscht hatte. Dieses kränkte sie auf das empfindlichste, und machte, daß sie ihm nach und nach ihr Vertrauen wieder entzog. Die erste Folge hiervon war, daß sie ihm das Finanzdepartement nahm. Riperda erbot sich auch die übrigen abzugeben; aber sein Dimissionsgesuch wurde nicht angenommen. Es erfolgte erst einige Tage hernach, durch La Paz, mit Bewilligung einer jährlichen Pension von dreytausend Pistolen. Und so fiel der Urheber des Wiener Vertrags von seinem Gipfel eben so schnell wieder herunter, als er sich durch täuschende Ueberredung von naher Vergrößerung der königlichen Kinder hinaufgeschwungen hatte!

Ueber die Nachricht von seinem Falle brach das Volk zu Madrid in lauten Jubel aus. Dieser gieng so weit, daß Riperda dabey für sein Leben besorgt war. In dieser Besorgniß suchte er Schutz bey dem holländischen Gesandten; und als ihn dieser nicht aufnehmen wollte, bey dem von England. Sonderbar genug fand es der Letztere, daß ein spanischer Minister in Madrid bey dem Minister einer andern Macht, deren Absichten er während seiner Staatsverwaltung immerfort entgegen gewesen war, um eine Freystatt bat. Indessen ließ er sie ihm, diese selbstgewählte Freystatt, gegen die Versicherung, daß weiter nichts zu fürchten sey, als die Wuth des verblendeten, aufgewiegelten Pöbels.

Der König gab es anfangs unter der Bedingung zu, wenn Riperda gewisse Papiere von Wichtigkeit, die er noch in Händen habe, herausgäbe. Allein diese Nachsicht währte nicht lange; stärker war die Empfindlichkeit darüber, daß Riperda bey dem Minister eines Monarchen, mit welchem er Irrungen hatte, Schutz fand; und er ließ das Hotel mit Wache besetzen. Es wurde hierauf

auf ein geheimes Conseil gehalten, um zu bestimmen, ob wohl der Englische Gesandte dem Herzog von Riperda einen Aufenthalt gönnen dürfe. Dieses Conseil erklärte den Letztern für einen Verbrecher der beleidigten Majestät, und entschied daher, der König könne ihn, ohne Verletzung des Völkerrechts, in Verhaft nehmen lassen. Auf diese Entscheidung gestützt, ließ der König nunmehr den Herzog aus dem Gesandtschaftshause durch Wache aufheben.

Riperda hatte vormals den Kardinal Alberoni zu seinem Gönner gewählt; war ihm auch bey Errichtung verschiedener Manufakturen und in andern Handlungs- und Marinegeschäfften, durch seine Kenntnisse, nützlich geworden. Um in Spanien sein Glück zu machen, hatte er, wie Law in Frankreich, die Religion verändert, und darüber seine Stelle in Holland verloren. In der Folge, als er zum Minister emporgestiegen war, hatte er Alberoni's Ton und Betragen angenommen, ohne sein Genie zu besitzen; was bey dem Kardinal wirkliche Größe gewesen war, das war bey ihm nur Aufgeblasenheit. Wahr ist es, vom Detail der Geschäffte verstand er mehr; aber Alberoni hatte mehr Grundsätze: übrigens kamen sie darin überein, daß beyde unternehmend und kühn, oder vielmehr verwegen waren.

Während seiner kurzen Allmacht that Riperda viel für die Handlung und Manufakturen. Allein in der Voraussetzung, das Geld stehe zu niedrig gegen seinen innern Werth, hatte er es erhöht; dieses erregte die Unzufriedenheit und das laute Murren der Nation: er zog die Pensionen ganz oder zum Theil ein; dieses brachte die Höflinge und andere vielvermögende Personen gegen ihn auf; er ließ die Marinesecretairstellen unbesetzt; dieses beleidigte die Ministerialfamilien; er stellte Untersu-

chungen

chungen wegen Verwaltung der königlichen Gelder an; darüber zürnten die Herren von der Finanz: die Hausofficianten des Königs und der Königin bekamen nicht mehr ihre ordentliche Zahlung; auch war das Volk sonst gedrückt: — wegen alles dessen wurde Riperda für einen Abentheurer erklärt, der unfähig und unwürdig sey am Ruder des Staats von Spanien zu sitzen. Seine letzte Zuflucht war im Dienst eines mahometanischen Fürsten, bis er endlich an den Küsten von Afrika umkam.

X.

Anekdoten die Kardinäle Fleury und Polignac betreffend; Kabale der Jesuiten und Sulpicianer wegen Zurückberufung des Letztern von Rom; sein Portrait.

In den Augen der Jesuiten, Sulpicianer und aller Andächtler war der Kardinal von Polignac ein sehr böser Mann; denn während, daß sie in ihren Streitigkeiten lebten und webten, lachte er über alle. Sie mußten in Rom einen Mann haben, der ihnen ganz ergeben war; und dazu erbot sich Brancas, immer bereit zu disputiren, und die Gemüther noch mehr aufzubringen. Allein vorher hätte Polignac seine Stelle im Rom aufgeben müssen; und dazu hatte er noch keine Lust. Man wird, wie ich hoffe, mit Vergnügen diesen trefflichen Kopf aus seinen eigenen Briefen an mich kennen lernen.

„Es

„Es ist mir (schrieb er mir unterm 26 Okt. 1726) „ganz gleichgültig, ob ich hier bleiben, oder Rom verlassen soll; und, wenn ich an meinen Kirchsprengel denke, so hält mich nichts als Eifer für den Dienst des Königs zurück. Ganz im Vertrauen sey es E. E. eröffnet, daß das gegenwärtige Ministerium, zum Vortheil „der Gegner des Kardinals von Noailles gestimmt, gar „nicht übel Lust hat, mich der Erbitterung der Letztern „aufzuopfern. Diese können es mir nicht verzeihen, „daß ich mir Mühe gegeben habe, den Frieden in der „Kirche herzustellen, daß ich auch die Sache auf den „Punkt gebracht habe, auf welchem sie würklich war. „Sie nehmen als ganz gewiß an, daß, wenn ich hier „bleibe, der Friede über kurz oder lang ohnfehlbar erfolgen werde, mögen sie auch noch so unübersteigliche Hindernisse dagegen aufgethürmt haben; Hindernisse, bey „welchen — unter uns — der Herzog von Bourbon, „aus Furcht vor der mächtigen Faktion, mit zu viel Leichtigkeit die Hände geboten haben mag. In dieser Lage „hat mir der Kardinal Fleury, da er weder ihn vor den „Kopf stoßen, noch auch mich kränken wollte, durch meine Freunde den Wink geben lassen, daß ich wohl thun „würde, wenn ich meine Entlassung verlangte. Auf „diesen Wink habe ich geantwortet: daß ich gern dazu „bereit seyn würde, hätten nicht gewisse Leute, die mich „stürzen wollen, seit neun Monaten ausgesprengt, meine „Zurückberufung sey nichts anders als Strafe dafür, daß „es mir so leicht geworden sey, die unglücklichen Streitigkeiten auf einem ordentlichen Wege beyzulegen; weswegen auch der platte Ausweg, den man mir vorschlage, keinen Menschen auf andere Gedanken führen würde: sey man mit mir wirklich so zufrieden, wie man es, „nach den Aeusserungen in den ordentlichen Depeschen zu „seyn scheine, so solle man mich hier lassen; sey man es „aber nicht, so möge man sich lieber ohne Zurückhaltung

„entschliessen mich zurückzurufen, ich würde auf den er„sten Befehl zu folgen bereit seyn. Da Sie mich mit „Ihrer Freundschaft beehren, so habe ich geglaubt, Ih„nen das alles im engsten Vertrauen eröffnen zu „müssen."

Der damahlige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Morville, ein Werkzeug der Kabalen, schrieb an ihn, (gegen das Ende des Nov. 1726.) um ihn zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen:

„Bis jetzt hab' ich es verschoben, Ew. Eminenz „über einen Gegenstand zu schreiben, der Sie interessirt, „und von welchem man Ihnen bereits gesagt hat, daß „ich die Ehre haben würde Sie ganz im Vertrauen zu „unterhalten. Schon längst hat mir der Herr Abbe von „Rothelin in einer vertraulichen Unterredung eröffnet, „wie sehr er sich überzeugt habe, daß, sobald E. E. die „Wünsche des Königs in Absicht auf die Beförderung „des Hrn. Kardinals von Fleury würden erfüllt haben, „es das Beste seyn würde, wenn Dieselben nach Frank„reich zurückzukehren verlangten. Er sagte mir seine Grün„de, die ich auch sehr treffend fand. Ich entdeckte deren „noch mehr; und wir kamen darin überein, daß ein län„gerer Aufenthalt zu Rom E. E. nicht angemessen seyn „würde. Der Herr Abbe nahm es auf sich, E. E. un„sere einstimmige Meynung hierüber schriftlich zu eröff„nen. Da es Ihnen auch gefällig gewesen ist, mir Ih„re Antworten an ihn unter offenem Siegel mitzutheilen, „so habe ich dieselben mit der Aufmerksamkeit gelesen, „die ich auf alles was E. E. angeht, zu wenden ge„wohnt bin. Ich muß aber gestehen, daß diese Ant„worten mich keineswegs auf eine andere Meynung ge„bracht haben. Ich weiß wohl, daß schon vor einem „Jahre, in Rom selbst, daß Gerücht gieng, E. E. wür-

„den nächstens zurückgerufen werden. Ich hatte da-
„mahls die Ehre Sie zu versichern, wie ungegründet
„dieses Gerede sey, und öffentlich erklärte ich mich darü-
„ber auf eine Art, die Ihrer Geburt, Ihrem Rang und
„Ihren Talenten gemäß war. Das Gerücht mit dem
„man sich trug, legte sich wieder, und seit einigen Mo-
„naten denkt man nicht mehr daran. Sie werden selbst
„ermessen, daß es gewiß nicht wieder von neuem entste-
„hen wird; und daß, wenn Sie zu einer Zeit zurückkom-
„men, da Sie, den sehnlichen Wünschen des Königs
„gemäß, den Kardinalshut ausgewürkt haben, kein
„Mensch Ihre Zurückkunft für unwillkürlich wird halten
„wollen; das ist doch wohl ausgemacht. Der Herr
„Kardinal von Fleury hat von dem was E. E. verrichtet
„haben, öffentlich in Ausdrücken gesprochen, die für Die-
„selben vollkommen befriedigend sind. Es läßt sich also
„behaupten, daß in dieser Rücksicht keine Bedenklichkeit
„mehr übrig bleibe. Nur darauf kömmt es noch an, ob
„E. E. Ursache haben einen längern Aufenthalt in Rom
„zu wünschen; und das meyne ich nicht. Ich darf E.
„E. nicht verschweigen, daß die meisten Bischöffe, die
„Jesuiten, und die Väter von Saint-Sulpice gegen
„Sie eingenommen sind. Sie stellen sich nemlich vor:
„Sie suchten dem Kardinal von Noailles einen Vergleich
„zu verschaffen, von welchem sie sich wenig Dauer ver-
„sprechen, den sie sogar als einen Triumph betrachten,
„dessen sein zu langer Widerstand ihn eben nicht würdig
„gemacht habe. So vollkommen auch E. E. die Absich-
„ten des Königs erfüllt, so oft sie den heiligen Vater
„abgehalten haben seiner Neigung, den Kardinal von
„Noailles zu befriedigen, völlig Gehör zu geben: so we-
„nig sind doch jene Herren dadurch vollkommen beruhigt.
„Sollte der Pabst, den sein zunehmendes Alter immer
„nachgiebiger macht, in die Absichten des Kardinals voll-
„kommen eingehen, so würde sich der Verdacht noch ver-
mehren.

„mehren. Unsere Bischöfe würden sich schlechterdings „nicht vorstellen können, daß Ihnen die Unterhandlun„gen sollten unbekannt geblieben seyn; und gewiß wür„den alle Ihnen ein Eräugniß zur Last legen, das in ih„ren Augen der Kirche und der Religion nachtheilig er„scheint. E. E. werden mir einwenden: Sie würden „die Gesinnungen des Pabstes ohnfehlbar erfahren, wür„den zu verhindern wissen was nicht rathsam wäre, der „Pabst habe Ihnen sein Wort gegeben, und werde es „halten. Ich antworte: auf das Letztere läßt sich bey „einem Manne von seinen Jahren nicht immer, und „bey seinem Charakter noch weniger Rechnung machen. „Aber lassen Sie uns auch annehmen, Sie hätten ihn „beständig in Ihrer Gewalt, er thue keinen voreiligen „Schritt zum Besten des Kardinals von Noailles, den er, „wenn man ihn nicht zurückhielte, gewiß thun würde: „so wäre doch, in diesem besten Falle, noch nicht viel ge„wonnen. Unversöhnlich werden alsdenn der Kardinal „von Noailles und seine Anhänger, betrachten Sie als „den Urheber ihrer Bedrückungen, beschuldigen Sie al„lein ihnen alle Wege zur Aussöhnung mit dem Ober„haupte der Kirche verschlossen zu haben, und nie ver„zeyhen sie es Ihnen, daß ihnen durch Sie eine Gele„genheit entgieng, die sie nie wieder zu finden hoffen. „Ich weiß wohl: Sie finden dafür eine reichliche Ent„schädigung in Ihrem eigenen Gewissen und in der Eh„re, der Kirche so nützlich gedient, und die Befehle Ih„res Herrn so treulich vollzogen zu haben: allein E. E. „werden dennoch einräumen, daß Sie sich in manche „Verlegenheiten verflechten würden, und daß es doch „immer besser ist, wenn man solchen ausweichen kann.“

„Ich komme nun, Monseigneur, zu einer andern „Betrachtung, die nicht minder erheblich ist. Wenn der „Pabst mit Tode abgeht, kann der Herr Kardinal von

„Rohan nicht anders in Rom erscheinen, als in der Ei„genschaft eines Geschäftsträgers; seine Ansprüche in „diesem Stück gründen sich auf Alter und Besitz. Nun „wär' es doch für E. E. ein unangenehmer Fall, wenn „Sie, da Sie ohnehin schon in Rom sind, ihm nachste„hen müßten; das hieße in der That die erste gegen die „zweyte Rolle vertauschen. Dieser unangenehmen Noth„wendigkeit weichen Sie aber dadurch aus, wenn Sie, „nebst den übrigen französischen Kardinälen, Rom ver„lassen, und hieher kommen. Alsdenn würden die Ver„richtungen die der Herr Kardinal von Rohan übernäh„me, zwar Folgen seiner Anciennetät seyn, aber Sie „hätten sie doch nicht erst abgeben dürfen. Ich nehme „mir die Freyheit E. E. zu bitten, in Erwägung zu zie„hen, wie schwer es fallen würde, wenn man ihm zu„muthen wollte, auf einen andern Fuß nach Rom zu „gehen, als wie er schon zweymal zum Conclave dort „gewesen ist; in der That, man würde seine Einwilli„gung dazu nicht abdringen können. Nun aber wird „alsdenn der Kardinal von Bissy nicht allein gehen wol„len; und der Kardinal von Gesvres ist, wie Sie wis„sen, bey jedem Conclave krank. Es würde also die „Last der Begebenheiten auf E. E. allein fallen. Und „in der That, diese Last ist zu schwer, die Bürgschaft „zu lästig, die Verkettung der Umstände zu bedenklich, „als daß ich nicht, bey meiner Ehrfurchtsvollen Erge„benheit gegen Ew. Eminenz, darüber beunruhigt wer„den sollte. Mit einem Worte, Monseigneur, es sey „mir erlaubt Ihnen frey zu sagen, daß die Sorgfalt für „das Beste Ihres Hauses Ihre Zurückkunft nach Frank„reich nothwendig macht. Was Sie wünschen, werden „Sie leichter erhalten, wenn Sie hier sind, als in der „Entfernung zu Rom. Ich weiß wie sehr Sie im Vor„theil sind, wenn Sie selbst um etwas anhalten. Bey „dem Genuß des Erzbißthums Auch werden Sie, wie

„ich mir nicht anders vorstellen kann, im Schooße Ihres „Vaterlandes, eine weit glänzendere Figur spielen, als „Ihnen in Rom möglich ist.“

Polignac sah wohl, daß in Versailles ein Sturm gegen ihn aufstieg: aber bey denen unter der Regentschaft hatte er als kaltblütiger Zuschauer beobachten gelernt; und so beschloß er auch diesen ruhig austoben zu lassen.

„Hätte ich nicht (antwortete er Morvillen, unterm „22 Dec. 1726,) mit der vorigen Post, Ihnen, mit „der heutigen eine Antwort auf Dero geehrte Zuschrift „vom 19. Nov. versprochen, so hätte ich sie gern noch „eine Woche verschoben. Der Pabst hat uns diese Tage „her so viel und anhaltend zu thun gegeben, daß wir „kaum haben Athem schöpfen können. Was uns ermü„det, ist ihm Erhohlung; kaum läßt es sich begreifen, „wie er es bey aller Arbeit aushalten kann. Ich kann „es nicht leugnen: unter den Gründen die mich abgehal„ten haben mit dem Kardinal von Miamis nach Frank„reich zu kommen, ist keiner der schwächsten, das Unan„genehme der Trennung von jenem guten Greise, der „mich mit einer so ungeheuchelten, sich immer gleichen „Freundschaft beehrt. Allein ich darf jetzt nur von der„jenigen reden, die Sie, m. H., eben so gütig gegen „mich gesinnt, meinen Gründen entgegensetzen. Das „überall ausgebreitete Gerücht von meiner Zurückberufung „scheint auf Sie keinen Eindruck gemacht zu haben. Ih„rer Meynung nach ist es schon längst und so ganz ver„flogen, daß es nicht wieder erwachen könnte, wenn man „mich auch jetzt gleich von Rom abreisen sähe. Wahr „ist es allerdings, Sie haben die Gewogenheit gehabt, „es, so viel an Ihnen lag, zu zerstreuen, Sie haben „damals auf eine für mich sehr ehrenvolle Art gesprochen „und geschrieben. Allein erlauben Sie mir Ihnen ins

„Gedächtniß zurückzurufen, daß alles dieses in den Mo„naten März und April, und also nicht lange vorher, „ehe der Herr Abbe´ von Rathelin mir zum erstenmal da„von schrieb, vorgefallen ist, daß aber gleich im Jun. „das Gerücht sich stärker als jemals erhob. Kaum „sah man die am Hofe vorgefallenen Veränderungen, so „sprachen die Freunde des Herrn Nuncius und des vene„tianischen Gesandten von nichts anderm. Was sie „von Paris schrieben, war gar nicht zu meinem Vor„theil; und nicht eher hat man davon zu reden aufge„hört, als bey der Promotion des Herrn Kardinals von „Fleury. Urtheilen Sie nun selbst, ob nicht die Wunde, „die meine Feinde meinem Rufe schlugen, noch zu neu „ist, als daß ich ihnen sobald Gelegenheit sie wieder „aufzureissen geben sollte; zumal da ich kein ächtes „Mittel dafür sehe, noch ihr Ausstreuen ins Publikum „durch treffende Gegenbeweise widerlegen kann. Aus„gemacht bleibt es immer, daß es eine Wendung war „die man nahm um den Schein ein wenig zu retten; im „Grunde aber ist es ein würklicher Fall. Kann meine „Ehre mit einem solchen Ausweg zufrieden seyn? Schlies„sen Sie hieraus nicht, daß es meine Absicht sey, den „Rest meines Lebens hier zubringen zu wollen: behüte „der Himmel! zu viele und wichtige Pflichten rufen mich „in mein Vaterland zurück. Meine Meynung ist nur: „um meine Rückkehr nicht zweydeutig zu lassen, darf ich „sie nicht eher als in einiger Zeit verlangen.

„Nachdem ich nun alles erschöpft habe was sich „über das Motiv der Ehre sagen läßt, so muß ich auch „noch ein Wort über meinen Vortheil sagen, den sie mit „der gegenwärtigen Lage der Kirche unvereinbar finden. „Ich danke Ihnen sehr für den Antheil den Sie daran „nehmen, und gebe zu, daß man nicht besser, als Sie „gethan haben, zeigen könne, wie sehr ich in Gefahr „schwebe,

„schwebe, was ich entweder selbst thun, oder was auch „ohne meine Beywirkung geschehen mag, immer einer „von beyden Parteyen ausgesetzt zu bleiben. Allein „mein Vorsatz war auch nie, weder der einen noch der „andern Partey angenehm zu seyn: nie habe ich, Gott sey „Dank! etwas anders vor Augen gehabt, als das Wohl „der Kirche, und die Vollziehung der Befehle des Königs. „Sehr unglücklich würde der Monarch seyn, wenn man „nützlichen Dienstleistungen unter solchen mißlichen Um„ständen, wo man jemanden zu mißfallen Gefahr läuft, „ausweichen wollte. Im Gegentheil, eben da ist der „Fall, wo man am meisten Eifer zeigen, und seine Treue „am meisten bewähren muß. Allein vielleicht ist auch „die erwähnte Gefahr nicht so groß, als sie zu seyn „scheint. Auf der einen Seite bin ich versichert, daß „der Pabst, so lange ich um ihn bin, das nicht thun „werde, was man von ihm besorgt hat. Auf der an„dern Seite weiß der Herr Kardinal von Noailles sehr „gut, daß ich nicht einwilligen könnte, ohne förmlich un„gehorsam zu seyn. Wär' er nun ungerecht genug über „mich zu klagen daß ich meine Schuldigkeit gethan, so „würde mich nicht nur mein ruhiges Bewußtseyn, son„dern auch das Zeugniß der Minister gegen seine Vor„würfe vollkommen decken. Ich würde auch gar nicht „befürchten, daß er mich einer Sinnesänderung fähig hal„ten mögte, weil ich noch immer so denke wie sonst, „weil ich immer bereit bleibe ihm zu dienen, wenn ich ihm „dienen darf."

„Da Sie auch des Conclave's erwähnen — wel„ches man freylich weder als entfernt, noch als nahe be„trachten kann, indem es von dem Leben eines Pabstes „abhängt, der zwar alt, aber noch sehr frisch und mun„ter ist — so will ich Ihnen sagen, was ich davon „mehr als einmal in meinem Leben gesehen habe. Als

„Innocenz XI starb, war der Kardinal d'Estrees schon „lange Minister gewesen; und doch wurde der Herzog „von Chaulnes als Gesandter nach Rom geschickt. Der „Kardinal von Bouillon, der zwar verwiesen, aber weit „älter als er war, erhielt, nach Alexanders VIII. Tode, „die geheimen Aufträge. Ein andermal erhielt sie der „Kardinal Janson, der Jüngste von allen, aber damals, „nach dem Absterben Innocenz XII, Geschäftsträger in „Rom. Sie sehen hieraus, daß es in diesem Stücke „nicht jedesmal überein gehalten worden ist. Der König „kann sein Vertrauen schenken wem er will, ohne daß „jemand etwas dagegen sagen, oder sich darüber beleidigt „finden darf. Der Herr Kardinal von Rohan ist, wie „wir alle, von ebenderselben Promotion, und nur um „einen vor mir: allein der König mag verfügen was er „will, so bin ich bereit es mir gefallen zu lassen, und „ich glaube, der Kardinal von Rohan werde eben so „gesinnt seyn."

„Nun habe ich nur noch von meiner Familie zu „sagen. Ich fühle wohl wie sehr sie meiner Unterstützung „bedarf, und möchte gern ihr nützlich seyn: allein wenn „ich im Stande seyn soll etwas für sie zu thun, muß ich „dann nicht eher dienen, als nicht dienen? Hat wohl „am Hofe das Vergangene noch einigen Werth? werde „ich nicht eben die Feinde und eben die Kränkungen, wie „nach dem Tode des verstorbenen Königs, der mir gewo„gen war, wieder finden? Hielt mich nicht damals der „Herzog von Orleans kaum eines Blickes würdig? — „Noch mehr! wenn ich auch nach Paris zurückkehre, so „kann ich doch nicht da bleiben, sondern ich muß so„gleich nach Auch, und da lange verweilen. Was kann „ich dort für meine Familie thun? — Sparen! wer„den Sie sagen: allein nicht gerechnet daß ein Bischof „wenig sparen kann, wenn er für die Armen in seinem

„Spren-

„Sprengel sorgen will, so macht der Aufwand, den ich „alsdenn machen müßte, mit demjenigen was mir der „König giebt, zusammen genommen, ohngefähr so viel „aus als ich jetzt hier brauche.“

„In Rücksicht auf alles dieses glaube ich, wofern „Sie es gut finden, eine hinlängliche Zeit warten zu „müssen, bis der Gedanke oder die Erinnerung, daß „man mich habe zurückrufen wollen, sich ganz verloren „habe, und bis ich im Stande sey, auf die günstigen „oder ungünstigen Gesinnungen gegen mich in der Ge„gend Ihres Aufenthalts aus Thatsachen zu schließen. „Gewohnt mein Urtheil jedesmal dem Ihrigen zu unter„werfen, werde ich auch in diesem Falle mit Gelehrig„keit die Erinnerungen annehmen, die sie vielleicht über „die obigen Betrachtungen werden mittheilen wollen.“

Sie hatte nicht Unrecht die Jesuitische Kabale, daß sie den Kardinal Polignac von Rom zu enfernen suchte. Sie brauchte bey dem Pabst einen Mann voll Anhänglichkeit an ihre Partey bey ihrem Projekte von der Absetzung des Bischofs von Senez. Wegen dieses Projekts wurden bey Fleury, zu Issy, geheime Konventikel gehalten, die aus Bißy, Rohan, dem P. la Tour und Saint Aubin bestanden. In diesen geheimen Zusammenkünften suchte man die besten Mittel den Kardinal von Polignac zu stürzen, und Morville bot dazu die Hand. Wie Polignac darüber gedacht habe, sieht man aus folgendem Briefe von ihm (v. 25. Jan. 1727).

„Die traurige Regentschaft hat Geist und Herz „eben so verdorben, wie die inländischen und auswärti„gen Angelegenheiten: sie hat das Laster unverschämt, „die Tugend schüchtern gemacht. Ich traue, wie Sie, „dem Herrn Kardinal von Fleury die besten Gesinnungen „von der Welt zu; ich sehe sogar, daß er jetzt ein we-

„nig mehr als sonst geneigt ist zur Beruhigung der „Kirche beyzutragen: allein, nicht gerechnet, daß er mit „Geschäften überladen ist, so hat er in jenen unseeligen „Zeiten, von welchen ich eben sprach, eine Neigung, eine „Gewohnheit es mit keiner Partey verderben zu wollen „angenommen, die ein bejahrter Mann von seinem Al„ter schwerlich vermeiden kann. Was den Herrn von „Morville betrift, so habe ich, da er sonst den Weg „zum Guten eben so gerade wie ich einschlug, seine „Muthlosigkeit und Abhängigkeit eben zu der Zeit, da ich „seine volle Kraft nöthig hatte, nur zu gut bemerkt: in„dessen man muß es ihm in Rücksicht auf seine Lage zu „gut halten. Er hat nicht fest gestanden; und als er „mir schrieb, that er es gewiß nicht anders als mit Wi„derwillen, und bloß aus Gehorsam. In Absicht auf „den Kardinal von Rohan beziehe ich mich bloß darauf, „daß Sie ihn kennen. Die Freunde, die ich sonst am Hof „hatte, sind tod, oder entfernt: ich muß mich nun al„lein halten; und das ist an einem Orte, wo alles den „Herrn spielen will, gewiß nicht leicht."

„In einem andern Briefe (v. 22. Febr. 1727.) „schrieb er mir: Der Herr Kardinal von Fleury hat mir „gemeldet, der Herr Kardinal von Noailles habe ihm, „am ersten dieses Monats, durch den Pater de la Tour, „einen letzten Entwurf zu einem Mandement überreichen „lassen. Er findet diesen Entwurf der Sache angemesse„ner als die vorhergehenden; er will ihn mit den übri„gen Kardinälen und dem Erzbischof von Aix erst reifli„cher überlegen, und mir ihn sodann zuschicken, da„mit ich ihn dem Pabste und der Congregation, ohne „welche nichts beschlossen werden kann, vorlegen könne. „Diese Nachricht hat mir sehr viel Freude gemacht; auch „hätte ich daraus die augenscheinlich gegründete Hoffnung „geschöpft, die große Sache nächstens berichtigt zu sehen,

„hätten

„hätten nicht die Feinde des Friedens in der Kirche zu „gleicher Zeit, mit eben der Post, eine angebliche Ab„schrift von diesem Projekte hierher geschickt, und in die„se Abschrift alles eingeschoben, was sie nur einiger„maaßen für fähig hielten, den hiesigen Hof aufzubringen, „um die Gemüther zum voraus gegen alles einzuneh„men, was mir etwa dabey zu thun übrig bleibt. Ich „denke, wenn der Herr Kardinal von Fleury diesen un„würdigen Kunstgriff erfahren wird, die Urheber dessel„ben sollen gewiß seinen Beyfall nicht erhalten."

Endlich als die Bischöffe, die Jesuiten und die Sulpicianer sahen, daß ihr Anschlag den Kardinal von Rom zu entfernen nicht gelang, schritten sie zu ihren gewöhnlichen Mitteln, das heißt: zu schleichender Verfolgung durch Umwege; und ein gewisser Abbe´ Gamache wurde gegen ihn aufgehetzt.

Gamache, ein Zögling der Herren von Saint-Sulpice, gehörte zu den ehrsüchtigen Geistlichen, die ihren Lehrern zu gefallen zu allem fähig sind. Dieser verfolgte den Kardinal durch abscheuliche Schmähschriften die er in Rom ausstreuen ließ. Polignac war schwach genug empfindlich darüber zu scheinen, denn er verlangte deswegen Abbitte und Ehrenerklärung. Eben dahin hatte man ihn bringen wollen! Das Ministerium legte dem Abbe´ die Abbitte und Ehrenerklärung auf: allein der boshafte Verläumder weigerte sich so hartnäckig, daß es der Kardinal nicht weiter durchsetzen konnte. Nur in dem Schooße der Freundschaft suchte er sich darüber zu trösten.

„Was sagen Sie — schrieb er mir von Frescati „unterm 5. Jul. 1727. — was sagen Sie von unserm „Hofe? Erst verspricht man mir volle Genugthuung we„gen der Beleidigungen die sich der Abbe´ von Gamache „gegen

„gegen mich erlaubt hat, und legt ihm, durch einen don- „nernden Befehl auf sie mir unverzüglich zu geben, wozu „er sich aber nicht verstehen will: jetzt bittet man mich „aus der ganzen Sache nichts weiter zu machen, weil „Gamache von der Art sey, daß man keinen Zwang ge- „gen ihn wagen dürfe, ohne das Ansehen des Königs „dabey aufs Spiel zu setzen. Man verlangt sogar ich soll „diese schöne Resolution als Geheimniß verschweigen: al- „lein ich habe keines für Sie, und bin versichert, daß „dieses bey Ihnen gut aufgehoben ist. Alles dieses schrei- „be ich ohne Kommentar, dessen es nicht bedarf."

Da also der Kabale zu Issy ihr Plan mit dem Kardi- nal von Polignac nicht gelingen wollte, so beschloß man, statt seiner, andere Mittelspersonen zu dem Projekte mit dem Bißthum Senez zu gebrauchen, ihn aber als entbehrlich zu be- trachten. Nur blieb gegen ihn ein geheimer Haß, der eben dadurch bitterer wurde, daß man ihn in sich verschloß. Unverzeyhlich war es an ihm, daß er tiefe und ausgebrei- tete Kenntnisse besaß. Belohnt wurde damals nur das Talent zur Disputirkunst: die schönen Zeiten der französi- schen Kirche waren vorüber. Von den beyden Männern die allein noch übrig blieben, Massillon und Polignac, galt jener nichts mehr am Hof, eben weil er ein vorzüg- liches Genie war; dieser aber wurde absichtlich von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen, weil er den Frieden liebte. Tencin hingegen, ein Ignorant, Fanatiker und Verfolger, aber einer von den Anführern der Jesuiten- und Sulpicianerarmee, bahnte sich ohnfehlbar den Weg ins Ministerium dadurch, daß er sich zum Werkzeug der willkührlichen Macht gebrauchen ließ.

XI.

Noch mehr Anekdoten von dem Ministerium und dem Hofe Ludwigs XV. — Morville wird verabschiedet; Chauvelin steigt empor.

Liebe zur Freyheit hatte den vorzüglichsten Antheil an den wöchentlichen Besuchen Ludwigs XV. zu Rambouillet, wo er auch, zum großen Verdruß der Königin, über Nacht blieb. Er war da völlig ungebunden, konnte jagen wie er wollte, und war da sicher vor Arbeit, gegen die er, die ausländischen Angelegenheiten etwa noch ausgenommen, eine große Abneigung hatte. Gegen keinen Menschen zeigte er vorzügliche Zuneigung, oder vorzügliches Zutrauen, unter vier Augen, ob er gleich schon siebenzehn Jahre alt war. Bloß der Kardinal beherrschte ihn mit vieler Feinheit, und hielt jedermann von ihm entfernt, wer vielleicht sein Vertrauen hätte gewinnen können. Wegen der Besuche zu Rambouillet war Fleury unbesorgt; er begünstigte sie sogar.

Der junge König theilte zwar, von dem ersten Tage seiner Vermählung an, sein Bette mit der Königin, aber alles blieb bey stummer Galanterie; und den Tag über ließ er sich selten bey ihr sehen. Sie hingegen war eine fleißige Kirchengängerin, hörte täglich zwey Messen, und vier an dem Tage wo sie ihre Andacht hielt, welches alle acht Tage geschah. Nachmittags schloß sie sich in ihrem Kabinet ein, wo sie betete, und sich von der Frau von Nesle aus der Bibel vorlesen ließ. Um sieben Uhr

war

war Musik oder Komödie; nach dem Abendessen wurde meistens Lansquenet gespielt.

Die junge Herzogin von Orleans, die sie noch in Deutschland gekannt hatte, kam wenig von ihr weg. Dieses mißfiel der Partey des Herzogs von Bourbon, und reizte die Scheelsucht der Prinzessin von Bouillon, (einer gebornen Sobieska, die vorher mit dem Bruder ihres jetzigen Gemahls, dem Vicomte von Turenne, vermählt gewesen war) so sehr, daß sie sich sogar bis zu Schmähungen gegen die Königin vergaß. Sie war mit der Herzogin von Orleans, einer gebornen Prinzessin von Baden, in einem Kloster nicht weit von Wien, erzogen worden. Diese als Herzogin von Orleans wieder zu sehen, darüber äusserte sie ihre Freude: unerträglich aber fiel ihr die Erhöhung der Königin, da sie im Gegentheil an einen ehrlichen Bürgersmann vom Kay Malaquais verheyrathet sey. Gewöhnt an den Rang den man ihr als einer Nichte der Kaiserin im Kloster gegeben hatte, äusserte sie laut: der Prinz Eugen und der Kardinal von Rohan hätten sie hintergangen, hätten ihr einen Prinzen zum Gemahl versprochen, und nun habe sie bloß einen königlichen Diener zum Mann. Stolz und rachsüchtig wie sie war, schonte sie den französischen Adel eben so wenig als die Königin selbst. Es kam so weit, daß man ihr endlich, durch Maurepas, sagen ließ: wenn sie so fortfahre, werde man sie endlich auf ein Schloß setzen, und sie da ganz allein ihre üble Laune ausbrummen lassen.

Auf solche Art hatte immer die gute Königin manchen Verdruß auszustehen; vorzüglich aber den, daß ihr der König nur zu oft entschlüpfte, und zu seiner Gesellschaft zurückkehrte. Man gab ihr dagegen den Rath, en König in seinem Kabinette selbst aufzusuchen, welches

sie

sie auch zu weilen that. Er verrieth nehmlich um diese Zeit eine Art von vorzüglicher Neigung für die Frau von Nesl*, die wenigstens die aufgeweckteste Dame am Hofe war.

Weiterhin (zu Anfang des J. 1727) schien der König, einer gar nicht ungegründeten Sage nach, für Mademoiselle von Charolois, die ihm auf alle mögliche Art zuvorgekommen war, zu empfinden. Aber kaum merkte Fleury den entstehenden Hang, so wußte er auch den weitern Fortschritten desselben mit seiner gewohnten Schlauigkeit vorzubeugen. Vergebens erneuerte die Prinzessin ihre Versuche: der König wieß sie zurück, und sogar, wie man versichert hat, mit Härte zurück.

Was den Herzog von Bourbon betrift, so befand er sich mit Villeroy in einerley Lage. Hatte gleich der Monarch über seinen Abgang geweint, so wußte man doch daß er dem jungen Prinzen, dessen Charakter sehr behutsam behandelt seyn wollte, lästig geworden war. Er übersah den Herzog, dessen Beschränktheit ihm nicht entgieng, und fand sich darüber beleidigt, daß er einen Ton von Familiarität gegen ihn annahm. Fleury nennte sogar diese Vertraulichkeit unehrerbietig, zumal im Gegensatz mit dem gewohnten respektuösen Betragen des Regenten. Der Herzog von Bourbon lebte daher zu Chantilly sehr eingezogen und sehr vergessen. Ueber seine damalige Lage schrieb mir der Marquis von Silly:

„Der Herr Herzog von Bourbon lebte zu Chantilly „sehr ruhig, immer nach den nehmlichen Grundsätzen, „oder, besser zu sagen, in der nehmlichen Verblendung. „Seine Leidenschaft für die Frau von Prie hat sich zwar „abgekühlt, aber noch bleibt eben dieselbe Achtung und „Freundschaft wie sonst; eine Folge von Mangel an heller Einsicht, oder ein Ueberrest von Leidenschaft, dessen

„er

„er sich selbst nicht deutlich bewußt ist. Man hat ihn „zwar bewegen wollen, bey dem Kardinal gewisse Schritte zu thun, damit ihm der Weg nach Versailles wieder „offen stehen möge, oder vielmehr, daß er zuweilen da„hin kommen und sich eine Veränderung machen dürfe: „aber noch ist nicht die Zeit dazu.

„Frau von Egm* ist noch immer seine Favoritin, „deren Gesinnung kein Argwohn von Eigennutz oder Ehr„sucht treffen kann.

„Noch immer herrscht ein ausserordentlicher Geld„mangel; und bey dem Elend das überall zunimmt, se„hen auch die blödesten Augen die traurigen Folgen von „dem Finanzsystem, welches der Controleur-General ein„geführt hat. Indessen, was auch daraus entstehen „mag, so hat er doch ohne große Auslage einen Profit „von acht bis neunmalhunderttausend Livres gemacht. „Es vergeht kein Tag, da man ihn nicht in Versen und „Liedern durchzöge."

„Morville hat (am 24 Dec.) eine vier Stunden „lange Unterredung mit dem Herzog von Bourbon zu „Chantilly gehabt. Wahrscheinlich sollte ihm in dieser „Unterredung angedeutet werden: es werde ihm nichts „helfen, wenn er sich zu Kriegsdiensten angebe, weil „man ihn nicht anstellen wolle; auch möge er seine Brü„der von einem ähnlichen Gesuche zurückhalten, weil es „ihnen eben so wenig helfen würde. Aus diesen Aeuss„erungen läßt sich schließen, daß die Regierung alle Prin„zen von den Seitenlinien vom Kriegsdienste ausschließen „will. Ich weiß nicht einmal, ob sich nicht diese Aus„schließung bis auf den Herzog von Orleans erstrecken „werde, so daß man dabey seine Stelle als Colonel-Ge„neral von der Infanterie, die man ihm gern entziehen „mögte, zum Vorwand nähme.

„Uebri-

„Uebrigens herrscht bey der Nation mehr kriegeri„scher Eifer als jemals. Selbst die ältesten und kraftlo„sesten General-Lieutenants verlangen wieder Dienst, und „alles folgt ihrem Beyspiele nach. Merkwürdig ist da„bey, daß, von den vornehmsten Herren angefangen, „nicht einer Vorschuß zu seiner Equipirung nimmt: es „ist doch ein schönes Amt, König der Franzosen zu „seyn!" *)

Fleury herrschte unumschränkt. Mit jedem der Minister vom zweyten Rang arbeitete er in eines jeden Sache mit vollem Vertrauen, nicht aber in dem was den Gang der Geschäfte im Allgemeinen betraf; hier schien er sich noch zur Zeit keinem anvertrauen zu wollen. Fest hielt er auf Behauptung des königlichen Ansehens; und wiewohl dieses härter als jemals drückte, so verrieth sich doch dagegen keine merkbare Kabale, kein anstößiges Murren. Ehrerbietig schwieg das Publikum; es konnte den Kardinal nicht hassen, der schon in so gutem Rufe und so glücklich war. Eine Veränderung im Ministerium war in der That Bedürfniß gewesen; und verglich man das gegenwärtige Ministerium mit dem vorhergehenden, so hielt man es für einen Gewinn. Beynahe ganz fiel der Haß auf Desforts: in der Hauptstadt wurde er verabscheut, am Hofe hielt man ihn für einen aufgeblasenen Ignoranten. Für ihn war nur noch die vormalige Kabale, deren Glieder zwar noch Ursache über ihn zu klagen haben mochten, aber durch ihre ehmahligen Verbindungen an ihn festgehalten wurden.

Le Blanc, der inzwischen alt und stumpf geworden war, benahm sich gegen ihn mit seiner gewöhnlichen Fein-

*) Herr von Silly muß einen Wahrsagergeist gehabt haben! In seinem Briefe ist kein Wort geändert.

Feinheit. Als die harten Finanzoperationen aufzufallen anfiengen, ließ er durch seine Freunde im Publikum ausstreuen: alles geschehe gegen sein Anrathen. Silly schrieb mir darüber: „er läßt gegen Desforts einen merklichen „Kaltsinn blicken, und die Vertraulichkeit, die sonst auch „öffentlich zwischen ihnen statt fand, scheint ganz aufgehört zu haben. Hierdurch ist es ihm gelungen, einen „Theil der Schuld, die ihn mit vollem Rechte traf, von „sich abzuwälzen. Schwer ist es ohnehin, daß zwischen „zwey Menschen dieser Art die Freundschaft sollte bestehen können: der Controleur ist aus Charakter und „Eigennützigkeit zu der härtesten Sparsamkeit geneigt; „Le Blanc hingegen giebt bis zur Verschwendung gern. „Indessen wird doch der Letztere seinen Kredit nicht so „hoch treiben, als sein Ehrgeiz gehofft hatte: Fleury „kennt ihn, und ist in allen Stücken, wo es nöthig „seyn mag, gegen ihn auf seiner Hut. Sie können auch „leicht denken, daß S. E. dem König hierüber Aufschlüsse gegeben hat, so daß der Monarch nun eben so wenig Wohlgefallen an Le Blanc, als an den übrigen Ministern bezeigt. Am meisten verräth er noch gegen den „Grafen von Maurepas; und dieser benimmt sich so „gut, als möglich, weit besser als man von einem so „jungen Mann erwarten sollte, und mit den herrlichsten „Aussichten in die Zukunft."

Ueber den König selbst schrieb mir der Marquis von Silly:

„Ich habe den König noch so gefunden, wie ich „ihn verlassen hatte, mit eben nicht mehr Geschmack an „der Arbeit und Fleiß als vorher, immer nur jagend „und laufend und immer ausser Hause, weil er zu Hause nichts anzufangen weiß. Nur die einzige Veränderung glaube ich zu bemerken, daß in seinem Benehmen „mehr Anstand, und daß er weniger spaßhaft ist. Uebrigens

„brigens

„brigens behandelt er jedermann überein, ohne merkli„chen Vorzug, ohne merkliche Neigung für irgend ein „Frauenzimmer, oder das schöne Geschlecht überhaupt, „oder auch für die jungen Leute; mit der Königin lebt er „jetzt auf einen höflichern Fuß. Mehr weiß ich jetzt „von allen diesem nicht.

„Das Haus Orleans befindet sich noch immer in „der nehmlichen Lage, ohne daß etwas dafür geschehen „wäre; Mutter und Sohn sind äusserst sorglos in Be„obachtung ihres Vortheils. Ich weiß zuverlässig, daß „beyde bis jetzt keinen neuern Schritt gethan haben: es „müssen Quietisten seyn.

Und einige Zeit hernach:

„Den legitimirten Prinzen sind eben die Hofhon„neurs, die sie vermöge des Reglements vom J. 1711. „hatten, wiedergegeben worden; das Detail hiervon werden „Sie von dem Abbé von St. Remi erhalten. Diese unerwar„tete Veränderung giebt Veranlassung zu mancherley Be„trachtungen. Gewiß, sie macht Epoche in der Geschich„te des Kardinals, der bisher jedermann schonen zu wol„len schien. Da man dieses Betragen theils seiner Den„kungsart, theils seinem bedächtlichen Charakter zuschrieb, „so hat eine solche Veränderung nicht wenig Verwunde„rung erregt. Nichts schien ihn zu treiben; er konnte „Zeit zu gewinnen suchen, wie er es auch in andern „Stücken thut. Selbst seine besten Freunde haben nicht „eher etwas von dem Reglement erfahren, als da es „publicirt wurde. Mit den Condes hatte er keine Rück„sprache darüber genommen: diese sind nun darüber „aufgebracht, und zwar um so mehr, da sich die Ver„weisung des Herzogs von Bourbon verlängert. Der „Herzog von Orleans hat zwar darum gewußt; aber ich „zweifle, ob es ihm in der Folge angenehm seyn werde,

„seinen Sohn dem Herzog von Penthievre gleich gesetzt „zu sehen. Eben so möchte auch wohl der Prinz von „Conti in Rücksicht auf den seinigen, und vielleicht schon „jetzt in Ansehung seiner selbst denken. Was Ihre Herrn „Kollegen betrifft, so sind sie ebenfalls unwillig darüber; „vorzüglich aber diejenigen die bey ihrer gewöhnlichen „Vertraulichkeit mit dem Kardinal dennoch die große „Neuigkeit nicht eher als andere erfahren haben.

„Es steht jetzt eine Krisis zwischen Krieg oder Frie„den bevor; man wünscht, wo ich nicht irre, den letz„tern. Ich stelle mir das vor, und hab' es mir zu jeder„zeit vorgestellt, seitdem ich gewußt, daß der Hof zu „Wien die Wahl haben würde. Es wird Ihr Werk seyn; „machen Sie es gut; Sie können es, wo ich nicht irre: „ich wünsch' es sehr."

Aus allem Vorhergehenden sieht man, wie sehr Fleury durch die Faktion von St. Sulpice, die ihn zu Issy umringt hielt, beherrscht wurde. Auch die Jesuiten herrschten über ihn: doch hatten sie nicht den Grad von Einfluß auf die einzelnen Geschäfte, noch anf die Gnadensachen insonderheit: Jene sowohl als die Letztern verbanden sich auch, um den Grafen von Morville zu stürzen; eine Anekdote, die ich bis hierher verschoben habe, weil sie mit der Geschichte von Fleury's Erhebung zur Kardinalswürde zusammenhängt.

Der römische Hof war schon lange zum Vortheil Fleury's, so wie dieser für jenen gestimmt. Es fehlte also dazu, daß Fleury das Kardinalat erlangte bevor ihn die Reihe traf, nur noch die Zustimmung des Kaisers: übrigens war es ein ganz gewöhnliches Geschäfte.

Fleury hatte geheimen Einfluß auf meine Versendung nach Wien gehabt, weil er einen zuverlässigen

Mann

Mann an diesem Hofe haben wollte. Wie andere wissen wollten, hatten auch die Jesuiten und die Våter von St. Sulpice das Wort von ihm: er wolle, sobald er Kardinal und erster Minister werde geworden seyn, dem Parlemente das Erkenntniß in geistlichen Sachen nehmen, und es einer besondern Kommission übertragen, die aus Prålaten, Staatsråthen und Requetenmeistern zusammengesetzt seyn sollte. Alberoni, setzte man hinzu, und Dubois håtten den rothen Hut nicht anders als auf diese Bedingung erlangt. Sollte auch Fleury einen åhnlichen Vertrag eingegangen seyn, so ist mir doch nichts davon bekannt geworden: nur so viel weiß ich, daß man unter dem Namen dieses ungewöhnlichen Tribunals eine Art von Inquisition einzuführen den Plan gehabt haben mag. Unterdessen arbeiteten wir, Polignac in Rom, ich in Wien, unaufhörlich und gemeinschaftlich den rothen Hut für ihn auszuwirken; ein Wunsch, der dem König noch inniger und wårmer am Herzen lag als dem Günstling Fleury selbst. Indessen gab doch der Kaiser seine Zustimmung nicht eher als nach der Einleitung von Seiten der Gråfin Bathiany, der Geliebten des Prinzen Eugen, mit welcher alles verabredet war.

Man darf sich nicht wundern, wenn vornehme Geistliche, die in Ansehen stehen, den rothen Hut so sehnlich wünschen. Die Gewohnheit hat einmal mit dem Besitz desselben, zur Unterhaltung des Prunks den er mit sich führt, einen betråchtlichen Zuschuß an Bißthümern, Abteyen u. dergl. verbunden. Hierzu kömmt noch ihr Rang als Fürsten der Kirche und das Vorrecht das Oberhaupt der letztern zu wåhlen. So lange dieser Schimmer von Größe unterhalten wird, müssen freylich eben die Güter dazu genommen werden, die eigentlich für den wirklichen Gottesdienst, für den Unterricht der Unwissenden, für die Unterstützung der Armen gewidmet seyn sollten.

ten. Nur zu solchen erhabenen Bestimmungen muß der Bürger beytragen: aber woher ihre Verbindlichkeit gegen müssige Pfründenbesitzer? Sollen, von ihnen sparsam besoldet, die wirklichen und nützlichen Diener der Religion genöthigt seyn, für die Verwaltung eines Sakraments die Hand auszustrecken? Gewiß ist dieses nicht Geist des Evangeliums!

Nicht anders als mit Unwillen kann ich an dergleichen traurige Mißbräuche denken: aber dabey muß ich auch zur Steuer der Wahrheit, ein besseres Zeugniß für Fleury ablegen. Er war und blieb bescheiden, und eine Stütze, ein Vater der Dürftigen: er wendete die der Religion gewidmeten Güter nicht anders als zu Werken christlicher Menschenliebe an. Rom durfte sich nicht seiner Wahl schämen, wie der Wahl seines Vorgängers; an ihm bekamen die übrigen Kardinäle ein Muster.

Ohne Hinderniß war er zum Kardinal ernennt worden, Polignac hatte gewiß vollkommen aufrichtig gehandelt: und doch gab die Kabale zu Issy, von deren geheimen Absichten und Schlichen mich Barjac unterrichtete, der Sache einen andern Schein. Sie wußte doch den Kardinal zu überreden, man habe seinem Wunsche in Rom entgegengearbeitet; man sprach sogar von einem sonderbaren Briefwechsel den die Jesuiten am päbstlichen Hofe ausgespürt haben wollten. Fleury ließ sich überreden oder stellte sich wenigstens so als ob er es sey; und foderte dem Grafen von Morville jenen Briefwechsel ab.

Das war es eben was die Kabale von Saint-Sulpice wollte. Morville sollte entfernt werden, denn er hatte viel zu wenig Kraft zur Ausführung ihrer großen Entwürfe. Diese zielten auf Absetzung der jansenistischen Prälaten, Vernichtung der französischen Kirchenfreyheiten, Unterstützung der Appellanten, Einschränkung der Parlementer.

lemeuter. Diesen wollte man die Gerichtsbarkeit in Kirchensachen entziehen, und dafür, unter einem minder gehäßigen Namen, ein wahres Inquisitionstribunal errichten. Dabey versprach der päbstliche Nuncius erst an Saint-Aubin, nachher an Couturier, die Ausbreitung ihrer Congregation tief in Italien. Diese Congregation, deren geheime Vergrößerungssucht so gern Schüler warb, mußte freylich die Verwaltung eines Fleury benutzen. Natürlich mußte Morville weichen, der Strohmann, wie ihn die Kabale zu Issy nannte. Mit ihm wurde auch sein Vater, d'Armenonville, der die Siegel hatte, verabschiedet. Ergebenheit konnte man zwar von beyden mit Zuverlässigkeit erwarten: allein d'Armenonville, der einem d'Aguesseau nachgefolgt war, besaß die Achtung, die Ehrerbietung des Publikums nicht; und beyde waren zu schläfrig. Thätig, schlau und fest mußte der Mann seyn den man brauchte; deswegen fiel die Wahl auf Chauvelin, einen Verwandten des Kardinals von Bissy; auch wurde d'Aguesseau wieder angestellt. Dieß ist die einzige, wahre Ursache von Morvilles Fall; der erwähnte Briefwechsel wurde bloß zum Vorwand gebraucht.

Ich glaube zwar, daß zwischen dem Herzog von Bourbon und dem Kardinal von Polignac einige Briefe über Fleury's Gesuch mögen gewechselt worden seyn: aber gewiß hatten sie keineswegs zur Absicht jenes Gesuch zu hintertreiben. Höchstens konnte vielleicht die Meynung seyn es zu verzögern, damit die jesuitisch-sulpicianische Faktion, eine Gegnerin des Herzogs, eine andere Beschäftigung behielte. Lieber sollte sie ihre Kräfte ihn zum Kardinal zu machen anwenden, als sich noch mehr in ihre theologischen Zänkereyen vertiefen. Unterdessen arbeitete der Herzog von Bourbon desto wirksamer an der Wiederherstellung des Friedens in der Kirche, der auch gewiß zu Rom seinem Schlusse nahe war, hätte nicht die Ka-

bale zu Issy die Kunst verstanden, ihn immer von neuem zu hindern.

Man sieht hieraus, wie wichtig es für Fleury war, die geheimen Unterhandlungen des Herzogs von Bourbon kennen zu lernen, und dem Gange derjenigen nachzugehen, die sich mit ihm verbunden hatten, um Fleury's Beförderung zu verhindern oder wenigstens zu verzögern. Morville, der sich von dieser Seite angegriffen sah, antwortete anfangs: aller Briefwechsel, ausser den Officielberichten, von welchen die Originalien in den verschiedenen Büreaux lägen, bestehe bloß aus Privatbriefen vom Herzog an den Kardinal von Polignac, als Freund, nicht als Minister; er aber könne und dürfe nicht die Geheimnisse des Herzogs verrathen. In dieser unbefangenen Antwort lag schon ein Triumph für den Kardinal Bissy und die Herren von Saint-Sulpice. Von einer Vorstellung zur andern brachten sie endlich Fleury zu der Ueberzeugung, jener Briefwechsel habe nicht bloß auf Verzögerung, sondern auf wirkliches Hintertreiben seines Gesuchs abgezielt. Neugierig und argwöhnisch wie er war, bestand er darauf die Briefe selbst sehen zu wollen; ein Verlangen, das mit den Hindernissen die er dagegen antraf, nur noch lebhafter wurde, indem Morville immer antwortete, er werde sie nie herausgeben. Allein eben dadurch enthüllte auch Morville ziemlich deutlich das Geheimniß des Herzogs. Nach einer andern Erzählung hätte der Kardinal von Polignac zwar Abschriften davon eingeschickt, die aber vorher mit dem Grafen abgeredet gewesen wären, um die unruhige Neugier des bedenklichen Alten zu täuschen. Fleury ward es indessen überdrüßig, daß er nicht mehr Licht in der Sache bekam: Morville wurde entlassen, und Chauvelin, der den Schutz der Kabale zu Issy durch ein unbedingtes Versprechen erkauft hatte, an seine Stelle gesetzt.

Laßt

Laßt uns hier verweilen um die Wahrheit in alle ihre Rechte einzusetzen. Was ich zu Wien, und Polignac in Rom thaten, darüber höre man den Kardinal selbst in einem Briefe an Polignac, (v. 26. Sept. 1726.) mit welchem ein anderer an mich beynahe gleichlautend war.

„Wahr ist es, der Herr Herzog von Richelieu hat „den Augenblick die Einwilligung des Kaisers abzulocken „sehr geschickt zu ergreifen gewußt. Allein auch Ew. „Eminenz haben nicht weniger aufmerksam Ihren Kre„dit bey Sr. Heiligkeit und alle Umstände dahin benutzt, „daß Sie den heil. Vater vermogt haben, die Promotion „ohne vorherige Erwartung der Einwilligung von Spa„nien vorzunehmen, und sie gleich darauf ohne Aufschub „öffentlich bekannt zu machen. Nur wenig durfte sie auf„geschoben werden, so konnten eine Menge Hindernisse „das Geschäfte zu hintertreiben dazwischen kommen. Ich „bekenne, daß ich diese Erfüllung meines Wunsches Ih„rer Sorgfalt und Ihrem Eifer in Befolgung der könig„lichen Befehle schuldig bin. Aber sehr empfindlich wür„de es mir dabey seyn, wenn ich nicht annehmen dürfte, „daß an der Thätigkeit mit welcher Sie diese Angelegen„heit betrieben haben, nicht auch persönliche Zuneigung „gegen mich einigen Antheil gehabt haben sollte. We„nigstens überlasse ich mich gern den Regungen der Dank„barkeit die ich Ihnen dafür schuldig bin, und so lange „ich lebe, schuldig bleiben werde.

Schmeichelhaft war allerdings dieser Brief, in welchem wirklich viel Delikatesse von Fleury's Seite liegt. Allein empfindlich kränkte es doch den Kardinal von Polignac, daß die jesuitisch-sulpicianische Kabale noch immer fortfuhr, von den mancherley Hindernissen, die er in den Weg gelegt haben sollte, mancherley auszusprengen. Er schrieb mir darüber:

„In Absicht auf die Promotion des Herrn Kardi„nals von Fleury wird jetzt mancherley ausgesprengt, „um den Antheil den ich daran habe, herunterzusetzen, „und ihn von der Pflicht der Dankbarkeit gegen mich „freyzusprechen: Sie können sich aber darauf verlassen, „daß nicht ein Wort davon wahr, sondern alles Erdich„tung ist. Als mir die Besorgung der Geschäfte aufge„tragen wurde, war es des Königs Meynung, daß er „zugleich mit den von den andern Kronen bestimmten „Subjekten zum Kardinal befördert werden sollte; ver„steht sich, in seiner natürlichen Ordnung. An seine „frühere Ernennung ist nicht eher gedacht worden, als „an dem Tage, da er zum Prämierminister erklärt wur„de; der Kurier der mir die Nachricht vom letztern brach„te, überbrachte mir auch zuerst den Befehl an jener zu „arbeiten. Sie wissen am besten, ob ich nicht dazu be„reit gewesen bin, ob ich nicht die Sache gut eingeleitet „hatte, und ob ich sie, seitdem Sie mir darüber geschrie„ben, schläfrig betrieben habe oder nicht. Allerdings hat „der Herzog von Bourbon, einige Tage vor seiner Ab„setzung, die Absicht gehabt ebendasselbe für ihn zu thun; „aber die Zeit hat es ihm nicht erlaubt. Ich habe einen „Beweis in den Händen, der alles Gerede von unserm „geheimen Einverständnisse um es zu hintertreiben voll„kommen widerlegt. Und nach seinem Fall hat er sich, „wie Sie wissen, in nichts weiter gemischt."

Inzwischen erneuerte die molinistische Kabale unaufhörlich ihre Angriffe auf den Kardinal von Polignac, weil er ein Freund des Friedens in der Kirche und über alle Parteysucht erhaben war, weil er sich nicht zum Werkzeug ihrer Leidenschaften wollte gebrauchen lassen. Der lange Kampf gegen die bessern Köpfe ermüdete endlich die Herren von Saint-Sulpice, so wie auch die Kardinäle von Rohan und Bissy. Besser schien es ihnen zu

seyn,

seyn, dergleichen Männer lieber aus dem kirchlichen Schooße ganz zu entfernen, und einen Klerus an ihre Stelle zu setzen, der entweder gar nichts, oder doch weiter nichts als scholastisch zu argumentiren wüßte.

XII.

Schilderung der Häupter der Faktionen während Fleury's Ministerschaft, v. 1726-1743.

Unter dem verstorbenen König hatten die Jesuiten und Sulpicianer nachdrücklichen Schutz gefunden; während der Regentschaft waren sie bald die Sieger, bald die Ueberwundenen gewesen; unter der Staatsverwaltung des Herzogs von Bourbon schwankte ihr Schicksal: jetzt freuten sie sich, Frankreich in den Händen eines Mannes zu sehen, dessen sie vollkommen versichert waren, und von dem sie bloß seine Schwäche zu befürchten hatten. So entstanden zwey furchtbare Heere, die sich oft und lange Fehde boten. Ehe aber die Thaten dieser Heere beschrieben werden können, wird es wohl nöthig seyn, erst ihre Anführer kennen zu lernen.

Wegen schneller Abwechselungen auf dem heiligen Stuhle hatte der Plan, dem Klemens XI, seiner Schwäche und Unentschlossenheit ohnerachtet, so ziemlich treu geblieben war, nicht weiter verfolgt werden können. Sein Nachfolger, vorher Kardinal Conti, saß nicht lange genug, und hatte mit Frankreich weiter kein Verkehr, als daß er einem Dubois den rothen Hut gab; eine Gefälligkeit,

ligkeit, die er nachher immerfort bereuet hat. Benedikt XIII. aus dem Hause Ursini (1724) war nichts weiter als ein guter, frommer Dominikaner, der während seines Pontifikats mehr an Andachtsübungen und gute Werke als an Staatsverhältnisse dachte, dem Ruhe und Eintracht in der Kirche lieber waren, als Unterhaltung religiöser Zänkereyen. Er bestätigte zwar die Bulle Unigenitus; aber er billigte auch die Lehre des heil. Thomas, die der jesuitischen Partey verhaßt war. Nach dem Tode Benedikts XIII hätte der Kardinal von Polignac sehr gern den Kardinal darin zum Pabst erhoben, weil er als ein Freund des Friedens bekannt war, so daß er sich wirklich dadurch des Jansenismus verdächtig gemacht hatte: allein der stürmische Bissy und Altan liefen von Zelle zu Zelle um diese Wahl zu verhindern. Beyde scheuten eine solche Lage wo alles ruhig wäre, wo sie also in die Klasse der Unbedeutenden zurücksinken würden. Davin fiel durch, und Corsini, ein Greis von acht und achtzig Jahren, wurde gewählt.

Alle diese bejahrten Päbste fühlten sich, daß sie alt waren, daß sie nicht lange mehr leben würden, und suchten bloß im Frieden zu leben. Mit der französischen Kirche meynten sie es herzlich gut; man konnte sie mit Recht Väter der Gläubigen nennen. Allein sie waren von Jesuiten umringt, die unaufhörlich alles in Bewegung setzten, und in Bewegung zu erhalten suchten: so daß die ehrwürdigen Häupter der Kirche, schwach, willenlos, ohne festen Plan, nicht die Herren sondern die Werkzeuge dieses furchtbaren Ordens, dieser Quelle und Triebfeder aller Begebenheiten, waren. Konnte nur der immer stürmische, immer weiter strebende Jesuitismus an der Beförderung seiner Entwürfe arbeiten, so mogte immer die Religion von ihrer Würde, und der römische Hof von seinem Einflusse verlieren.

Auf

Auf eine ähnliche Art wurden auch die Gläubigen in Frankreich, ja Fleury und der Monarch selbst von den Faktionen zu Werkzeugen gebraucht. An der Spitze der Letztern standen die Kardinäle von Rohan und Bissy. Jener war ein Freund von Pracht; erzogen an einem Hofe der zum Verfolgen geneigt war, und lieber einen schlechten Menschen als einen Jansenisten von unbescholtenen Sitten geduldet hätte; eitel und voll Stolz, der sich nur einmal herabließ, als ihm sein Ehrgeiz anrieth, einem Dubois, der weder an die Bulle noch an einen Gott glaubte, die Kardinalswürde zu verschaffen. Er war also nichts anders als ein Staatsmann, dem die Religionsstreitigkeiten und seine Lage als Haupt einer Partey blos Mittel zu einem gewissen Zwecke waren. Dabey war er, wie ich, der Wahrheit gemäß, nicht verschweigen darf, ein Verschwender mit den Einkünften des Staats. Um die Sache für den Abbé Dubois zu betreiben, machte er einen Aufwand von 1500000 Livres, die ihm aus dem königlichen Tresor bezahlt werden mußten.

Die zwote Stütze der jesuitischen Partey war der Kardinal Bissy. In ihm vereinigte sich mehr Wahrheit, mehr Glaube an die Religion, mehr wahre Anhänglichkeit an seine Partey. Zugleich aber gab ihm das Bewußtseyn des Rufs von seiner Aufrichtigkeit einen gewissen rauhen Anstrich; denn um diesen Ruf zu behaupten, mußte er sich öfters, wenn er die Angelegenheit der Bulle zu schläfrig betreiben sah, noch aufgebrachter und stürmischer stellen als er vielleicht war. Man nennte ihn den Mittelpunkt der Gallikanischen Kirche; in seiner Hand, sagte man, halte er das ganze „Corps Episcopal,“ und lasse es denjenigen, die ihm die Spitze zu bieten wagten, schwer genug fühlen. Genauer betrachtet, war jedoch sein Eifer in den damaligen Zeitangelegenheiten nichts anders als unruhige Laune, die ihn an-

trieb

trieb überall alles trübe zu machen, die Irrungen auf immer zu verlängern, vorzüglich aber den bejahrten Fleury, der gleich beym Eintritt in das Ministerium die besten Anlagen zu Erhaltung der Ruhe mitbrachte, gänzlich umzustimmen. Fleury mag hier selbst reden, wie er, in einer Anrede an die französische Geistlichkeit die ihn zu ihrem Präsidenten gewählt hatte, seinen Charakter in einigen Phrasen mit aller Wahrheit schildert: „Niemals, „sagt er, hat die Geistlichkeit mehr als heute nöthig ge„habt, das Band der Eintracht, das ihre Glieder ver„knüpfen soll, noch enger zusammenziehen. Von innen „leidet sie durch eine Spaltung, die um so mehr zu bekla„gen ist, je mehr diejenigen die sie verursachen, uns theu„er, und, in so vielen Rücksichten, aller unserer Ach„tung würdig sind. Von aussen leidet sie durch eine „vieljährige Ketzerey, die seit dem Tode Ludwigs XIV, „glorwürdigsten Andenkens, der sie wo nicht unterdrückt, „doch unfähig ihr Haupt gegen den Staat und die Kir„che zu erheben gemacht hatte, neue Kräfte gesammelt „zu haben scheint. Was aber das Maaß unsers Elends „voll macht, ist die abscheuliche Libertinage die sich in „alle Stände und Gewerbe eingeschlichen hat.“ So dachte Fleury im ersten Jahre seiner Ministerschaft: er schonte damals beyde Parteyen noch so sehr, daß er die Häupter der Jansenisten aller Achtung würdig fand. Weiterhin aber wußte die Kabale den schüchternen, schwachen Mann gänzlich umzuschaffen. In einer andern Anrede in einer ähnlichen Versammlung der Geistlichkeit (1735) sind die Häupter der Jansenisten nicht mehr aller Achtung werth; da sagt Fleury, ebenfalls als Vorsitzender der Geistlichkeit: „ich werde mich mit ihnen ver„binden, um die ehrwürdigen Wahrheiten der Religion „und die geweyhten Rechte des Episkopats in Schutz zu „nehmen. Beyde werden, wie es augenscheinlich ist, „von einer mächtigen und aufrührerischen Partey ange„griffen,

„griffen, die sich täglich gegen das Ansehen der Kirche „auflehnt.“ Freylich, setzt er hinzu: „der Widerstand „den wir gegen unsere Meynungen finden, reizt uns sie „mit einer Heftigkeit zu behaupten, die in wechselseitige „Vorwürfe und gar nicht erbauliche Zänkereyen aus„artet.“

Bey den molinistischen Parteyanführern, für welche die Bulle weiter nichts war als eine Staffel um immer zu steigen, muß auch der schon bekannte oder berüchtigte Tencin genannt werden. Als ein Zögling vom Palais-Royal konnte er keine Gunst und kein Vertrauen vom Herzog von Bourbon erwarten. Dieser machte ihn, um ihn nur von Rom abzurufen, und ihn durch den Kardinal von Polignac ersetzen zu können, zum Erzbischof von Embrun. Tencin war bey diesem Tausche nichts weniger als gleichgültig; denn er hatte schon die Nomination des Königs von England und den Kredit des Hauses Albany, um sich eine nahe Beförderung zur Kardinalswürde versprechen zu können.

Einen ähnlichen Plan hatte auch Languet, Bischof von Soissons. Er machte gallsüchtige Mandements, abgeschmackte Instruktionen, vorzüglich aber unausführbare Vergleichsprojekte. Zuletzt wurde er Erzbischof von Sens, und ließ sich mit dieser Belohnung begnügen.

Der Abbé Vauréal trat erst auf: seine Angriffe waren uns noch leichte Scharmützel. Es war ein schlauer Molinist, der, wie Tencin, über alles innerlich lachte; der das ganze Bullarium der Päbste, vom heil. Petrus an bis auf Innocenz XIII, mit vielen Komplimenten in die Hände nahm, aber kein Wort davon glaubte. Dabey waren seine Sitten so äusserst verderbt, daß Fleury einen Schwur that: so lange er Minister sey, solle Vauréal nie Bischof werden. Vauréal lebte öffentlich

mit der Gräfin von Poitiers, einer Dame d'Honneur der Herzogin von Orleans. Der Prinz von Conti belauschte sie einmal, und machte, was er durch das Schlüsselloch gesehen hatte, öffentlich bekannt. Vergebens beschwor ihn Vauréal, er möchte ihn nicht unglücklich machen; der Prinz antwortete blos: er sage ja weiter nichts, als was er mit eigenen Augen gesehen habe. Seit dieser Entdeckung verdoppelte Vauréal seine Thätigkeit und seinen Eifer für die Bulle, um sich wenigstens von dieser Seite zu empfehlen. Bissy, erfreut über beydes, wie über seinen Verstand, nahm ihn mit zum Conclave nach Rom; und 1732 ward er Bischof von Rennes. Eben um diese Zeit, mitten unter seiner Fechterey für die Bulle, entführte er mir die Frau von S***, hatte er erst die Marquise, dann die Marschallin von Villars.

Vauréal besaß einen rastlosen Ehrgeiz, eine ausschweifende Einbildungskraft, einen affektirten, unleidlichen Ton von großer Welt. Alles dieses führte auf den Einfall, daß jemand ein Patent als Premierminister des Königs von Korsika für ihn machte. König Theodor ernannte ihn dazu, damit er ihn durch seinen weisen Rath auf einem wankenden, unsichern Thron erhalten möchte; und dabey waren seine verderbten Sitten und seine unverschämte Dreistigkeit ohne Schonung aufgedeckt. Nichts desto weniger ward er nachher als Gesandter nach Madrid geschickt. Hier machte er den Versuch eben das bey der Infantin zu werden, was er bey jener Dame gewesen war, wegen welcher man ihn den Koadjutor von Poitiers nennte. Doch wir wollen nicht voreilen, sondern zu unserm Konstitutionsfreunde und Jansenisten zurückkehren.

Fünf der ersten französischen Prälaten hatten vormals der Gesellschaft Jesu angehört. Der merkwürdigste

ste derselben war Belsunce, der zu Marseille in dem nachdrücklichsten Sinne des Wortes herrschte. Ausgezeichnet war seine glühende Mildthätigkeit, womit er sich sogar den Pestkranken in ihren letzten Stunden aufopferte. Er begünstigte die Konstitution, aber nicht mit der Heftigkeit eines Verfolgers.

Der zweyte Exjesuit war der Bischof von Viviers, Villeneuve. Er lebte sehr zurückgezogen in Viverais, wo er den Armen viel Gutes that. Allein dabey erhielt er seine Geistlichkeit in Unwissenheit und Verkennung ihrer Würde; auch stand sein Seminar allen offen, die wegen der Bulle verwiesen waren. Es war ein Feuerkopf, brulot nennen es die gleichzeitigen Schriftsteller — aber doch ein Mann von unbescholtenen Sitten, und bey allem seinem Feuereifer von dem besten Willen. Er war von den Jesuiten ausgetreten, weil diese Väter nicht Fähigkeiten genug an ihm gefunden hatten.

Sesmaisons, Bischof von Soissons, war von den Jesuiten wegen seines verderbten Geschmacks ausgestoßen worden. Eben weil man sie einer gewissen unächten Galanterie beschuldigte, waren sie um desto aufmerksamer, jeden Liebhaber solcher Vergnügen aus ihrer Mitte auszustoßen. So lebhaft der P. Girard unterstützt worden war, so sehr schämten sie sich einen Menschen bey sich zu dulden, der die anstößigen Sagen die man von ihnen mit so wenig Wahrscheinlichkeit aussprengte, würde vermehrt haben. Die nächste Veranlassung zu seiner Ausstoßung gab die Klage eines gewissen Calvieres, den man, wie vorher Font ** Intendanten von Dauphine, hatte operiren müssen. Auch machte seine Ernennung zum Bischof ein solches Aufsehen, daß er das Bißthum wieder aufgeben, und mit der Abtey Ham zufrieden seyn mußte. Daß er ein Anhänger der Bulle war, galt bey

dem Publikum keineswegs für Ersatz des Mangels an Tugend und Talent.

Laffiteau war ebenfalls vorher Jesuit und Assistent für Frankreich bey seinem General in Rom. Als ein schlauer, thätiger Kopf hatte er sich in alles gemischt, vorzüglich durch Briefwechsel mit dem französischen Hofe wegen der Bulle. Weiterhin hielt er sich vorzüglich an den Abbe' Dubois, der ihn gebrauchte um den Kardinalshut für ihn auszuwirken, und ihn nachher, zur Dankbarkeit dafür, zum Bischof von Sisteron ernennte. Von dem Pabst erhielt er ein eigenhändiges Billet, worin er dem Erzbischoff von Cambray den Kardinalshut auf die Bedingung versprach, daß die Bulle in Frankreich angenommen werden sollte. Bekanntlich erfolgte darauf das Lit-de-Justice im Grand-Conseil, und die Verweisung des Parlaments von Pontoise nach Blois.

Der dicke Vintimille war so feist an Kopf und Leib, daß er fast einem Ungeheuer glich. Da er dem Kardinal von Noailles im Erzbißthum Paris nachgefolgt war, so sagte das Volk von ihm, mit Anspielung auf Anton von Noailles, den die Jesuiten gedrückt hatten: von der ganzen Wirthschaft des heil. Antonius den sonst die Teufel so sehr verfolgt hätten, sey nichts mehr übrig als das Schwein. War er einmal Erzbischof von Paris, so wollte er auch, wie sein Vorgänger, Kardinal seyn. Um nun das zu werden, kündigte er den Jansenisten immerwährende Fehde an. Bald wurden seine armen Pfarrer in ihren Verrichtungen, bald arme Nonnen in ihrer Ruhe gestört. Auch machte er der Aebtissin von Chelles und der Aebtissin von St. Antoine, einer Prinzessin von Bourbon-Conde', die Aufwartung, um sie zu seinem Vortheil zu stimmen, aber beyde trieben nur ihr Gespötte mit ihm. Ferner schrieb er Mandements und Breviarien,

viarien, verlangte auch Siegelbriefe; nicht weniger verhöhnte er das Parlement, welches damals eine große Empfehlung zur Kardinalswürde war. Endlich nachdem das Alter die brausende Leidenschaften, seinen Verfolgereifer und den hochstrebenden Wunsch nach der Kardinalswürde in ihm niedergeschlagen hatte, gestand er ganz treuherzig, es sey fruchtlose Arbeit die Gegner der Konstitution angreifen zu wollen. Auch war er unbefangen genug, die Jesuiten tausendmal für die Urheber aller Trübsale der Kirche zu erklären.

So klein alle diese Verfasser der Bulle an Geist und Herz waren, so erhaben war dagegen der Kardinal von Polignac. Er fand in der Religion was jeder wirklich große Geist darin findet: Ruhe der Seele und Zufriedenheit des Herzens. Weitumfassend war sein Genie und lichtvoll, empfänglich für Staatskunst, Erudition, Wissenschaften, Alterthümer und Künste. Er hatte Ehrgeiz; dieses hatte er vorzüglich in der Sache der Verschwörung des Prinzen Cellamare gezeigt, und noch mehr bekam er dazu Veranlassung unter Fleury's Ministerschaft. Niemals konnte sich sein erhabener Geist zu scholastischen Zänkereyen herablassen: aber tief fühlte er bey den Unruhen in der Kirche, und bemühte sich bey jeder Gelegenheit die traurigen Folgen derselben zu zeigen. In Paris, in ganz Europa, stand er in großer Achtung. Der Herzog von Bourbon zog ihn aus seiner Verbannung wieder hervor, und übertrug ihm die geheimen Aufträge in Rom. Er hatte, bey einer schönen Figur, die gleich für ihn einnahm, schöne, muntere Augen, in seinen Manieren einen Anstrich von Größe, ein glückliches, schnellfassendes Genie, das Talent zu reden in einem hohen Grade, und einen unerschöpflichen Reichthum an Hülfsquellen. Zu seinem liebsten Gesellschafter bildete er sich den Abbé von Rothelin, dem er auch seine ganze Neigung zu den

Wissenschaften und Künsten mittheilte. Von der Bulle war er zwar Anhänger, aber ein gemäßigter Anhänger, und sonst ein erklärter Feind von Zänkerey und Verfolgung.

Zu den Freunden der Bulle gehörte auch der ältere Kardinal von Gesores, Erzbischof von Bourges. Er saß sogar im geistlichen Rathe (conseil de conscience): aber er verließ dieses Conseil aus Unwillen über die Ungerechtigkeiten der Beysitzer, die sich nicht scheuten die besten Pfründen an Ignoranten oder Schurken zu vergeben, wenn sie nur den Schleyer des Eifers für die Bulle um sich zu werfen wußten.

Hierher gehört ferner der treffliche Kanzelredner Massillon, der zum Herzen sprach, aber kein Argumentiren leiden konnte. Zu Clermont verhinderte er jeden geräuschvollen Schritt; in Paris wußte er Bissy's Ungestüm zu mässigen. Als der Bischof von Senez verwiesen wurde, nahm er ihn in seinen Sprengel auf, ohnerachtet er dabey sagte, daß er nicht so denke, wie Soanen. Jesuiten, Exjesuiten und Jansenisten kamen bey ihm zusammen, und waren vergnügt.

Bossuet, ein Neffe des berühmten Bischofs hatte von seinem Oheim nicht seinen Geist geerbt, sondern nur nachgelassene Schriften die er drucken und, gewisse Meinungen die er zu verfechten sich angelegen seyn ließ. Weil er in der Versammlung der Geistlichkeit gewisse anstößige Motionen zu unterdrücken suchte, ward er deswegen sehr empfindlich beleidigt.

Schweigend, ohne bestimmtes Urtheil sah man noch unter den Anhängern der Bulle auch den Kardinal von Auvergne, einen Abkömmling aus einem so vornehmen Hause, daß es ihm sehr wohl erlaubt war, weiter nichts als das Pater zu wissen. Man setzte noch hinzu, er

wisse auch das Credo nicht ganz, und nicht mehr als fünf bis sechs Gebote; welches freylich übertrieben seyn mag. Durch seine Weyhbischöfe (grands vicaires) ließ er, an seiner Stelle, die Jansenisten necken, obgleich nicht so heftig als mancher Andere that; denn er war im Grund ein guter Mann; er suchte vielmehr ihren Eifer zu mässigen.

Dieß war gleichsam der Generalstab der jesuitisch-sulpicianischen Armee unter Fleury's Ministerschaft. Man sieht, die Zankkunst hatte manchen schlechten Menschen zu Reichthum und Ehre verholfen. Die schönsten Zeiten der besten Männer in der Kirche waren vorüber: Massillon und Polignac entfernt; die Bissy hingegen, die Tencin, Languet u. s. w. waren die Helden der Zeit. Im Rath von Saint-Sulpice war es fest beschlossen, wo möglich keine andern aufkommen zu lassen.

An die Seite dieser Helden gehören nun die ganzen Schaaren von Anhängern der Konstitution, die Jesuiten, Sulpicianer, Eudisten und Lazaristen, bey welchen der Kriegsrath gehalten zu werden pflegte.

Die Jesuiten zwar schienen unthätig zu ruhen: die Verweisung des P. le Tellier, der Triumph der Parlemente zu Anfang der Regentschaft, die skandalöse Geschichte der Cadiere hatte sie äusserlich bescheidener und geschmeidiger gemacht. Indessen ihre Grundsätze blieben immer dieselben; immer blieb ihnen die traurige Krankheit des Geistes, deren erstes Symptom in Zanksucht besteht, so daß sie einander selbst nicht verstanden, sondern zum erstenmale in zwo Parteyen getheilt waren.

Die klügere und gemäßigtere von diesen beyden Parteyen führte der P. Tournemine, ein feiner und gewandter Kopf. Nach seinem Sinne sollten die Jesuiten

sich bloß auf Erziehung, Predigen und Missionen einschränken; übrigens aber allen Zänkereyen ausweichen, die nur die Kirche und den Staat zerrütten könnten. Und was die Bulle betraf, so stimmte er zwar auch auf Unterwerfung, nur sollte man nicht ihre Gegner mit Heftigkeit verfolgen.

Lallemand, ein Zögling von Tellier, stand an der Spitze der sogenannten Enragés, oder, wie die Gegenpartey sie nannte, Cabale des Normands. Diese athmeten nichts als Verweisung, Verhaftung und Entehrung gegen alle diejenigen die nichts von der Bulle wissen wollten, ja selbst gegen diejenigen die alle Fehde zu vermeiden und in Ruhe zu leben suchten. Auf diese Partey der Jesuiten fiel der Haß und der bittere Spott des Volks. Mehr als ein Jesuit, den man für den P. Girard hielt, wurde von dem Pöbel; in der Hauptstadt, unter beständigem Rufen: „voilá le Pire Girard!" verfolgt, ausgezischt und mit Koth geworfen. Sie rächten sich dagegen so gut und oft sie konnten an den Jansenisten, durch heimliche Kabalen bey den Ministern, bey dem Kardinal und bey dem Polizeylieutenant; so viel Jesuiten von der normandischen Partey, so viele Spionen. Und um den Pöbel zu beruhigen, oder sich sogar Ehrfurcht von ihm zu gewinnen, ließen sie den oder jenen von ihren Mitbrüdern kanonisiren; welches dann jedesmal eine sehr heilsame Wirkung zu ihrem Vortheil that.

Behutsamer, schleichender war der Gang der Sulpicianer. Sie hatten einen Kardinalminister in ihrer Gewalt, und versäumten keinen Augenblick sich diese Gewalt zu Nutze zu machen. Bey ihrer Sucht immer mehr Schüler anzuwerben, sich immer weiter auszubreiten, war es ihnen ein angenehmes Versprechen das ihnen der eifrige Bentivoglio gab. Sie sollten nemlich nach Italien

beru-

berufen werden, und zwar eben wegen ihrer Anhänglichkeit an die reine Lehre, eben weil sie mit Erfolg die ultramontanischen Grundsätze à la française, das hieß, nach dem damaligen Sprachgebrauche, so vortrügen, daß es den Vertheidigern der französischen Kirchenfreyheit nicht auffiele.

So sehr Fleury den Sulpicianern dahingegeben war, so wär' er ihnen doch einstmal wieder entschlüpft; und ohne Saint-Aubins Tod weiß man es nicht wie es mit den geheimen Rathgebern des Kardinals würde geworden seyn. Saint-Aubin, sonst auch Pelletier genannt, besaß eine Abtey, die ihm sein Spion, Vaugirard, Kanonikus zu Angers, versah. Als das Bißthum von Angers erledigt war, wollte es Fleury an den Abbé von Brissac vergeben. Saint-Aubin bemühte sich ihn davon auszuschließen, indem er ihn als einen Menschen beschrieb, der an Sitten und Lebensart nichts anders sey, als ein leidenschaftlicher Jäger. Dagegen machte er sich anheuschig, das Bißthum auf das Beste zu verwalten, wenn er ihm Vaugirard zum Weyhbischof geben wolle; dieß sey ein Mann von sehr gutem Hause, wegen seiner Fähigkeiten, und Einsichten berühmt, und des beßten Bißthums in Frankreich würdig. Fleury, der wirklich alles Gute aufrichtig wollte, antwortete bloß: er wundere sich nur, daß er noch nie das Mindeste von einem so wichtigen Manne gehört habe. „Er ist zu bescheiden, um sich vorzudrängen" versetzte Saint-Aubin. „So sey es denn! sagte Fleury; er sey Bischof von Angers!" Aber kaum war die Ernennung geschehen, so verschrien sie die Jansenisten als Belohnung für den Geschäftsmann des Generals der Sulpicianer, die, aus Eigennutz, das Bißthum verhandelten oder gar wegwürfen. Das Haus Brissac sprach laut; die Sache machte ausserordentliches Aufsehen. Fleury fand sich beleidigt, von einem Manne, dem er bisher einiges Vertrauen geschenkt hatte, hintergangen zu

 seyn;

seyn; er theilte ihm also nichts mehr von Kirchensachen mit. Sehr empfindlich über diese Zurückhaltung, brach endlich Saint-Aubin in ungeduldige Klagen darüber aus. Fleury antwortete ihm bloß: daß er nach Issy komme, um sich da zu erhohlen, verbinde ihn nicht ihm zum Vertrauten in allen Geschäften zu machen; und damit ließ er ihn stehen. Saint-Aubin grämte sich hierüber noch mehr als vorher, und suchte Zerstreuung für seinen tödlichen Kummer theils am Brunnen zu Bourbonne, theils in seiner Abtey zu Angers. Aber auch von da kam er entkräftet und niedergeschlagen zurück; und am 7 September 1731 fand man ihn tod in seinem Bette.

Couturier, zu seinem Nachfolger, durch Fleury's Vorschub gewählt, besaß wieder vollkommen das Vertrauen des Kardinals. Es war ein tiefdenkender, feiner Kopf, der unter einem schmuzigen widerlichen Aeusserlichen viel Kühnheit, viel Fruchtbarkeit an Hülfsmitteln und doch auch viel Zurückhaltung verbarg. Aus der Einsamkeit seiner Zelle setzte er die ganze französische Kirche in Bewegung. Ganz beseelt von Proselytismus, dieser uralten Mönchsleidenschaft, verlor er das Projekt seine Gesellschaft in Europa immer weiter auszubreiten und Bentivoglio's Zusagen nicht einen Augenblick aus dem Gesichte. Sein Plan war Einführung einer geistlichen Kommission in Frankreich, oder vielmehr einer Inquisition von ganz neuer Art, um die Geistlichkeit der Autorität des Parlements zu entziehen, die französische Kirche des freyen Appellationsrechts zu berauben, in allen Sprengeln wo seine Societät Seminarien hatte, eine gleichförmige Lehre einzuführen, der molinistischen Partey eine bestimmtere Form und mehr Festigkeit zu geben, nur sie ausschließlich mit geistlichen Würden und Pfründen zu versorgen, wer sich nicht an ihn zur Fehde anschloß zu entfernen, die Gleichgültigen zu verfolgen, die Wider-

spen-

spenstigen zu unterdrücken, großen Talenten den Eingang in die Kirche zu verschließen, der Unwissenheit hingegen die Thüre zu öffnen.

Es gab damals noch einige andere geistliche Gesellschaften, deren Grundsätze nicht viel edler waren. Hierher gehörten die Eudisten, mit ihren Seminarien in der ganzen Normandie, und um gesetzmäßiges Daseyn zu erhalten, gehörig patronisirt: hierher gehörten auch die Lazaristen, von deren Geist und Charakter sich nichts Bestimmtes sagen läßt. Diese und andere ähnliche Gesellschaften hielten sich eingezogen und ruhig, aus Furcht vor denjenigen die damals alles vermochten, und mischten sich, in der Entfernung, wenig in die großen Streitigkeiten ein. Die eigentlichen, die despotischen Herrscher in der Kirche, trotz der Staatsgesetze, trotz aller Abneigung der Franzosen gegen den Ultramontanismus, waren die Jesuiten, vorzüglich aber die Väter von Saint-Sulpice.

An die Letztern mußte damals sich jedermann wenden, Damen vom ersten Range, Prinzessinnen von Geblüt, die Pairs, die ersten Herren im Königreiche. Hatten sich unsere Wagen sonst in der Straße St. Victor gestopft, wenn wir in dem kleinen Sprachzimmer von St. Nicolas eine Pfründe, eine Pension, ein Bißthum suchten: so rollten sie jetzt, elf Jahre nach einander, in den weiten Hof von Saint-Sulpice. Ceremoniel, Etikette, Repräsentation, alles das mußten wir aufgeben, um die Quelle aller Gunst aufzusuchen. Wir besuchten und drängten und baten einen Pelletier de Saint-Aubin, und vorzüglich einen Couturier; er aber sah und hörte das Drängen und Geräusche um ihn her ohne Verwunderung, ohne Verlegenheit. Erst untersuchten die schlauen Pfaffen unsern Glauben; ihnen mußte man nachbeten, ihnen mußte man

bey ihren Zänkereyen behülflich seyn; sonst lief man Gefahr, seinen Sohn, seinen Bruder u. s. w. von geistlicher Versorgung ausgeschlossen zu sehen.

Hierinn bestand der Kriegsrath der molinistischen Partey. Dabey aber hatte die gefährliche Faktion auch Soldaten, d. h. Theologen, Autoren, Argumentanten, Disputanten und Prädikanten. So war z. B. der unerbittliche Tournely, der über jeden der nicht an seine Sätze glaubte, das Verdammungsurtheil sprach, so war Couet, erst Weyhbischof bey dem Erzbischof von Paris, dem Kardinal von Noailles, nachher aber von ihm abgezogen und gewonnen, daß er alles was beym Erzbischof vorgieng, den Herren von Saint-Sulpice, der Polizey und dem Kardinalminister zutrug; so war Conac, der im Kirchsprengel St. Germain ausspähte, wer seine Ostern hielt oder nicht, der die frommen oder nicht frommen Jahre verglich, wie der politische Rechner die Mortalität, und Tabellen darüber für die Polizey führte; so waren mehrere Priester zu dergleichen schändlichen Auskundschafterenen im Seminar angezogen, die sich mit Ausbreitung von Schmähschriften abgaben, und die Gemüther in Zänkereyen erhielten, bey welchen sie allein gewinnen konnten, wie z. B. ein gewisser Doktor Gaillande, nicht anders als le fou détaché genannt. Die vorzüglichern Talente im Disputiren und Intriguiren, wie z. B. die Tencin oder Laffiteau, wurden mit Prälaturen, die übrigen mit Abteyen, Prioraten oder Pensionen belohnt.

Wir, am Hofe, beobachteten meistens schweigend die Zänkereyen der Seminarien und Collegien, die Fleury's kleinlicher Charakter, wie der verstorbene König im Alter, auch an den Hof zog; bedauerten aber auch zugleich Verdienste solcher Art hervorgezogen, geschützt, belohnt zu sehen. Maurepas trieb heimlich seinen Spott

damit,

damit, und streute kleine fliegende Blätter aus, die von der neutralen Partey zum großen Verdrusse der Häupter beyder Parteyen nachgesagt und nachgesungen wurden. Vorzüglich geschah das in der Societät, in welcher man die sogenannten Calotinen machte, dergleichen oben eine auf den Abbe' Tencin vorgekommen ist. Hier wurden die Jesuiten und Sulpicianer eben so lächerlich gemacht wie St. Magloire, Noailles eben so gut wie Fleury.

Es war damals noch ein Minister, Saint-Florentin, der von der ganzen Zänkerey kein Wort verstand, aber ein vorzügliches Talent zur Unterzeichnung von Siegelbriefen und den Mechanismus ihrer Ausfertigung vollkommen inne hatte. Nach der Versicherung seiner Commis hat er während Fleury's Ministerschaft eine solche Menge unterschrieben und die Jesuiten und die Kabale zu Issy so viele Jansenisten theils verweisen, theils einsperren lassen, daß die Anzahl derselben selbst die während der langen, harten, verfolgungsvollen Regierung Ludwigs XIV. noch übertrifft.

Wie Saint-Florentin waren auch Armenonville und Morville Gönner der jesuitischen Faktion, aber es fehlte ihnen an Thätigkeit: Chauvelin hingegen hätte, wenn es darauf ankam sich auf seiner Stelle zu behaupten, wohl hundert Bullen unterschrieben. In dem was man Staatskunst nennt, war er sehr gewandt: von einer andern Seite konnte sich sein Charakter nicht zeigen; so mächtig wirkte damals auf die Minister der Einfluß des Hofs! zeigte doch selbst d'Aguesseau, sonst ein Jansenist, ein guter Franzos und von religiösen Vorurtheilen frey, keinen andern als den Charakter des Hofs, so daß er auch dadurch die Meynung des Publikums von der Energie seiner Seele verlor. Genug, die Höflinge mußten

glau-

glauben wie der Kardinal Fleury, mußten seine Fehde, seine Bulle, sein Saint-Sulpice, seinen Couturier, seine Kabale zu Issy unterstützen helfen. Nur einmal gab der Marschall von Villars Gelegenheit ihn von einer andern Seite zu sehen. Er befand sich in einer ziemlich unruhigen Parlementssitzung, in welcher die Angelegenheit der Bulle vorkam. Als Pair sollte er stimmen wie der Hof; eine Zumuthung, die ihn nicht nur in Verwunderung, sondern selbst in Verlegenheit setzte. Von der Sache selbst war er zwar vollkommen unterrichtet: allein er wollte sich weder gegen das Parlement, dem er einmal beygetreten war, noch auch gegen die Partey des Ministers erklären. Er half sich jedoch durch eine Wendung eines feinen Hofmanns heraus. Er habe, sagte er, die Ehre gehabt, mehrern Konferenzen über die Bulle Unigenitus, im Palais-Royal, in Gegenwart des Regenten und des Kardinals von Noailles, dessen Andenken ewig schätzbar bleiben werde, beyzuwohnen; einer der größten Männer, der Abbé Pucelles, habe dabey gesagt, der Gegenstand der gegenwärtigen Berathschlagung sey einer der wichtigsten und ernsthaftesten; dieses veranlasse ihn der erhabenen Versammlung auch jetzt vorzustellen, daß, je wichtiger die heutige Materie sey, desto mehr kaltes Blut scheine sie zu erfodern; er sey daher der Meynung das Parlement solle sich, nach gemeinschaftlicher Berathschlagung, mit einer schriftlichen Vorstellung an den König wenden; und da er bloß erschienen sey, um die Beredsamkeit des ersten Herrn Präsidenten und des Herrn Generalprokurators in einer Parteysache zu bewundern, so bitte er, daß er nicht mitstimmen, sondern sich entfernen dürfe; welches er auch that. Sollte man wohl glauben, daß beyde Theile, die Jansenisten und Molinisten, deswegen sagten, der Marschall von Villars habe keine Religion?

So viel von den Anführern und Streitern für die Sache der Bulle! Nur noch ein Wort von Herault, dem Polizeylieutenant, der damals gleichsam der rechte Arm der Geistlichkeit war. Er erweiterte den Umfang der Polizey dergestalt, daß bis auf Sartines das geistliche Departement eines ihrer vorzüglichsten blieb. Neugierde, Habsucht, Ehrsucht und Verfolgungsgeist machten seinen Charakter aus. Er führte ein dreyfaches Register, in welches er die Häupter von drey Klassen eintrug: die Gutgesinnten oder Freunde der Bulle; die Appellanten; die Neutralen, die auch wohl öffentlich darüber spotteten. Um ihn und seine Nachforschungen lächerlich zu machen, warfen einstmal die Appellanten ein ganz durchnäßtes Bündel Gazettes ecclésiastiques in seinen Wagen, während daß er die Buchdruckerey durchsuchen ließ, wo seiner Vermuthung nach diese Zeitung gedruckt wurde. In den Häusern der Neutralen sagte man damals: er hätte vielmehr diese Zeitung aufmuntern sollen, um dem frechen Laster, das in dieser satyrischen Zeitschrift so nachdrücklich getadelt wurde, noch mehr Schaamröthe abzujagen. *)

*) Man könnte wohl einmal den patriotisch-religiösen Briefwechsel eines Vintimille, Saint-Aubin, Couturier, Conac, Couet, Lallemand, mit Herault, Fleury und andern hochehrwürdigen Personen bekannt machen; der Geist des Sulpicianismus ist darin vollkommen enthüllt. Am Tage da die Bastille übergieng, sprang die Büchse der Pandora. (Anmerk. d. Verf.)

XIII.

Schilderung der jansenistischen und parlementarischen Partey, insonderheit des Abbés Pucelles.

Dem Jesuitismus zur Seite stand eine furchtbare Partey, angeführt von dem Kardinal von Noailles, Erzbischof von Paris. Man kennt ihn schon wie er war, muthvoll, kunstlos, fromm und wahr; so daß es keiner Schilderung mehr von ihm bedarf. An ihn hatten sich Colbert, Bischof von Montpellier, Soanen, Bischof von Senez, der Bischof von Auxerre und noch einige andere Bischöfe angeschlossen, die sämmtlich einfach in ihrem Aeusserlichen, auf ihren Kirchsprengel eingeschränkt, von Sitten streng, vom Charakter fest, unwandelbar, unbeugsam waren. Freylich fehlte es bey dieser Partey an Hülfsmitteln sich empor zu schwingen, so daß die Ehrsüchtigen sich gar nicht in diese Klasse drängten; sie bestand bloß aus Männern die ihren Entschlüssen treu zu bleiben, Flitterschmuck gering zu schätzen und männlich zu widerstehen Kraft genug hatten. Eine Armenbüchse, la boite de Perette genannt, war die einzige Hülfsquelle für die Dürftigen dieser Partey.

Das Parlement bestand größtentheils aus Appellanten. Die meisten Mitglieder, offene, gerade Männer, verabscheueten das ewige Schwanken in den Grundsätzen der Molinisten, und ihre krummen Nebenwege: vielen von ihnen durfte man nur den Namen Jesuit oder Saint-Sulpice nennen, so bekamen sie gleichsam Verzuckungen.

In-

Indessen gab es auch solche die den Hofmann machten, die sich, nach Beschaffenheit der Umstände, bald gegen, bald für die Konstitution erklärten. Ihr Führer war der erste Präsident, immer der Mann des Königs (homme du Roi), immer den Ministern verkauft, immer bereit Bullen einzutragen und Parlementsschlüsse zu unterdrücken.

An der Spitze der Oppositionsparten hingegen der Abbe' Pucelles. Man war es schon gewohnt, daß dieser Mann mit seiner Beredsamkeit voll Wärme und Würde, bey voller Versammlung, die Gemüther lenkte: der Jansenisten, die das Parlement größtentheils beherrschten, war er gewiß. Freylich hielt der Flattersinn des Hofs seine festen Grundsätze für Eigensinn, seinen unerschütterlichen Muth für Hartnäckigkeit. Bewundern mußten wir jedoch diesen unbezwinglichen Charakter des Mannes, der lieber sein Vaterland verlassen, als jeder Meynung, jeder Laune veränderlicher Minister nachgegeben hätte. Sonst war er ein vertrauter Mitschüler und Freund von Fleury in gleichem Alter gewesen: aber sobald Fleury zum Minister emporgestiegen war, hatte sich Pucelles von ihm zurückgezogen, weil er seine geistlosen Schritte nicht billigen konnte. In seinen Grundsätzen über sein Zeitalter erhaben, wegen seiner Unerschrockenheit gleichsam ein Fremdling in seinem Vaterlande, stand Pucelles da wie ein Römer, in Paris gleichsam allein, und würdig einer hohen Stelle in einer Republik wo noch Tugend mehr als alles gilt.

Sein schöner Kopf war seinem schönen Geiste vollkommen analog. Starke Züge, Augen voll Feuer, eine majestätische Gestalt, ein nachdruckvolles Geberdenspiel — alles vereinigte sich seine sieggewohnte Beredsamkeit zu unterstützen. Leben und Festigkeit war in seinem

nem Blicke, dessen Glut das Geheimniß seiner Seele verrieth und jedem Worte von ihm sein eigenes Gewicht gab. Auch sah man ihn im Parlemente nicht anders als mit tiefer Achtung, mit einer gewissen Schüchternheit. Man scheute an ihm den Schwung des Geistes, der sich erniedrigt fühlte, wenn der Gerichtshof schwach genug war ein Edikt zu registriren, dem es sich hätte widersetzen sollen. Dann entglühte sein Unwillen; ohne Vorbereitung sprach er dann wie der Donnergott, daß man erröthete, blaß wurde, die Augen niederschlug; oder sprach, wenn er wollte und wie er wollte der ganzen Versammlung neues Leben ein. Und mit einer solchen Beredsamkeit, mit solchen Gaben verband er noch eine hohe Reinigkeit der Sitten, nach den strengen Foderungen eines guten Jansenisten. War gleich seine Jugend leidenschaftlich und stürmisch gewesen, so traf doch schon lange seinen Wandel kein Tadel mehr. Auch war es an ihm kein angenommener Schein, keine Heucheley, sondern wahre Liebe zu schuldlosen Sitten, Folge von natürlicher Offenheit und ächter Lauterkeit des Herzens.

Sein Nebenbuhler, der Abbe' Menguy, hatte einen geschmeidigern Charakter, und eine noch einnehmendere Beredsamkeit: auch wußte er mehr Mittel und Nebenwege seinen Zweck zu erreichen als Pucelles, der viel zu einfach und erhaben dachte. Menguy wußte, wenn er wollte, Blumen zu streuen: Pucelles war viel zu feurig, zu ungestüm, um auf Verschönerungen denken zu können. In Absicht auf den Charakter wurde Menguy für veränderlich gehalten, weil er nicht hartnäckig war; für schwach, weil er sich auf die Seite des Friedens neigte; für leichtsinnig, weil er nicht immer seiner ersten Meynung treu blieb. Auch rechtfertigte er alle diese Urtheile; denn er erklärte sich zuletzt, von Fleury gewonnen, für völlig neutral.

Nächst

Nächst dem Parlemente gab es noch verschiedene Korps, die sich zum Jansenismus bekannten: diese wurden ebenfalls eingezogen oder reformirt. So wurde Port-Royal, die Pflegschule manches großen Mannes, eines Racine, eines Pascal, aufgehoben. Eben dasselbe Schicksal traf das Collegium Sainte-Barbe, wo freylich manche Plattheit vorfiel, aber doch ein trefflicher Unterricht ertheilt wurde. Hundert Doctoren von der Sorbonne wurden ausgestoßen oder verwiesen; man sagt daher mit Recht, es würde nur das Gerippe übrig bleiben. Zerstreut war das Oratorium, eine Gesellschaft, die eben so frey dachte, und eben so fest, eben so bieder handelte, als die Religiosen von Saint-Sulpice sklavisch zu denken und schleichend zu handeln gewohnt waren. In dieser traurigen Lage befand sich, von Fleury's Eintritt in das Ministerium an bis 1742, die französische Kirche.

XIV.

Ministerial Commission in Form eines Conciliums, durch einen Siegelbrief, (lettre de cachet) zu Embrun, um den Bischof von Senez abzusetzen.

Beyde Armeen waren nun mit Argumenten, Distinktionen, Stellen aus den Kirchenvätern reichlich gerüstet, in der besten Fassung gegen einander: es kam nur auf den Ort zum Schlagen an; und dazu wurde Embrun, in der Nachbarschaft der Alpen, gewählt.

Nicht weit davon lebte ein achtzigjähriger Greis, der älteste von allen Bischöfen seiner Provinz; offen, freymüthig, gerade, voll eines gewissen feinen Gefühls in allem was er that, unerschütterlich in seinen Meynungen, ein Vater der Armen, ein Feind des Luxus und der Pracht. Er predigte selbst, saß selbst Beichte, spendete selbst die Sakramente aus, wie ein bloßer Vikarius. Seine ausschweifenden Pfarrer und Diöcesanen suchte er dadurch zu bessern, daß er sich vor ihnen auf die Knie nieder warf, und sie, mit Thränen in den Augen, beschwor ihre Lebensart zu ändern. Dieß war der Prälat, den die Kabale von seinem bischöflichen Stuhle herunterstoßen wollte!

In seiner Nachbarschaft zu Embrun befand sich zuweilen der Ränkespieler Tencin, dieser schaamlose, zügellose Mensch, ohne Sitten und Religion, durch schändliches Agiospiel gebrandmarkt. Dieser Tencin, der einen Law zum Protestanten umgeschaffen hatte, war gewiß am ersten fähig, den redlichen Soanen in einen Ketzer zu verwandeln, und ihn dafür auf einer förmlichen Kirchenversammlung zu erklären. Damit aber diese den Satzungen gemäß zusammenberufen werden könnte, wurden zu Versailles (am 24 May 1727) Siegelbriefe erlassen. In diesen Siegelbriefen hieß es: der König habe dem Herrn Erzbischofe von Embrun erlaubt, unverzüglich ein Concilium zusammen zu berufen, um da gewisse Sachen, welche die Religion und die Lehrsätze des Glaubens beträfen, untersuchen und erörtern zu lassen. Die Väter des künftigen Conciliums sollten sich, der königlichen Willensmeynung zufolge, an dem von dem Herrn Erzbischof bestimmten Tage nach Embrun verfügen; auch wurde ihnen angedeutet, diese Stadt nicht eher als nach geendigter Zusammenkunft und mit

Ein-

Einwilligung des besagten Herrn Erzbischofs wieder zu verlassen.

Gewiß, seitdem es Christenthum giebt, hat man von keinem so tollen Unternehmen gehört. Ein Concilium durch einen Siegelbrief! eine Zusammenberufung von Prälaten nach Embrun durch einen Siegelbrief! Anweisung in dieser Stadt bis zur Beendigung der Zusammenkunft auszuhalten, ebenfalls durch einen Siegelbrief! und das alles zur Vertheidigung der Bulle und des Glaubens!!

Eine besondere Kirchenversammlung zu einer Sittenverbesserung wäre vielleicht der Ordnung gemäß und rathsam gewesen. In diesem Falle hätte eine gewisse Anzahl Prälaten von strengen Sitten und gutem Wandel ausgesucht werden müssen, um Tencin abzusetzen. Allein das wollte man nicht: Glauben an die Bulle verlangte man; übrigens ließ man der Geistlichkeit ihre verdorbenen Sitten, die man doch hätte verbessern können. Auch antwortete der Bischof von Senez, unerbittlich, unbeweglich: er habe bisher für die Verkündigung der reinen Lehre gelebt, und wolle auch dafür sterben. Mit dieser Erklärung verließ er erst Senez, und dann seinen Kirchsprengel, den er auch nicht wieder gesehen hat, weil ihn ein Siegelbrief in das Gebirge von Auvergne verwies. Seine Vertheidigungsschriften wurden weggenommen, sein Entschluß durch alle nur mögliche Kunstgriffe bestärkt. Auf seine Protestation gegen seine Richter wurde gar nicht geachtet: es half nichts, daß er ihnen allen den Vorwurf machte, sie wären bloß Werkzeuge der Minister; daß er den Erzbischof Tencin für unfähig erklärte, ihm satzungsmäßig das Urtheil zu sprechen, da er selbst der Simonie angeklagt, überführt und deswegen durch einen gerichtlichen Verweis vom Parlement

ment gebrandmarkt worden sey: Tencin nahm ihn dagegen wegen Irrlehre in Anspruch. Soanen appellirte an eine allgemeine Kirchenversammlung: das Concilium zu Embrun suchte ihn durch Monitionen zurückzubringen. Endlich aber erfolgte ein förmliches Urtheil gegen ihn, wodurch seine Lehre für allzudreist, anstößig, aufrührerisch, der Kirche, den Bischöfen und dem königlichen Ansehen gefährlich, irrig, schismatisch, ketzerisch und der Ketzerey günstig erklärt wurde; verbunden mit Suspension von allen priesterlichen und bischöflichen Verrichtungen. Folglich wurde deswegen der Erzbischof Tencin zum Mitglied der Calotte aufgenommen.

Aeusserst unwillig über ein solches Verfahren, erhoben die appellantischen Bischöfe ein großes Geschrey. Vorzüglich that es zu Montpellier der unerschrockene Colbert, weil Tencin den Bischof von Senez mit dem Sobna, der in der Bibel vorkömmt, verglichen hatte. Colbert fand die Vergleichung gar nicht auf den Bischof, sondern vielmehr auf Tencin passend. „Sobna, sagte er, „war ein Mann der das Vergnügen liebte; mit einer „hohen geistlichen Würde bekleidet, war er deswegen „nichts weniger als fromm, denn er kannte weiter kein „Glück als in diesem Leben: Laßt uns essen, war seyn „Spruch, laßt uns trinken, denn Morgen sind wir tod! „So war Sobna: gleicht ihm nun wohl der fromme „Bischof der eben abgesetzt worden ist?“ Gewiß war Tencin eher ein Sobna als der gute Soanen. Colbert schilderte darauf die sogenannte Kirchenversammlung zu Embrun; die Verletzung aller Menschenrechte durch Verhaftung des Ueberbringers der zur Vertheidigung des Bischofs bestimmten Papiere, durch Hemmung der Notarien in ihren Verrichtungen, durch die Anmaßung der Richter über die Protestation gegen sie selbst zu urtheilen, durch Bedrohen des Prälaten mit Stockschlägen. Zuletzt

letzt entfuhr ihm noch im äussersten Unwillen, aus vollem und warmem Herzen der Ausruf: „giebt es wohl etwas abscheulicheres, als eine solche Räuberey?"

Dieses einzige Wort war nicht umsonst gesagt. Es wurde den Anhängern der Bulle unmöglich die Ehre einer sogenannten Kirchenversammlung zu retten, wo ein so unwürdiger Prälat wie Tencin den Vorsitz geführt hatte: die Jansenisten aber und die Indifferentisten, die damals in allen Gesellschaften gewiß drey Viertel ausmachten, nennten sie nicht anders mehr als le brigandage.

XV.

Projekt dem Parlemente die Gerichtsbarkeit in Kirchensachen zu entziehen, und eine Inquisitionskommission dafür einzuführen; Verhaftungen und Verweisungen.

Da einmal die vermeintliche Kirchenversammlung so leicht organisirt worden war, so verfiel man nun auf ein anderes nicht minder seltsames Projekt, auf eine Ministerialkommission über die Bulle und über die Kirchendisciplin. Natürlich entzog man dadurch dem Parlement sein kostbarstes Vorrecht, das ihm den ersten Stand im Staate unterwarf. Allein innerhalb der Mauern von Saint-Sulpice, dessen Einwohner immer zahlreicher wurden und sich von da in die Kirchsprengel verbreiteten, das sich aber überall vom Parlemente beschränkt

fand, in Saint-Sulpice war es einmal beschlossen, der Klerus sollte das Joch der Gerichtshöfe abwerfen, um es gegen das Joch von Saint-Sulpice zu vertauschen. Aufhören sollten die Appellationen, das heißt, der Ueberrest von Freyheit, den der gute Heinrich IV dem Klerus vom zweyten Range so standhaft noch erhalten hatte. Bey diesem Plane war allerdings das Parlement zu fürchten; am meisten aber der Haß der Franzosen gegen alles was Inquisition und willkührliche Kommission heissen mag. Man machte daher den Anfang mit entfernten, verdeckten Angriffen, auf eine Art, die immer andere Auslegungen zuließ. Besorgniß erregte ferner Fleury's friedliebender und des Königs noch nicht genug bestimmter Charakter: auch auf dieser Seite mußten Umwege gesucht werden. So brachte man es endlich dahin, daß die Bulle zu einem Staatsgesetz erklärt, und das Recht der Appellationen durch eine besondere Deklaration im Parlemente aufgehoben wurde. Mit dem Ansehen des Königs wurde dabey so gespielt, daß er, wie zu einer höchst wichtigen Angelegenheit, ein Lit-de-Justice hielt (d. 28 März 1730.) in welchem Glaubensartikel auf gut militärisch eingezeichnet wurden.

Alle Streitigkeiten waren nunmehr beygelegt; es schien, als würden endlich alle Parteyen aufhören. Allein der rastlose, schleichende, immer in sich gekehrte Geist der Kabale zu Issy verlangte Streit, weil er sich in Siegen gefiel. Nach dem erwähnten Lit-de-Justice erfolgte ein königliches Verbot, nicht weiter über die Bulle zu berathschlagen. Ein andermal stellte man dem König vor: er dürfe, wenn man ihm Vorstellungen machen wollen, keine andern als Präsidenten zulassen, eine Demüthigung für die Räthe, die eine gewisse Regentin einmal „Canaille" genennt hatte. Ferner reitzte man das Parlement durch Abfoderungen der Sachen, die ihm äusserst em-

empfindlich fielen. Jene Abfoderungen der Sachen suchte man sogar dadurch zu rechtfertigen, daß man sagte: man spreche im Parlement gegen die bekanntesten Gesetze des Staats. Alle diese Unregelmäßigkeiten, Verbote und Beschuldigungen brachten endlich die Geduld des feurigen Pucelles aufs äußerste. Mit seiner gewohnten, furchtbaren Beredsamkeit erhob er sich zuletzt gegen den Despotismus, sagte laut: Fleury habe den König schlecht erzogen, habe ihm ungünstige Grundsätze gegen seine Parlemente beygebracht. Sein Zuruf belebte die Gesellschaft von neuem gegen die Kabale zu Issy; und um diese wieder verlegen zu machen, beschloß man die ehmaligen Grundsätze von der Verfassung der französischen Geistlichkeit als gültig wieder herzustellen. Es wurden auch fünf Artikel, die nachher so berühmt geworden sind, über die Grenzen der beyden Mächte festgesetzt:

1) „Die weltliche Macht ist unmittelbar von Gott „eingesetzt, ist unabhängig von jeder andern, und keine „andere Gewalt darf ihr Ansehen im mindesten verletzen.“

2) „Den Dienern der Kirche steht es nicht zu die „Grenzen, welche Gott den beyden Mächten gesetzt hat, „zu bestimmen: die Kirchensatzungen (canones) werden „nur dadurch Staatsgesetze, daß sie durch das Ansehen „des Regenten ihre Bekräftigung erhalten.“

3) „Der weltlichen Macht allein gebührt die äussere Gerichtsbarkeit, die berechtigt ist die Unterthanen „des Königs zu zwingen.“

4) „Die Diener der Kirche sind dem König, und, „unter ihm, dem Parlement, für alles verantwortlich, „was die ruhige Beobachtung der Reichsgrundgesetze „stören kann.“

 5) „Die

5) „Die sämmtlichen Ordonnancen, Edikte, Regle„ments, und Parlementsschlüsse in Absicht auf die Ge„rechtsamen unserer Könige sollen nach Form und Inhalt „beobachtet; auch soll das gegenwärtige Arret abgelesen, „bekannt gemacht und angeschlagen werden u. s. w." Gleich den Tag darauf wurde dieser Parlementsschluß durch ein Arrét vom Conseil kassirt, für ungültig erklärt, und aus den Parlementsregistern wieder auszustreichen befohlen.

Als die Sitzungen, nach den Ferien, wieder anfiengen, und Maurepas ein königliches Schreiben überreichte, fand er die Gemüther noch so erbittert, daß man es nicht einmal wollte vorlesen lassen, sondern sich auf den Grundsatz berief: einem verschlossenen Befehle gebühre kein Gehorsam. Der König ließ den ersten Präsidenten rufen, um sich mit ihm über das Mittel zu besprechen, wie das Schreiben im Parlement erbrochen und abgelesen werden könnte. Der Präsident wendete auch alles an, Vorstellungen und Bitten: aber alles blieb fruchtlos. Es erschien ein zweytes Schreiben: das erste solle eröffnet und gelesen werden, bey Strafe der Empörung. Dieses zweyte Schreiben erregte große Bewegungen im ganzen Parlemente.

„Es ist doch traurig, sagte Pucelles, sich zwischen „zwo Klippen zu sehen, zwischen Ungehorsam gegen den „König oder Pflichtvergessenheit. Das Vergnügen das „die Folgsamkeit begleitet, die Besorgniß dem König zu „mißfallen, eine zärtliche Liebe für seine Person, alles „dieses fodert uns zum Gehorsam auf. Allein es giebt „Fälle, wo Folgsamkeit dem Vortheile des Königs selbst „entgegen seyn würde, wo sie in unächte Ehrfurcht aus„artet: und dann geht Treue vor. Drohungen schrecken „mich nicht: sie ermuntern und stärken vielmehr meinen

„Eifer

„Eifer und meinen Muth. Ueber mein Vermögen, über „meine Freyheit kann der König gebieten: aber unter „allen Strafen die er mir auflegen kann, ist nicht eine „die vermögend wäre, mich zur Vergessenheit meines „Schwurs und meiner Pflicht zu zwingen, noch mir, „wenn es auf sein Bestes ankömmt, den Mund zu ver„schließen, oder es mir zu wehren, daß ich mich nicht „jedem Angriff auf ihn entgegenstelle. Wäre jetzt der „König in Paris, mit seinem Siegelbriefe in der Hand „müßte man zu ihm ins Louvre gehen: Er würde sich „darin gar nicht erkennen. Was der Herr Präsident „dem König vorzustellen hat, ist schon zum voraus in „den muthvollen Anreden eines La Vacquerie, eines „Le Jay vorgezeichnet: könnte daher ein solcher Schritt „dem König mißfallen? was verlangen wir von ihm? „bloß die Freyheit als ehrliche Männer zu leben und ru„hig zu sterben, seinem Dienste, dem Vaterlande, „unsern Pflichten, unsern Schwüren, unsern heiligen „Freyheiten treu bleiben zu können, und nach einem ar„beitsvollen, mühseligen, unbelohnten Leben unsere Au„gen friedlich zu schließen. Und das wird uns verwei„gert!“ — Er schloß mit dem Antrage, nach Marly „zu gehen, und dem König die gemeinschaftlichen Be„schwerden vorzulegen.

Schon war das ganze Parlement, von Pucelles aufgefrischt, zum Abgang nach Marly bereit, als der erste Präsident auf die gefährlichen Folgen dieses Schritts aufmerksam machte. Pucelles erwiederte nochmals; das Parlement würde hierin nichts anders thun, als dem Vorgang der beyden genannten Männer in den Jahren 1480 und 1626 folgen, die sich dadurch unsterblich gemacht hätten. Ueber zwo Stunden währten die Debatten, ob man zum König gehen solle, oder nicht. Der erste Präsident bestand auf der Nothwendigkeit vorher

das erwähnte königliche Schreiben zu eröffnen: die Parlementsglieder wollten es nicht eher gestatten, als bis er sein Wort gegeben hätte, sich an ihre Spitze zu stellen, und mit ihnen nach Marly zu gehen. Er erbot sich es allein zu thun, sich allein im Namen des ganzen Korps dem König zu Füßen zu werfen; aber man antwortete ihm: da er doch diesen Schritt für so gefährlich ansehe, so wollten ihn alle mit ihm theilen. Nach zwo Stunden gab er endlich seine Einwilligung; und auf der Stelle wurde ein Schluß gefaßt: Beschwerde über die Mißbräuche die mit der königlichen Autorität getrieben würden, zu führen. Erst jetzt wurde das mehrmal erwähnte Schreiben entsiegelt: es enthielt, bey königlicher Ungnade, das Verbot aller Berathschlagung über die streitige Angelegenheit der geistlichen und weltlichen Macht.

Bey der Ankunft in Marly fand man den König beym „Debotter." Der erste Präsident ließ durch den Hofsekretair Dufranc, dem Herzog von Tresmes, als ersten Kammerherrn, hierauf sagen, das Parlement verlange ihn zu sprechen.

Der Herzog von Tresmes kam herunter; und der Präsident sagte zu ihm: das Parlement wünsche sehr dem König aufwarten zu dürfen, und bat ihn es Sr. Majest. zu melden.

In der Zwischenzeit machte der Herzog von Noailles, den die Neugier herbeygeführt hatte, aufmerksam darauf, daß die Herren sich hier im Vorhof an keinem schicklichen oder anständigen Orte befänden; sie möchten lieber in den Oberhofmeistersaal eintreten, wo er Feuer anmachen, und Lichter aufstecken ließ.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam der Herzog von Tresmes wieder, und sagte: es thue ihm sehr leid,

die

die unangenehme, entscheidende Antwort bringen zu müssen, daß der König sein Parlement gar nicht vor sich lassen wolle, sondern ihm befehle, unverzüglich nach Paris zurückzukehren. Das Parlement bat zwar den Kammerherrn noch einen Versuch zu machen: allein dieser versicherte, der Befehl des Königs sey so bestimmt, daß er nichts weiter erwähnen dürfe.

Unterdessen kamen auch Fleury, d'Aguesseau und Maurepas, voll Bestürzung über diese ungewöhnliche Erscheinung, dazu. „Ach! Herr Präsident! rief Fleury, „in Marly! in Marly! lieber Himmel in Marly! „und zwar um den König zu sprechen!"

Der erste Präsident erwiederte: nach Marly zu kommen, sey nicht verboten worden, sondern nur weitere Berathschlagungen. Fleury war darauf zutraulich genug zu Pucelles zu sagen: er sey persönlich gegen ihn wegen seiner letzten Rede im Parlemente aufgebracht. Pucelles versetzte: er habe weiter nichts gesagt, als was ihm die Wahrheit, sein Gewissen und die Ehrliebe eingegeben hätten. „Inzwischen, fügte der Kardinal hinzu, habe ich alle Achtung für das Parlement von Paris." — „Sehr viel Achtung, wie es scheint! „erwiederte Pucelles; noch zu keiner Zeit ist diese ehrwürdige Gesellschaft mehr erniedrigt worden, als „unter Ihrer Ministerschaft. Ewiger Vorwurf „wird deswegen Ihr Andenken in der Geschichte „treffen; unvergeßlich wird sie es aufbewahren, „daß unter Ihrer Staatsverwaltung das Parlement en Corps nicht vor seinen König gelassen „worden ist."

Stürmisch waren die Rückkehr nach Paris und denn die ersten Versammlungen. Der erste Präsident erbot sich nochmals, allein zum König zu gehen, und ihm fußfällig

fällig zu sagen, wie tief sich das Parlement durch diese Zurückweisung gekränkt fühle. Pucelles bezog sich auf die bekannten Fälle von 1625, 1645 und 1667, wo das Parlement ebenfalls ohne Vorbeschied zum König gegangen sey. „Aber setzte er hinzu, damals herrschte „auch kein Kardinal, umringt von einem gewissen Hau„fen der ihn, zum großen Leidwesen des Parlements, ge„fangen hält, und noch überdieß durch die Herren „d'Aguesseau und Chauvelin, beydes Siegelbewahrer „und Zöglinge des Parlements, verstärkt wird. Jener „hatte sonst eben die Grundsätze die wir jetzt verfechten: „jetzt behaupten beyde das Gegentheil."

„Deliberationen und Remonstrationen untersagen, „heißt das Parlement vernichten, heißt es zum blinden, „leidenden Werkzeuge der Minister herabsetzen. Nicht „aus übler Laune rede ich so, nicht aus Erbitterung ge„gen den Herrn Kardinal: ich schätze ihn, ich liebe ihn, „aber ich fürchte ihn nicht; ich betrachte ihn als einen „Gefangenen einer gewissen Menschenklasse, die ihn nicht „einen Schritt allein gehen läßt. Meiner Meynung nach „sollte daher dem Herrn Präsidenten aufgetragen werden, „dem König von Seiten des Parlements vorzustellen, „daß es unmöglich sey seine Verrichtungen fortzusetzen, „so lange es nicht seine Pflichten der Treue und des Ge„horsams vereinigen könne, nach dieser Vorstellung aber „nochmals um eine Audienz für das Parlement zu bit„ten." Bey diesem Entschluß blieb das Parlement; und dieser Entschluß machte den König, das Ministerium, vorzüglich aber den Kardinal nicht wenig verlegen. Man versprach eine günstige Declaration in Absicht auf die Grenzen der beyden Mächte: allein man bestand auf dem Verbot der Deliberationen. Pucelles, der immerfort ein Parlement das nicht reden darf, für einen Körper ohne Geist, für einen Schatten hielt, bestand dagegen auf

Ab-

Abdankung. Sein volles Gefühl strömte zuletzt in Thränen über, indem er ausrief: „So sehn wir denn, von „unsern Sitzen, die Flammen auf allen Seiten ausbrechen, den Pallast, den Thron unserer Monarchen ergreifen, und vermögen nichts gegen die Mordbrenner, finden nicht einmal Gehör für unsere Vorschläge das „Feuer zu löschen! So sehen wir am Fuß des Tribunals „zerstreute Gemeinheiten, armgemachte Privatpersonen, „hören den flehenden Ruf um Gerechtigkeit, um Schutz „von den Gesetzen die uns anvertrauet sind, und sind „nicht im Stande eine hülfreiche Hand zu bieten! So sehen wir uns entehrt, zu nichts gemacht! denn eben so „gut ist es als nähme man uns das Daseyn, wenn man „uns das Recht der Berathschlagung entzieht: heißt das „nicht die Seele vom Körper trennen? Traurig für uns, „daß wir nicht unsere Pflicht erfüllen können, ohne uns „des Ungehorsams schuldig, und den König bis zu „Drohungen unwillig über uns zu machen! Das Ministerium läßt uns Frieden hoffen, und entfernt sich davon, „indem es ihn verspricht. Erst werden redliche Bürger, ganze Korps auseinander getrieben; und, Verbrechern gleich, „in Gefängnisse geworfen; erst werden Eltern von ihren „Kindern, schuldlose Religiosinnen, fromme Geistlichen, „treue Unterthanen, von ihren Gemeinden getrennt, und „ohne Beystand, ohne Vertheidiger, in fremde Länder „verwiesen: und nun, nach allen diesen Mißhandlungen, werden ihre Magistratspersonen, ihre natürlichen „Beschützer, als Verbrecher der beleidigten Majestät, „als Ketzer und Schismatiker behandelt! heißt das nicht „den Mißbrauch willkührlicher Gewalt aufs Höchste spannen? So verurtheilt uns das Conseil ohne uns gehört „zu haben. Wollen wir reden, so wird es uns untersagt; wollen wir berathschlagen, so werden wir bedroht: was für einen Frieden will uns nun, nach dem „allen, das Conseil hoffen lassen, als einen Frieden

„auf Bedingungen die man noch nicht zu nennen wagt? „Nein! ich kann nicht schweigen, wenn ich sehe, daß „königliche Räthe die Hand zu Schritten bieten, die fähig „sind den Frieden entfernt zu halten, und das Parle„ment zu erniedrigen. Was bleibt uns also in dieser „traurigen Lage anders übrig, als dem König vorzustel„len, wie unmöglich es sey, in der Form als Parle„ment unser Daseyn ferner zu behaupten, wofern wir „nicht reden dürfen, im Gegentheil aber die Unmöglich„keit unsere Verrichtungen fortsetzen zu können?"

Diese Rede machte Eindruck auf das Parlement: der erste Präsident wurde an den König abgeschickt; aber der König ließ ihn nicht vor. Er schrieb an den Monarchen: es erfolgte keine Antwort. Pucelles, hierüber noch mehr aufgebracht, bestand darauf, es sollte über dergleichen Machtstreiche förmlich deliberirt werden: allein so oft diese bedenkliche Materie vorkam, hob der Präsident die Sitzung auf. Lieber gieng er zum Kardinal, und bat und beschwor ihn, durch seine Vermittelung ihm den Zutritt zum König zu verschaffen. „Es „ist alles umsonst, erwiederte Fleury, „wenn Sie „mit Sr. Majest. von Geschäften reden wollen." Das Parlement ward auch dießmal ermüdet, und schwieg.

Die ganze Sache schien eingeschlummert zu seyn, als der König unvermuthet das Parlement durch eine Deputation zu sich rufen ließ. Bey der Ankunft dieser Deputation kam ihr Maurepas im äussersten Vorzimmer entgegen, und eröfnete ihr: der König lasse allen, und namentlich dem ersten Präsidenten, untersagen, wenn Sr. Majest. würden aufgehört haben, nur noch ein Wort zu reden: so würden sie eingeführt.

Der König saß, umgeben vom Herzog von Orleans, dem Kanzler d'Aguesseau, dem Siegelbewahrer Chau-

Chauvelin, dem Kardinal Fleury und verschiedenen andern Herren. Nachdem der König gesagt hatte, der Kanzler werde seine Meynung bekannt machen, fuhr dieser fort: „aus dem Unregelmäßigen und Unanständigen „in dem Betragen des Parlements seit den letztern königlichen Verfügungen, wird ohne Mühe abzunehmen seyn, „wie sehr Sr. Majest. darüber aufgebracht seyn müssen. „Sie befehlen mir daher Euch zu eröffnen, daß alles „was Ihr gethan habt, als dem Ihnen schuldigen Gehorsam entgegen, null und nichtig seyn soll. Sr. Maj. „untersagen auch alle und jede Zusammenkunft über diesen Gegenstand, und werden diejenigen, die diesem Ihren Befehle auszuweichen suchen werden, als Widerspenstige und Empörer betrachten.“

„Der König kennt den ganzen Umfang der Gerechtsamen der höchsten Gewalt, und wird zu verhindern „wissen, daß derselben nicht zu nahe getreten werde: zur „Erhaltung des königlichen Ansehens ist es der unverletzlichste Grundsatz, daß kein Ungehorsam jemals ungeahndet hingehen dürfe. Was Er euch jetzt durch meinen „Mund sagen läßt, soll auf seinen Befehl eingezeichnet werden.“

Als der Kanzler aufgehört hatte, setzte der König selbst noch hinzu: „dieß ist mein Wille; zwingt mich nicht „Euch fühlen zu lassen, daß ich euer Herr bin.“ Der erste Präsident stammelte kaum die wenigen Worte:„ wir „dürfen nicht einmal sagen, wie tief wir gekränkt sind.“ Man machte uns noch tiefe, maschinenmäßige Verbeugungen, und gieng: und so schloß sich dieser Auftritt, zur großen Auferbauung des Hofs.

Nicht lange hernach erließ der Erzbischof von Paris ein Mandement, in welchem den Freyheiten der gallikanischen Kirche zu nahe getreten war. Zwey und zwan-

zig Pfarrer in Paris weigerten sich daher das Mandement von den Kanzeln bekannt zu machen, und wurden deswegen beym Parlemente denunciirt. Es erfolgte abermals ein Verbot an das Parlement, sich in dergleichen Sachen ohne königliche Erlaubnis zu mischen. Ein gewisser Parlementsrath machte darüber eine Bemerkung, die mitten unter den ernsthaftesten Debatten, ein Gelächter erregte. „Wie sollen wir, sagte Robert, dem König „Gehorsam leisten, da er uns nicht erlaubt über Kirchen„sachen zu berathschlagen, ohnerachtet er noch nicht da„von unterrichtet ist? Können wir jemals Sr. Majest. „davon unterrichten ohne vorläufige Berathschlagung? „Und ist es nicht ganz ausgemacht, daß, wenn der Ge„richtshof den König von einer gewissen Sache soll un„terrichten können, er vorher nothwendig darüber deli„beriren muß? Wir werden also niemals aufhören zu „reden und zu deliberiren, weil man doch unmöglich im„mer stillschweigen kann."

„Wir sehen wohl, setzte Pucelles ernsthafter hin„zu, daß uns nichts anders übrig bleibt, als dem „König unsere Köpfe darzubieten. Er ist Herr „über unser Vermögen und über unser Leben, *) „aber nicht über mein Gewissen. Und können „wir wohl mit kaltem Blute die Unordnungen mit „ansehen die von den Feinden der Eintracht in der „Dioces Paris erregt werden? Noch einmal! bey „dem Anblick dieser Unordnungen werde ich nim„mermehr schweigen."

Der

*) Wie nöthig hätten doch selbst die bessern Köpfe im Parlement einigen Unterricht über die Rechte des Menschen gehabt! wie Pucelles hier spricht, diese Sprache führt man in Fez, Tunis und Marocco: in Frankreich hat der König alles was er hat von seinen Unterthanen. (Anm. d. Vf.)

Der erste Präsident antwortete: es sey des Königs Wille, man müsse sich unterwerfen. Dupré und verschiedene andere Räthe machten ihm dagegen den Einwurf: ein mündlicher Befehl des Königs sey eben nichts mehr als eine „lettre de jussion" wogegen doch das Parlement wiederholte Vorstellungen zu machen pflege. Als der Präsident noch nicht nachgeben wollte, kam es zu bittern Vorwürfen. Man sagte ihm ins Gesicht: es sey unredlich, es sey schändlich von ihm, daß er seine Gesellschaft im Stich lasse. „Niemals, sagte ein Parlementsrath zu ihm, werden Sie größer seyn, als „wenn Sie an der Spitze Ihrer Mitbrüder stehen: „sind Sie hingegen von ihnen getrennt, dann verachtet Sie auch der Hof. Und sollte auch das „ganze Parlement zu Grunde gehen, so wär' es „doch rühmlich für Sie mit ihm sein Schicksal zu „theilen." Zuletzt declarirten vorzüglich diejenigen Räthe, die nicht zu der großen Kammer gehörten: sie würden nicht weiter arbeiten, wofern nicht vorher über das Betragen des Erzbischofs von Paris deliberirt worden wäre.

Tags darauf, da wirklich nur in der großen Kammer Audienz gehalten wurde, lief ein Siegelbrief ein, der die Veranlassung gab, alle Kammern zusammen zu berufen. In der Enquetenkammer machte man anfangs Schwierigkeiten denselben zu eröffnen: endlich aber, nach langen Debatten, that man es doch. Man ersah daraus, daß der König eine Deputation vom Parlemente zu sich entbot. Man fragte den ersten Präsidenten, welche Antwort er dem König darauf zu geben gedenke. „Auch „jetzt, erwiederte der Präsident, müßte ich erst wissen, „was uns der König zu sagen hat." — „Das „möchte wohl, fiel ihm Titon ins Wort, nicht schwer „zu errathen seyn. Sie aber müssen antworten, „wie, 1626, bey einer ähnlichen Gelegenheit, der

„erste Präsident zu Verdun. Dieser sagte nehmlich geradezu: da die Sache die Religion und „die Sicherheit seiner Person und des Staats be„treffe, so sey es ihm nicht als Ungehorsam aus„zulegen, wenn er sich nicht dem Befehle des Kö„nigs fügen könne.“ Dupré setzte hinzu, man müsse declariren: das Parlement werde seine Verrichtungen einstellen müssen, wenn man es ihm unmöglich mache, seine wesentlichste Pflicht zu erfüllen, nehmlich die Pflicht zu reden: ein solches Verbot verrathe zu sehr die strenge Regel der Seminarien von Saint-Sulpice. So mischte sich die französische Laune auch in die ernsthaftesten Geschäfte.

Nachdem alle Stimmen sorgfältig waren aufgezählt worden, faßte man einhellig den Schluß: der erste Präsident solle sich darüber gegen den König gleichförmig erklären; würde ihm der König durch einen Minister Stillschweigen auferlegen lassen, so sollte er auf ein Verbot dieser Art gar keine Rücksicht nehmen; würde ihm aber der König selbst schweigen heissen, dann sollte er die obige Erklärung des Präsidenten von Verdun schriftlich zu den Füßen des Throns niederlegen. Von diesem Tage an hörten alle Geschäfte im Palais auf; selbst die Advokaten plaidirten nicht mehr.

Der König, der schon von diesen Beschlüssen unterrichtet war, empfieng die Parlementsdeputation mit großem Gepränge, in Gesellschaft des Herzogs von Bourbon, des Grafen von Clermont, des Duc du Maine, des Grafen von Toulouse, des Prinzen von Dombes, des Comte d'Eu, des Kardinals Fleury, von d'Aguesseau, Chauvelin, Villars, Charost, Maurepas u. s. w. Seine Anrede war: „ich hab' euch meinen Willen kund gethan, und bestehe darauf, daß er durchaus pünktlich vollzogen werde; ich untersage alle weitere

Deli-

Deliberation. Was ihr bisher gethan habt, verdient meinen Unwillen; seyd künftig folgsamer, und nehmt eure Geschäfte wieder vor."

Der erste Präsident machte eine tiefe Verbeugung, und wollte reden: — „still!" — unterbrach ihn Ludwig XV. Kaum sah Pucelles, daß der Präsident den Parlementsschluß unvollzogen ließ, so kniete er vor dem König nieder, und legte den Parlementsschluß ehrerbietig zu den Füßen des Throns. Maurepas aber raffte ihn auf, zerriß ihn, und streute die Stücke zwischen dem Throne und den Deputirten umher.

Nach dieser sultanischen Sitzung und der Rückkehr der Deputirten nach Paris, fand sich nicht nur Fleury beleidigt, sondern auch das ganze Ministerium zürnte auf den Abbé Pucelles, der, bey dem Verbote zu reden, die Dreistigkeit gehabt habe etwas Schriftliches zu überreichen. Die Folge davon war, daß Pucelles durch zween Gardisten und einen Brigadier von den Gardes-du-Corps, La Plane, zu Senlis aufgehoben, und nach Corbigny in seine Abtey gebracht wurde. „Sagen Sie dem Kardinal, sagte Pucelles zu denjenigen, die ihn in Verhaft nahmen, so verfahren Tyrannen." Inzwischen scheute doch das Ministerium selbst die Pariser, bey welchen Pucelles in einer eben so allgemeinen als wohlverdienten Achtung stand. „So machen Sie „uns dann, sagte Fleury zu Maurepas, einen Gas„senhauer um die gute Stadt Paris damit zu amü„siren; etwas zum Lachen auf seinen Namen." Maurepas that es, und machte einen Gassenhauer, indem er sich selbst übertraf. Der verlangte Spaß war den Damen de la Halle in den Mund gelegt; diese sangen die berüchtigten Couplets, deren Refrain man so lange gemerkt hat:

Rendez-nous Pucelles, o guai!
Rendez-nous Pucelles.

Von den Hallen erhob sich der Gassenhauer bis hinauf zu den Damen vom Hof; und mehrere Monate nach einander wurde ein Parlementsrath, der ein Opfer seines Muthes und seines Patriotismus geworden war, unaufhörlich — ausgeträllert.

In der folgenden Nacht wurde auch Titon aufgehoben, und nach Vincennes, dann aber auf das Schloß Ham gebracht. Das Parlement weigerte sich, nach seiner Zurückkunft, auch nur zusammen zu kommen. Nur die große Kammer hatte die Schwäche — nach dem Ausdruck der Partey, die sich die patriotische nannte — daß sie doch zusammenkam: allein der Hohn des Volks zwang sie bald sich ebenfalls zurückzuziehen. Hierüber schrieb d'Aguesseau, vielleicht noch mehr in Verlegenheit als das Parlement: es befremde ihn, daß die Grand-Chambre, die doch sonst so manchen Beweis von Muth und Standhaftigkeit in Beobachtung ihrer Pflicht gegeben habe, jetzt ihre Verrichtungen einstelle: dieses schrieb d'Aguesseau, der doch selbst seiner Grundsätze und Pflichten vergaß! Inzwischen mitten unter dem Trällern des Gassenliedes auf Pucelles, billigte doch die ganze Hauptstadt das Betragen des Parlements gegen solche Minister, die es mit Gefängniß bestraften, daß man den Zutritt zum König gesucht, daß man gegründete Vorstellungen fußfällig und schweigend zu den Füßen des Throns niedergelegt hatte. „Was wird es werden, sagte man „laut, wenn ein zweyter Dubois auf diesen Fleury „folgt, der uns doch mehr Freundlichkeit versprach? „Man wird also gar nichts mehr an den König „bringen können? nur einem von den Ministern „wird es belieben dürfen jemand aus der Welt zu „schaffen,

„schaffen, so verwandeln die übrigen unsern König „in eine Maschine, in einen Papagey.“ Bey dieser Stimmung des Volks fühlte sich das Ministerium nichts weniger als ruhig: der jesuitisch-sulpicianischen Partey aber wurde ihre Freude ziemlich verbittert. Zu Issy wurden häufige Konferenzen gehalten: Rohan, Bissy, Tencin, Vintimille, Latour eilten geschäftig hin und her.

Nach der Meynung der Heftigsten sollte das Parlement das Erkenntniß in Kirchensachen nicht länger behalten, sondern blos auf Parteysachen eingeschränkt werden. Statt dessen verlangten sie eine Kommission, aus dem Kanzler, den Ministern, vier Prälaten, vier Staatsräthen und vier Geistlichen vom zweyten Range zusammengesetzt, zur Verwaltung, Lenkung und Beurtheilung aller kirchlichen oder religiösen Angelegenheiten.

Inzwischen waren die Parlementsglieder zerstreut, und kamen gar nicht mehr zusammen; oder wenn sie auch zusammen kamen, weil sie durch Lettres-de-Cachet gerufen wurden, so wurden doch die Deliberationen nur angefangen, vom Präsidenten aber gleich wieder niedergeschlagen. Man gieng ausschußweise zu diesem, und negociirte; man wollte wieder eintreten, man wollte wieder nicht. Zwischen dem Geiste des Widerstandes und dem Geiste der Unterwürfigkeit der damahligen Zeit herrschte ein heftiger Kampf: nur kamen alle in dem Wunsche überein, daß dem Parlemente das Erkenntniß in Kirchensachen wiedergegeben werden möchte. Mir that es wehe, das Ansehen des Königs leiden zu sehen: ich klagte darüber gegen meinen Freund Barjac, fragte ihn, wie es nur möglich sey, daß der Kardinal allen dergleichen Rathschlägen Gehör geben könne? Barjac, ein offener Mann, war es auch jezt gegen mich: er gab mir eine Antwort

 voll-

voll Wahrheit und Verstand: „es ist ein grosses Glück „für uns, daß diese ganze Pfaffenkabale die uns um„giebt, auf das Parlement oder auf die Jansenisten fällt: „was sollte S. E. anfangen, wenn alle die Leute sich an „ihn machten und hielten? keine acht Tage hielten wir „es aus. S. E. möchten gern Ruhe stiften: allein er „läßt sie machen, läßt sich selbst dahinreissen: der Gene„ral-Superior ist der Mann der ihm den Kopf ver„dreht."

Sieben Kammern schickten ihre Abdankungserklärung ein. Die große Kammer gab Audienz, aber die Advokaten verweigerten ihren Dienst. Der Pöbel zischte sie von neuem aus, und nennte dagegen die Kammern der Enqueten und Requeten Stützen des Staats. Um jene zu entschädigen, berief sie der König nach Compiegne, und schenkte ihr eine sehr huldreiche Aufnahme. Der erste Präsident sprach daselbst eine Rede voll Unterwürfigkeit, in welcher er unter andern zum König sagte: als Herr seiner Unterthanen werde er doch nie vergessen, daß er ihr Vater sey. Der König aber declarirte: er wolle denjenigen die ihre Entlassung gefordert hätten, noch einige Tage zur Ueberlegung gönnen: nach deren Ablauf aber, keine Verzeyhung! dann sollten sie lebenslang seinen Unwillen zu empfinden haben. Konnte wohl ein Parlement das den König zum Herrn über das Leben und Vermögen seiner Unterthanen erklärte, eine andere Antwort erwarten?

Die sieben Kammern die ihre Entlassung verlangt hatten, ließen sich doch durch Drohungen schrecken und neigten sich mehr zum Nachgeben. Der erste Präsident, ein Mann von allen Parteyen, machte selbst den Versuch den Kardinal umzustimmen. Allein der unerbittliche Alte, den

den Couturier nicht einen Augenblick allein ließ, gab ihm auf eine rauhe Art zur Antwort: kämen Sie nur noch einmal, so hätte es das Ansehen von Negociation; und doch muß gehorcht seyn; zwischen einem König und seinen Unterthanen giebt es keine Negociation. Ohne sich durch diesen fruchtlosen Versuch abschrecken zu lassen, beschwor der Präsident den Kardinal von neuem. Fleury antwortete ihm bloß mit der Frage: ob er komme, um für die sieben Kammern um Verzeyhung zu bitten, und die Erklärung von ihrer Wiederunterwerfung mitbringe?

Der erste Präsident verlangte hierauf mit dem König selbst zu sprechen. Fleury gab ihm dagegen den Bescheid: S. M. ließen ihm verbieten vor Ihnen zu erscheinen, und nähmen gewisse Maaßregeln die Verletzung Ihres Ansehens zu ahnden. Der Präsident schrieb hierauf an den Minister, und bat ihn dringend, er möchte nur die Vollziehung der königlichen Drohungen wenigstens aufzuhalten suchen. Auf dieses schriftliche Gesuch gab ihm Fleury eine kurze Frist bis drey Uhr Nachmittags. Von der Zeit an gab es nicht wenig Wortwechsel, Visiten, und vergebliches Hin- und Herfahren von Versailles nach Paris, von Paris nach Versailles. Endlich wurde noch Barjac, aus Eifersucht auf Couturier, und durch die dringenden Bitten des Präsidenten geschmeichelt, der Retter des Parlements.

Die sämmtlichen Präsidenten und sechs Räthe von der Großen Kammer wurden nach Versailles beschieden; und bey diesem Vorbeschiede sprach der König weniger als sonst im Tone des Gebieters. In seinem Namen deklarirte der Kanzler: der König wolle geruhen, den Parlementsgliedern ihre Abdankungsschriften, in der Hofnung, zurückzugeben, daß ihr künftiges Betragen das Vergangene

gene in Vergessenheit bringen würde. Die Kammern nahmen nun, eine nach der andern, ihre Verrichtungen wieder vor, und zwar unter der Bedingung: daß es ihnen in Zukunft erlaubt seyn sollte, Vorstellungen über die Zurückberufung der Verwiesenen, über die Freyheit der Deliberationen, und über das Arrêt des Conseils vom 16 Jun. 1732 zu machen.

Dieser Vergleich war ohne Vorwissen der Kabale zu Issy geschlossen worden: natürlich wurde diese dadurch nicht wenig beleidigt. Kaum hatte also das Parlement seine Verrichtungen wieder angefangen, so wurde in ihren Zusammenkünften, zum Nachtheil der öffentlichen Ruhe, eine königliche Deklaration zur Beschränkung des Remonstrationsrechtes geschmiedet. Versammelt waren nun wieder die sämmtlichen Kammern, aber die Zurückberufung ihrer verwiesenen Mitglieder erfolgte nicht; in dem Eingange der neuesten Deklaration wurde gesagt, die Erinnerung des Vergangenen sey dem König bey seinen gütigen Gesinnungen äusserst empfindlich; alle wiederhohlte Vorstellung ohne königliche Einwilligung wurde untersagt; jedes in einem Lit-de Justice publicirte Edikt sollte künftig, aller Gegenvorstellung ohnerachtet, vollzogen werden; der Großen Kammer allein wurde das Erkenntniß über die Appellationen, als über Mißbräuche, zugesprochen; verboten wurde jede besondere Zusammenkunft oder Einzeichnung, ausser in den sämmtlichen versammelten Kammern; keine Denunciation sollte anders geschehen dürfen, als durch die General-Advokaten oder durch den ersten Präsidenten. Aus allen diesem glaubten die Mitglieder des Parlements augenscheinlich zu ersehen, daß es den Ministern um Fehde zu thun sey. Mit lautem Unwillen hörte man diese wiederhohlte „Kriegserklarung" — wie sie jene Declaration nennten — an;

an; und man faßte den Schluß den König zu bitten: diese seine Erklärung zurückzunehmen.

Allein daran fehlte so viel, daß Ludwig XV. die Deputirten nicht einmal anhörte, nicht einmal vorließ. Die Advokaten hörten wieder auf zu plaidiren, die Konsultanten verschlossen ihr Kabinet. Unter diesen Umständen legten selbst die „Gens - du - Roi" Fürbitten ein; aber es wurde ihnen geantwortet: der König verlange erst unverweigerte Justizverwaltung für seine Unterthanen. Die versammelten Kammern liessen noch einen Versuch beym König machen: „kommt nicht wieder!" war die ganze Antwort. Nichts desto weniger wurde das Parlement „en Corps de Cour" durch einen Siegelbrief zu einem Lit-de Justice am 3 Sept. 1732 beschieden.

Die vornehmsten Parlementsglieder hatten den Prinzen von Charolois dahin bewogen, daß er eine Rede voll Kraft und Wahrheit gegen den Kardinal halten wollte. Allein dieser erfuhr es vorher, und wußte so geschickt entgegen zu arbeiten, daß der Prinz sich gewinnen ließ, und die Sache des Parlements wieder aufgab. Weil die Räthe zu einem Schlusse hatten schreiten wollen, so wurden ihrer hundert und vierzig verwiesen.

Inzwischen verlor Fleury die Achtung der Nation: überall verfolgte man ihn mit Liederchen und beissenden Versen. Pucelles machte öffentlich bekannt; Fleury habe in seinen jüngern Jahren erst eine artige Liebschaft mit ihm getheilt, aber sie ihm endlich entführt. Die Prinzen waren unzufrieden: dem Königreiche drohte von weitem ein Krieg. So viele vereinte Anfälle auszuhalten, schien dem Minister nicht rathsam zu seyn: deswegen

wurden die Verwiesenen, zu Ende der Gerichtsferien, zurückberufen.

XVI.

Stumme Parlementssitzungen — Absichten des Hofs.

Der oft erwähnte Präsident war ein sonderbarer Mann, ein wahres Modell zu einer Gaukelpuppe (mannequin). Da man nun (1735) eine förmliche Auflehnung des Parlements besorgte, so beschloß man dem Gerichtshofe dadurch in sich selbst Beschäftigung zu geben, daß man den ersten Präsidenten dem ganzen Korps entgegensetzte. Man überredete also diesen Präsidenten, keine Untersuchung, keinen Schluß über die Angelegenheit von Douay zu gestatten, sondern gleich die Sitzung aufzuheben, und dabey zu behaupten: auf ihm allein beruhe die Bestimmung der Gegenstände welche das Parlement ordnungsmäßig verhandeln könne. Gegen diese Behauptung aber lehnte sich das ganze Korps auf. Pucelles sagte ihm ins Gesicht: „das Parlement sey so schon „unglücklich genug, daß Gegner, ausser seinen Versammlungen, dem Guten, das es stiften wollen, sich widersetzten; es dürfe nicht noch das Unglück haben, daß „in seinem Schooße sein erster Präsident die guten Absichten der Gesellschaft zu vereiteln suche." Der Präsident erwiederte: er sehe wohl, daß er das Unglück habe dem Korps zu mißfallen; allein er wolle lieber sich selbst aufopfern, wenn er nur dadurch noch üblere Folgen vom Parlement abwenden könne.

Titon, ein redlicher, beredter, muthvoller Mann, setzte hinzu: wenn man jenen Grundsatz gelten lassen wolle, so werde man dadurch den Präsidenten zum einzigen Richter über die Deliberationen machen; dann würde kein Parlement mehr seyn, sondern alles der erste Präsident: so lange daher noch ein Lebenshauch in ihm sey, werde er sich einem solchen Grundsatze widersetzen.

Der erste Präsident gab keineswegs nach. Man stellte ihm vor: wenn zwey hundert und sechszig Glieder die Deliberation über einen gewissen Gegenstand wünschten, so würde es doch unrecht seyn: wenn er allein dagegen wäre: keine Vorstellung half bey dem Präsidenten, der sich standhaft weigerte die Stimmen sammeln zu lassen. Von jener Seite wollte man auch nicht weichen: und so blieb man denn von zehn Uhr bis Mittag sitzen, so daß man sich immer nur ansah, und immer nur, ohne ein Wort zu sagen, beobachtete.

Endlich um Mittag bat man den Präsidenten ihm vorstellen zu dürfen, wie unschicklich es sey, daß er die Versammlung zwo ganze Stunden aufhalte, ohne daß ein Wort gesprochen werde, und daß es endlich Zeit sey diese stumme Sitzung aufzuheben. Dieses, erwiederte der Präsident, wolle er thun, wenn es die Versammlung erlaube, nicht aber die Stimmen sammeln. Man sagte zu ihm: da er doch das Letztere nicht thun wolle, so könne er aufstehen, die Kammern aber würden noch beysammen bleiben. Allein er versetzte dagegen: er könne unmöglich eine Zusammenkunft gestatten, bey welcher er nicht den Vorsitz führe. So gieng man um halb ein Uhr auseinander.

Abends antwortete der Präsident: seine Gründe vom heutigen Morgen wären noch immer dieselben. Man setzte ihm bündige Gründe entgegen: er antwortete gar nicht

 darauf.

darauf. Titon ließ harte Worte fallen: er versetzte bloß: „die Achtung die ich für Sie hege, läßt mich nicht antworten.“ Zuletzt kam es dahin, daß die Parlementsglieder, auch wenn sie gerufen wurden, nicht mehr bey dem Präsidenten erschienen.

Inzwischen rufte das Conseil die genannte Angelegenheit vom Parlemente ab. „Das war, sagte der Präsident, der Streich, den ich abzuwehren suchte; ich wollte diese Avocation verhindern, die Ihnen nicht anders als unangenehm seyn kann.“

Beynahe vier Wochen dauerten diese Mißhelligkeiten, diese stummen Sitzungen. Sie hatten indessen eine Wirkung gethan wie das Ministerium sie haben wollte, vorzüglich aber nach dem Plane der Kabale zu Issy, die eben dergleichen Auftritte aus tief überdachten Absichten spielen ließ.

XVII.

Resultat und Einfluß der Religionsstreitigkeiten auf die Sitten, Moden und Gebräuche der Zeit.

Während aller dieser Streitigkeiten und Irrungen erhob sich eine dritte Partey von hellsehenden, starken, philosophischen, keinem von beyden streitenden Theilen zugeschwornen Köpfen; eine Klasse von Denkern, die aller jener Zänkereyen lachten, aber auch ihre heftigen Ausbrüche bedauerten; die eben dadurch eine Revolution im Gebiete des menschlichen Geistes vorbereiteten, die bald hernach, gegen das Ende von Fleury's Ministerschaft, aus-

auszubrechen anfieng. Eben dadurch daß man für die Religion, für die wahre Lehre, Achtung erzwingen wollte, daß man blinden Gehorsam gegen Glaubensartikel foderte, dabey aber eine freye, zügellose Lebensart in der Kirche ungeahndet ließ, eben dadurch riß man die Religion aus den Herzen der Gläubigen. Montesquieu foderte zum Nachdenken darüber in seinen Persischen Briefen auf; Voltaire lachte ihrer; Diderot rüstete sich; d'Argens spottete der Religion und ihrer Diener mit bitterm Spott; die kleinliche, schleichende Scheelsucht des Sulpicianismus hielt die vorzüglichsten Männer von der Kirche entfernt; in der Hauptstadt war ein ewiges Mißgetön verdrüßlicher Zänkereyen; in ihrem Schooße selbst nährte die Kirche ihre wahren Feinde; die Jansenisten, die sie durch ihre theoretische und praktische Moral hätten beliebt machen können, wie sie ihr wirklich Ehre machten, waren zerstreut, verwiesen, in die Bastille gesperrt. Alles Folgen von der Uebermacht des Sulpicianismus! und noch Glück genug, daß er nicht auch, seinen Planen gemäß, eine religiöse Inquisition einführen konnte!

Dabey nahm der so beugsame Charakter des Franzosen, der so gern bey allem siegt, bey allem lacht, jeden neuen Eindruck an: man kennt ja die allgemeine Inkonsequenz der Notionen! So war es z. B. seit 1728 für Herren und Damen, für Abbés und Prinzen ein Lieblingszeitvertreib, daß man Bilder ausschnitt. Aus allen Büchern wurden die Kupfer herausgerissen, um sie auszuschneiden; Zeichner und Kupferstecher wurden in Bewegung gesetzt, um nur immer etwas Neues zum Ausschneiden zu liefern.

Fleury selbst blieb von der allgemeinen Liedersucht, wie schon gesagt, nichts weniger als verschont. Schon seit funfzig Jahren trällerte man ein Lieblingsliedchen vom Pater Barnabas: dieses wurde auf ihn angewendet.

det. Auch fand die Anwendung so allgemeinen Beyfall, daß drey Jahre lang, Moden, Etrennen, Coiffüren, Zuckerhüte, Dessertaufsätze, alles en bequilles seyn mußte. Auf den Assietten beym Dessert stand das Lieblingslied geschrieben; am Ende von jedem Repas ward es gesungen; die Bänkelsänger in den Straßen setzten ihre Lieder en bequilles. Einige Zeit hernach trug man Müffe à la Girard; und alle Moden waren à la Cadiere. Wie ein gutes Kind, lachte unsere Nation über alles: über alles sang sie, über ihre Könige, über seine Minister, über ihr eigenes Ungemach. Zuletzt ersann man noch, um das Maaß der Inkonsequenz voll zu machen, zur ernsthaften Tändeley für ganze Nachmittage in allen Gesellschaften — Logogryphen.

XVIII.

Wieder eine Inquisition. Coalition der Geistlichkeit und Polizey unter dem Erzbischof Beaumont von Paris.

Hatte gleich die Inquisition nicht gesetzmäßig eingeführt werden können, so ruhte doch deswegen der Geist des Jesuitismus und Sulpicianismus so wenig, daß vielmehr ein ganz anderer Weg dazu eingeschlagen wurde, ein Vertrag von einer ganz neuen Art mit der Polizey.

Bloß der Name des Parlements machte daß der Jesuitismus gleichsam Verzuckungen bekam; angenehmer und gefälliger klang ihm das Wort Polizey. So wie der ältere d'Argenson und nachher Herault bey dem geistlichen Stand eine Stütze gefunden hatten, eben so fand sie auch Sartine in der Verbindung mit Beaumont, einem

nem geschwornen Feinde der Parlemente; Bedürfniß und Interesse machten zwischen ihnen das Band.

Die Jansenisten beschuldigten die Molinisten eines gänzlichen Mangels an theoretischer und praktischer Moralität. Wahr ist es auch, die Molinisten liebten das Vergnügen, machten Aufwand: und doch war es ihnen empfindlich diesen Vorwurf von Leuten hören zu müssen, die einfach lebten, und dabey fest, vielleicht starrsinnig und hochmüthig waren. Beaumont nahm daher Anlaß eine Inquisition über die Sitten beyder Parteyen anzustellen. In dieser Absicht schloß er, wie schon angedeutet worden ist, einen Vertrag mit dem Generalpolizeylieutenant.

Vermöge dieses Vertrags gab Letzterer seinen Kommissairen gewisse geheime Instruktionen: die Kommissarien aber richteten darnach die verdächtigen Weibspersonen ab. Diese waren angewiesen, einen Prälaten, einen Priester, einen Abbe´ genau von einem Layen zu unterscheiden, und sobald sie einen geistlichen Herrn, vorzüglich aber einen Prälaten in die Schlinge gelockt hätten, den nächsten Kommissaire rufen zu lassen. Damit sie auch nicht ermangeln möchten das Gesetz pünktlich zu vollziehen, war eine Belohnung auf die Anzeige gesetzt.

Schändlich ist diese grausame Verordnung! Nicht abweisen sollten sie einen Geistlichen, einen Pfarrer, einen Prälaten; dadurch wäre der Endzweck verfehlt worden: sondern in die Schlinge locken, damit er auf frischer That überrascht und überführt werden könnte. In dieser Absicht sollte sogleich der nächstwohnende Kommissaire herbey gerufen werden; dieser kam sogleich, machte sein Protokoll, das sogleich von den Anwesenden als Zeugen und von dem Denunciaten selbst unterschrieben werden mußte, und übergab es sodann der Polizey. Von der Polizey kam eine Kopie davon an den Erzbischof.

Hier

Hier wurde in einem engern Ausschusse festgesetzt, ob der Denunciat von aller künftigen geistlichen Beförderung ausgeschlossen, oder, in Rücksicht auf seinen Eifer für die Bulle, begnadigt werden sollte. Wir haben sie noch, diese abscheulichen Akten von einer halb ministeriellen, halb priesterlichen Inquisition; sie gehen bis auf die Zeit, wo Sartine statt der Polizey das Departement der Marine bekam.

Wie tief sind doch unsere religiösen und politischen Justitute gesunken! Hier erscheint der höchste Klerus, wie er aus Erbitterung gegen die Parlemente mit der Polizey in einen Bund tritt! ein Klerus, der die Beweise für die Ausschweifungen mit allen schmuzigen, ekelhaften und empörenden Details aufsuchen läßt!

Sollte jemals das Archiv der Bastille geöffnet werden, sollten die Registraturen, Memoiren, Briefe, Akten, die es enthält, an den Tag kommen, was würden dann die Franzosen von einigen Prälaten und von dem damaligen Generalpolizeylieutenant sagen, und was von dem schändlichen Bunde zwischen diesen Männern aus so verschiedenen Klassen? *)

Doch ich werde gewahr, daß, indem ich den Inquisitionsgeist unter Fleury's Administration schildern wollte, die Verkettung der Umstände und Begebenheiten mich von meinem Wege abgeleitet hat: ich kehre nun zu Fleury's unumschränkter Ministerschaft zurück.

*) Sie existiren noch, diese schändlichen Urkunden der Coalition der Geistlichkeit mit der Polizey. Mit Schaudern habe ich sie im Originale selbst durchblättert. Man sagt, sie sollen im Druck erscheinen und bis dahin an einen Ort niedergelegt werden, wo jedermann sie sehen kann. Und so werden denn noch lebende Prälaten, Weyhbischöfe, Pfarrer, sie mögen Jansenisten oder Molinisten seyn, ihre Bekenntnisse gedruckt sehen. O der jüngste Tag erschien in Frankreich im J. 1789. (Anm. d. Verf.)

Ende des vierten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richelieu, Louis François Armand DuPlessis de, 1696-1788

Memoiren des Marschals Herzogs von Richelieu, Pairs von Frankreich und Ober-Kammerherrn des Königs als Enthüllung der Geschichte des Französischen Hofes unter Ludwig XIV., der Regentschaft des Herzogs von Orleans, Ludwig XV., und der vierzehn ersten Jahre der Regierung Ludwigs XVI., Königs der Franzosen, und des Wiederbringers der Freyheit; in der Bibliothek
Bd.: Vierter Theil

Jena 1791

40.379-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701841-5
VD18 90774647